Medicus

Die Naturgeschichte

nach

Wort und Spruch des Volkes.

Die Naturgeschichte

nach

Wort und Spruch des Volkes.

Die Naturgeschichte

nach

Wort und Spruch des Volkes.

Von

Dr. Wilhelm Medicus,

k. Lehrer der Naturgeschichte in Kaiserslautern.

Nördlingen.

Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

1867.

Vorwort.

Seit Jahren habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, auf dem Gebiete der Naturgeschichte dasjenige ausfindig zu machen und zusammenzutragen, was in das Bewußtseyn des Volkes, vor allem meines vaterländischen deutschen Volkes, und folgerichtig in die Sprache übergegangen ist: was einmal Gemeingut geworden, das eignet der bildende Sprachgeist sich an. In diesem Sinne habe ich einerseits die zahlreichen Sprüchwörter, welche sich auf dem Felde der Naturgeschichte bewegen, andrerseits die etymologischen Ableitungen, welche von Thiernamen gebildet sind, zu Charakterbildern verwoben, welche vielleicht mit ebenso viel Recht „lebende Bilder" genannt werden könnten. Der Fachmann muß billig staunen über die Fülle naturgeschichtlicher, zum Theil ganz specieller Kenntnisse, welche sich in den Sprüchwörtern eben sowohl wie in diesen Ableitungen wiederspiegelt, und doch ist beides Letztere aus dem Volke im besten Sinne des Wortes hervorgegangen. An die etymologischen Ableitungen, welche am häufigsten wieder zur Benennung anderer Naturkörper verwendet worden sind, knüpft sich mehr der wissenschaftliche Theil dieser Arbeit; ich habe Alles, was ich aufgenommen, auf das Gewissenhafteste geprüft, und lege es nunmehr, nebst der von mir versuchten Deutung der Sprüchwörter dem billigen Urtheile der Naturforscher, wie nicht minder der Sprachforscher vor. Neben

Naturkenntniß ist vorzugsweise in den Sprüchwörtern ein unerschöpflicher Schatz des köstlichsten Volkswitzes und Humors verborgen, welcher auch mich angesteckt und hingerissen und mir diese Arbeit zu einer für mich selbst in hohem Grade anregenden gemacht hat. Dieser Humor wird, wie ich glaube, auch unter den Laien in der Naturgeschichte Leser, und wenn mich eine schöne Hoffnung nicht trügt, sogar Leserinnen herbeiziehen. Möge dieses Werkchen anregend auch auf Andere wirken, möge es ein Geringes beitragen zur Lösung der Aufgabe, welche die letzte Versammlung der Naturforscher sich gestellt, die Naturwissenschaften immer volksthümlicher zu machen, dem allgemeinen Verständnisse immer näher zu rücken!

Kaiserslautern, im April 1867.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite.
1.	Das Haushuhn	1
2.	Das Pferd	20
3.	Der Esel	39
4.	Das Rind	54
5.	Das Schaf	80
6.	Die Gans	96
7.	Das Schwein	105
8.	Der Hund	117
9.	Die Katze	137
10.	Die Maus	154
11.	Der Fuchs	166
12.	Der Wolf	174
13.	Der Löwe	187
14.	Die Vögel	196
15.	Der Adler	226

1. Das Haushuhn.

Das Haushuhn stellt das Muster der Ordnung von Vögeln dar, welche in der Naturgeschichte den Namen Hühnervögel erhalten hat. Bekanntlich ist es kein einheimischer Vogel, aber seit Jahrtausenden gezähmt und allmählich in die ganze Welt verbreitet; indessen erst zu neuerer Zeit hat der Reisende Leschenault in Ostindien und Java den wilden Vogel aufgefunden, von dem es abstammt, unter der Benennung Banku- oder Bankivahuhn. Er ist wie keiner Seinesgleichen bei uns eingebürgert, ein gutes Stück Haushaltung und Gemüthlichkeit hat sich an ihn geklebt, wovon zahlreiche Sprüchwörter Zeuge sind. Alle Hühnervögel haben kurze Flügel, welche einen schwerfälligen, plumpen Flug verursachen, daher sagt eines der Sprüchwörter: „Ein Huhn hat so viele Flügel als ein Falke und kann doch nicht so hoch fliegen". Ferner besitzen die Hühner Beine, deren Zehen durch eine kurze Haut, die sogenannte Spannhaut, am Grunde verbunden und mit breiten stumpfen Nägeln versehen sind. Solche Füße heißen schon die Naturforscher Scharrfüße, und Jedermann weiß, wie fleißig die Hühner damit im Boden und auf dem Miste scharren und kratzen. „Kratzefuß" nennt Henning der Hahn im Reineke Fuchs die beste der Hennen, und ein „Mistkratzerchen" sagt zärtlich schmeichelnd, wer sich schon auf den „Hühnerbraten" freut. „Was zum Huhne geboren ist, scharrt nimmer vor sich" (d. h.

vorwärts), lautet einer der vielen Sprüche, welche die Macht der angebornen Naturtriebe bezeichnen. Ein alter Vers singt:

> Wenn die Henne nicht scharrt wie der Hahn,
> Kann der Haushalt nicht bestahn!

und gibt damit der Hausfrau einen feinen Hieb, wie auch die folgenden Sprüchwörter. Es scharren nämlich besonders die Hennen so viel in der Erde, daher sagt man: „Eine Henne kann mehr auseinander scharren, als sieben Hähne“ oder „der Hahn kann nicht so viel zusammentragen als die Henne verscharren mag.“ Und eine eigenthümliche Furcht vor dem Scharren der Hühner bezeigt eine der geläufigsten Redensarten, welche wir gebrauchen, wenn wir uns ironisch bemühen, einer Sache Unsterblichkeit zu verleihen: „Wir wollens in den Schornstein schreiben, wo es die Hühner nicht auskratzen.“ Aber „kein Huhn scharrt umsonst“, aus dem Boden bringen sie so Insecten und Würmer und aus dem Miste die einzeln darin steckenden Körner hervor, wie denn Sämereien ihre Hauptnahrung ausmachen. „Ich nähme ein Gerstenkorn für die Perle“ sagt der Hahn in der Volksfabel, und „in der Aernte sind die Hühner taub“ klagt der Bauer selbst über die folgsamsten Thiere, die gerade den Aerntesegen vor Augen haben. Wehe daher dem Huhne, das des Augenlichts beraubt ist; doch „zuweilen findet auch eine blinde Henne ein Gerstenkorn.“

Der Scharrfuß der Hühner hat jenen, wie Butter glänzenden, gelben Blumen, die auf allen Wiesen wachsen und auch Butter- und Schmalzblumen genannt werden, den Namen „Hahnenfuß“ verschafft. Derselbe bezieht sich auf die eigenthümlich gekrümmte Form der in der Mitte der Blüthe sich entwickelnden Früchtchen, welche nicht eigentlich dem Fuße der Hühner, sondern vielmehr einer Zehe mit dem gekrümmten Nagel daran gleichen. Man rechnet die artenreiche Gattung Hahnenfuß unter die deutschen Giftgewächse, da alle Arten mehr oder minder einen scharfen

Stoff enthalten, welcher, wenn man z. B. die Blätter auf der Haut zerquetscht, diese roth macht, ja bei einigen Arten sogar Blasen zieht. Das Vieh, durch seinen Instinct geleitet, berührt die Pflanzen nicht, sie wären aber eine sehr unangenehme Zugabe für das Heu, wenn nicht, wie bei mehreren Giftpflanzen der scharfe Stoff durch das Dürren seine schädliche Wirkung ganz verlöre, so daß die getrockneten Pflanzen von dem Hausvieh ohne Anstand gefressen werden*). Auch die Magerkeit dieser Füße der Hühner, welche fast nichts als mit Haut überzogene Knochen sind, ist der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgangen: „Du wirst gerade so ein Hahnenfuß, wie ich meiner Lebtage gewesen bin", sagt eine magere Mutter zu ihrem heranwachsenden Töchterchen.

Auf dem Kopfe befindet sich der gebogene, rothe und fleischige Kamm, welcher beim Hahne viel ansehnlicher ist, als bei der Henne. „Was zum Hahne werden soll, röthet bald den Kamm", spricht prüfend die Bäuerinn, wenn sie die heranwachsenden Küchlein mustert, um zu sehen, wie viele Hähnchen und Hühnchen sie bekommen wird. Auch der „Hahnenkamm" ist zum Vorbilde für das Pflanzenreich geworden und hat nicht bloß einer, sondern vier verschiedenen Pflanzen seinen Namen verliehen. Man heißt so ein anderes Wiesenunkraut mit gebogener, gelber Blüthe, welches sonst Klappertopf von seinen losen klappernden Samen genannt wird, auch in der Kunstsprache Rhinanthus crista galli und aus dem Griechischen Alectorolophus. Etwas deutlicher an sein thierisches Vorbild erinnert der „Hahnenkamm" mit rothen Blüthen, welcher aus China und Japan stammt und in unsern Gärten oder in Töpfen gepflanzt wird (Celosia cristata). Die Blüthenähren stehen dicht gedrängt an einander und erscheinen bei dem künstlich gezogenen mehr oder weniger

*) Eine ähnliche Wortbildung ist der Name „Hühnerfußgras" für eine Grasart (Andropogon Ischaemum), deren röthliche Aehren meist zu 5 bis 7 zehen- oder fingerartig beisammenstehen.

verbreitert und platt zusammengedrückt, oft vielfach eingeschnitten und gelappt, also ähnlich wie der Kamm eines Hahnes. Man heißt auch noch ausdrücklich „rothen Hahnenkamm", eine dritte Pflanze (Hedysarum coronarium), welche mit dem Esperklee nahe verwandt ist, der auch wohl selbst so genannt wird, mit scharlachrothen sogenannten Schmetterlingsblüthen. Hier gleichen wieder, wie bei der ersten Pflanze, die einzelnen Blumen mit ihrem gebogenen Kiele, wie der botanische Kunstausdruck lautet, und zugleich durch ihre Farbe einem Hahnenkamme. Im südlichen Europa wird dieser Hahnenkamm als ein sehr gutes Futterkraut gezogen, bei uns aber kommt er auch als Zierpflanze in Gärten vor, auch unter dem Namen „Hahnenkopf". „Hahnenkamm" oder „Hahnenkämmchen" heißt viertens ein eßbarer Schwamm, nämlich eine Art Keulenpilz (Clavaria Botrytis), von den rothen, stumpfen Gipfeln der Aeste seines dicken, liegenden und blassen Stengels. Er findet sich besonders in Buchwäldern und innerhalb alter Eichstämme, oft in großen Büschen 3—4 Zoll hoch und führt die verschiedenartigsten Benennungen, als Bärentatze, Ziegenbart u. a. Dasselbe Bild finden wir auch im Thierreiche verwendet; es gibt eine Art von Austern im indischen Oceane, die „Hahnenkamm" genannt wird von starken Falten am Rande, welche von den beiden Muschelschalen genau in einander passen, und indem sie so eine Zickzacklinie bilden, ebenfalls einem Hühnerkamme ähnlich sehen. Sie heißt auch lateinisch wieder crista galli, wie die erste Pflanze, der Rhinanthus. „Hahnenkamm" ist endlich auch der Name von Bergzügen mit gewölbtem Rücken geworden; besonders findet sich einer mit dieser Benennung an der Wasserscheide der Donau und des Maines auf der Grenze von Franken und dem nördlichen Schwaben. Wenn der Hahn zum Zorne gereizt wird, oder wenn er sich vor Stolz aufbläht, so schwillt ihm sein Kamm, steigt oder wächst ihm der Kamm, wie wir auch sagen. Dem Auslande „ist erst wieder der Kamm

gewachsen", haben sich auch conservative Zeitungen vernehmen lassen, seit Preußen und Oesterreich in Schleswig-Holstein das Recht vergewaltigt und dadurch Uneinigkeit in Deutschland gesäet haben.

Bei andern solchen bildlichen Bezeichnungen ist offenbar nur das Huhn als einer der bekanntesten Vögel eingetreten und keine besondere Aehnlichkeit mit dem entsprechenden Theile eines Huhnes erkennbar: so bei jener Allerweltsplage, welche die zierliche Tänzerin so wenig verschont, wie den alten müden Lebenswanderer, den „Hühneraugen", die ja nach einem andern Vogel auch Krähenaugen genannt werden. Wer übrigens die von der Köchinn ausgestochenen Augen eines Huhns gesehen hat, das für den Bratspieß bestimmt war, dem wird die Aehnlichkeit mit einem Vogelauge, worauf der Ausdruck beruht, nicht entgangen seyn. Hin und wieder hat man davon die Zusammensetzung „Hühneraugenbeere" für die gewöhnlicher sogenannte Vogelbeere von der eigenthümlichen Gestalt dieser Frucht gebildet. Ferner heißt „Hühnerdarm" eines unserer gemeinsten Unkräuter mit kleinen, weißen Blumen, welches durch seine allgemeine Verbreitung von der heißen Zone bis in die kältesten Länder, wo nur immer der Mensch sich angesiedelt hat, sich auszeichnet (Alsine media s. Stellaria media). Wenn man den Stengel dieser Pflanze durchreißt, so sieht man, daß auf ganz eigenthümliche Weise durch eine äußere, sich von selbst ablösende Oberhaut sich ein grüner Faden, wie durch einen fortlaufenden Darm hindurchzieht, so daß der Name sehr bezeichnend erscheint, welcher auch öfters nach einem anderen Thiere Mäusedarm lautet. Selbst im Winter unter dem Schnee erhält sich dieses Kraut frisch und grün, und gewährt so das ganze Jahr hindurch nicht bloß unsern Canarienvögeln, sondern auch manchen andern kleinen Vögeln, sowie den Hühnern selbst ein angenehmes Futter, im Frühjahre sogar für das Hausvieh.

Noch eine Zusammensetzung mit Huhn ist hier zu erwäh-

nen. In einigen Gegenden von Deutschland heißt man den Abend vor der Hochzeit, welcher sonst unter dem Namen Polterabend und allerlei komischen Bezeichnungen gefeiert wird, den „Hühnerabend" oder das „Hühnerfangen", wahrscheinlich von einem dabei gebräuchlichen Spiele.

Das ganze Leben der Hühner hat das Volk mit Liebe beobachtet und in zahlreichen Sprüchwörtern wiedergespiegelt. Früh Morgens ist der Hahn, auch Gockel und Göker genannt, der erste wach im ganzen Hause und weckt mit seinem Krähen Hühner und Leute. Freilich „wird es Tag, wenn der Hahn auch nicht kräht", aber wir lassen uns doch gern vom „Hahnenrufe" den neuen Tag verkündigen, und eben so lieben es auch die Hühner, welche Abends so früh auf die Stange hüpfen. „Wer mit den Hühnern zu Bette geht, kann mit den Hahnen aufstehen" oder noch ausdrücklicher als Vorschrift für die Kinder gefaßt:

Früh mit den Hühnern zu Bette
Und auf mit den Hahnen zur Wette!

Es ist wahrhaft ergötzlich, zu sehen, wie nun am Morgen jeder auf der durch ihre Steilheit bekannten „Hühnertreppe" herabkommenden Henne der Hahn seinen Kratzfuß macht, um sie herumtänzelt und sie überhaupt mit ausgewählter Galanterie bewillkommt. Und dann fängt jeder Theil sein Treiben an nach eigner Art. Der Hahn durchmißt Hof und Flur mit seinem langsamen, stolzen Gange, und er „ist König auf seinem Miste." Wie die Fürsten auf der Bühne stolzirt er einher, deßhalb gilt sein Schritt für einen kleinen und kurzen. „Nach Dreikönige", schreibt der Kalender, „wachsen die Tage um einen Hahnenschritt" (nach einer andern Anschauung um einen „Hahnenschrei"). Und wenn Jemand entweder aus Stolz oder aus schlechter Gewohnheit seine Schritte recht von oben herab macht, so sagen wir unter einem Bilde, das die komischste Vorstellung erweckt: „Er geht wie der Gockel im Werge" oder „er geht darüber hin wie

der Hahn über die Kohlen.“ Der Hahn ist wachsam und streitet gerne: „Zwei Hahnen auf einem Miste vertragen sich nicht.“ „Ehe der Hahn kräht, schlägt er mit den Fittichen und schließt die Augen“ — „weil er's auswendig kann“, setzen wir mit einem sehr harmlosen Scherze hinzu. Wer, wenn er ihn einmal gesehen hat, denkt hier nicht an die täuschende Naturtreue des Hahns an der berühmten Uhr im Straßburger Münster? Wenn wir ihn recht loben wollen für seinen Fleiß, so sagen wir: „Ein guter Hahn kräht auch zweimal“, wie: Ein guter Gaul zieht zweimal, und in dem nämlichen Sinne. Und die durstigen Sangesbrüder trösten sich mit dem Verse:

Viel besser kräht der Hahn,
So er die Kehle feuchtet an!

So hat der Hahn den ganzen Tag zu thun und wenn man sieht, mit welcher ritterlichen Aufmerksamkeit er den Hennen, um deren Gunst er buhlt, die besten Bissen zuschiebt und nie vor ihnen frißt, so kann man es sich leicht erklären, daß er mit einem Seufzer zu sich selber spricht: „Ein guter Hahn wird selten fett!“

Wegen seiner Wachsamkeit ist der Hahn zum Sinnbilde auch auf die christlichen Kirchthürme und Kirchendächer gesetzt, und prophezeit hier zugleich, da er gewöhnlich als Windfahne gearbeitet ist, als „Wetterhahn“ die gute und schlechte Witterung; und „wenn sich der Wetterhahn nicht dreht, zerbricht ihn der Sturm.“ Da aber diese Hähne von der Natur zum Schweigen verdammt sind, so sagen wir spöttisch von einem schweigsamen Menschen: „Wenn er redet, kräht der Hahn auf dem Kirchthurme!“ Und wer hinwieder kennt nicht jenes schauerliche Bild, unter welchem der Spitzbube mit geballter Faust seinem ehrlichen Gegner droht: „Warte nur, ich will dir den rothen Hahn auf's Dach setzen!“

Der gallische Hahn, welcher noch unter Louis Philipp als das bei uns Deutschen verfehmte Sinnbild französischer Nationa-

lität in Geltung gestanden, scheint vor dem Napoleonischen Adler ganz verstummt zu seyn.

Hier sind einige Zusammensetzungen des Wortes Hahn zu erwähnen, wo dieser Vogel mit seinen charakteristischen Eigenschaften mehr oder minder deutlich als Vorbild gedient hat. Wir sehen dabei ab von andern Vögeln aus derselben Ordnung, wie Truthahn, Auerhahn, Spielhahn u. dgl., und wollen selbst die Wasserhühner nebst ein Paar weiteren Sumpfvögeln weglassen, welche auch noch in manchen Stücken mit den eigentlichen Hühnern übereinstimmen. Dann bleibt noch von Vögeln übrig vor allen Dingen der „Kampfhahn", bei dessen Namengebung die natürlichen oder künstlich veranstalteten „Hahnenkämpfe" vorgeschwebt haben. Dieser Kampfhahn (Tringa s. Machetes pugnax) ist eine auch in Deutschland, jedoch mehr in den Küstengegenden als im Binnenlande einheimische Sumpfvogelart, deren Männchen im Frühjahre heftige Kämpfe mit einander aufführen, zu welcher Zeit sich sogar ihr Hals mit einem eigenen Federkragen bedeckt, der ihnen während des übrigen Jahres und den Weibchen, sowie den Jungen immer fehlt. Sie finden sich auf besondern Kampfplätzen ein; dessenungeachtet fliegen sie gesellig zusammen, fangen aber gleich, sobald sie sich niedergelassen haben, den Streit an. Denselben Namen „Kampfhahn" führen auch die Flügelschnecken, eine Gattung von Seeschnecken, deren eine Art, welche Riesenohr genannt wird, mit einem prächtig rosenrothen Flügel in vielen Häusern zur Zierde aufgestellt getroffen wird. Die Mündung des Gehäuses wird bei allen Flügelschnecken, wie bei einigen andern im Wasser lebenden Gattungen, durch einen hornigen Deckel verschlossen, wenn das Thier in das Schneckenhaus zurücktritt und sich dabei zusammenfaltet. Das Stück des sogenannten Schneckenfußes, woran hier der Deckel befestigt ist, verlängert sich wie ein kleiner Finger, und damit können sie sehr hurtig um sich schlagen und sich gegen jeden Angriff wehren, daher werden sie Fechter

oder Kampfhähne genannt, also ebenfalls wegen ihrer Streitbarkeit.

Das Verkleinerungswort von Hahn findet sich in der Zusammensetzung „Gold- oder Berghähnchen". Das Goldhähnchen ist der kleinste europäische Vogel, noch etwas kleiner als der gewöhnlich dafür bekannte Zaunkönig, überall auch den Winter hindurch bei uns anzutreffen, und hat auf dem Scheitel einen goldigen oder feuerfarbenen Fleck, welcher etwa an einen Hahnenkamm erinnert, woher wahrscheinlich der Name abzuleiten ist. Man heißt aber „Goldhähnchen" auch den bekannten Goldkäfer; überhaupt sind die Namen Hahn und Hähnchen für mehrere Käfer und Insecten gebräuchlich. Den nämlichen Goldkäfer nennt man anderweitig „Seidenhähnchen" von seinem wie rothes Seidenfutter aussehenden Bauche, und so gibt es auch einen „Weidenhahn", einen auf Weiden und Pappeln lebenden Käfer, und die nahe damit verwandten „Lilienhähnchen" und „Spargelhähnchen" (Lema Populi, merdigera und asparagi), worunter die Lilienhähnchen wegen eines eigenthümlichen Tones, den sie von sich geben, von den Kindern auch Geigenmännchen genannt werden. Für diese Bedeutung dürfte eine etymologische Ableitung schwer aufzufinden seyn; sie findet sich indessen gerade so auch in der Zusammensetzung „Springhahn" für Heuschrecke wieder. Der Name „Goldhähnchen" ist drittens noch für eine Blume gebräuchlich, welche sonst Dotterblume von ihrer lebhaft gelben Farbe genannt wird, auch Kuhblume (Caltha palustris). Hier ist das Wort Hähnchen eine Abkürzung statt des oben erklärten Hahnenfuß, und theils für wirkliche Hahnenfußarten, theils für Verwandte aus derselben Pflanzenfamilie, wie dieses Goldhähnchen gebräuchlich. So sagt man auch „Wasserhähnchen" für den Wasserhahnenfuß, dann „Wald- oder Windhähnchen" für eine der ersten Frühlingsblumen mit ähnlicher weißer Blüthe (Anemone nemorosa).

Der Name „Wetterhahn", den wir vorhin dem Hahn auf dem Kirchthurme beigelegt haben, ist auch auf den Sauerklee übertragen worden und zwar deßwegen, weil er ebenfalls ein Wetterprophet ist. Der Sauerklee gehört nämlich unter diejenigen Pflanzen, welche durch Hängenlassen ihrer sonst wagrecht ausgebreiteten Blättchen bevorstehendes Regenwetter anzeigen. Andere, wie die Wetterdistel, schließen bei trüber Witterung ihre Blumen; noch andere zeigen regelmäßig mit Einbruch der Nacht dieselben Erscheinungen, welche daher mit dem Namen Pflanzenschlaf belegt worden sind, indem sie unwillkürlich an den Schlaf der Menschen und Thiere erinnern. Eine noch weiter gehende Bedeutung hat das Wort „Wetterhahn" im bildlichen Sinne erhalten, da es natürlich kein besseres Muster zur Bezeichnung eines wetterwendischen Charakters geben kann. „Du wortbrüchiger, heimtückischer Wetterhahn!" schilt in einer Novelle von A. Meißner ein Bauer seinen Nachbar, welcher bei einer plötzlichen Versöhnung nach vieljährigem Hader seine Tochter mit des erstern Sohn verlobt hat und am andern Tage eben so plötzlich die Verlobung wieder rückgängig macht.

Endlich gebraucht man den Ausdruck Hahn zur Bezeichnung des von Linné erfundenen Pflanzengeschlechtes, und sagt „Hanfhahn" für den sogenannten Fimmel, und entsprechend „Hanfhenne" für den Saathanf, welcher Samen trägt.

Die Zusammensetzung „Schnapphahn" für Straßenräuber oder Freibeuter gehört nach meiner Ansicht nicht hieher, sondern kommt von dem Hahne am Flintenschlosse. Man hat allerdings auch ironische Ausdrücke, wie „saubere Hähne" statt saubere Gesellen, und das Komische der Wortbildung Schnapphahn beruht zum Theil auf der Doppelsinnigkeit des Wortes Hahn. Fast in jedem der vielen deutschen Staaten gibt es einen Bezirk, welchen die andern zum Spotte das „Schnapphahnenland" nennen.

Die Bauleute heißen „Hahnenbalken" den First- oder ober-

sten Dachbalken, weil der Haushahn gern hinauffliegt und von dem erhabenen Sitze herab sein Kikeriki ertönen läßt, wie man ihn auch Katzenbalken von der darüber kletternden Katze benennt.

Und nun, wenn es mir auch vielleicht gelungen ist, die Aufmerksamkeit des Lesers eine Zeit lang auf den Hahn zu lenken, und wenn ich sogar die schöne Leserin ein paarmal in Gedanken habe über meine Worte schmunzeln sehen, so drängt sich mir doch jetzt unwillkürlich der demüthigende Gedanke auf, daß gar bald die Zeit kommen wird, wo „kein Hahn mehr darnach kräht.“

Wenden wir uns hierauf zur Henne.

Es ist kein Hühnchen noch so klein,
Uebers Jahr will's eine Henne sein!

sagen wir hier zuerst mit einem der mehrfachen Sprüchwörter, welche das ungeduldige Verlangen der Jugend, besonders der weiblichen, versinnlichen, groß zu werden und eine Rolle in der Welt zu spielen. Die Henne, wenn sie nun erwachsen ist, hat einen duckenden Gang und gackert oder gatzt, während beim Hahne das Krähen ein wesentliches Stück seiner männlichen Würde ausmacht. „Wo die Henne kräht und der Hahn schweigt, da geht es liederlich zu“ oder „es ist ein schlimm Zeichen, wenn die Henne kräht und die Frau das Meisterlied singt“ und in Versen:

Wenn die Henne kräht vor dem Hahn,
Und das Weib redet vor dem Mann,
So soll man die Henne braten
Und das Weib mit Prügeln berathen!

„Eine Henne hat das Recht über neun Zäune“, lautet die Bauernjurisprudenz; unbehindert schlüpft sie unter den Zäunen durch von Grasplatz zu Grasplatz, um Körner und Insecten zu suchen, aber nie wird sie ihrem Hofe ungetreu, und „keine Henne fliegt über die Mauer.“ Ihr eigentliches Wesen entwickelt aber die Henne erst, wenn sie anfängt, Eier zu legen und auszubrüten;

dann wenn sie Küchlein hat, wird sie die Gluckhenne oder Glucke. Um diese Zeit genießt die Henne das stolze Vorrecht, als Sinnbild für eine edle Eigenschaft des Menschen zu dienen, wozu sich selten thierische Vorbilder verwenden lassen, nämlich für die mütterliche Liebe, welche die uneigennützigste von allen ist. Schon bei Homer finden wir dieses Bild, und an das verblendete Jerusalem richtet himmlische Liebe die thränenerstickten Worte: Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel!

Gerade an dieß letzte Bild knüpft sich der Gebrauch des Ausdrucks „Glucke" im uneigentlichen Sinne für eine Gattung von Nachtschmetterlingen (Gastropacha), deren Raupen, wie der Seidenwurm, beim Verpuppen ein mehr oder minder künstliches Gespinnst anlegen. Diese Schmetterlinge haben eine eigenthümliche, auffallende Art, ihre Flügel zusammenzulegen, worin sie mit der Glucke, welche ihre Küchlein unter die Flügel nimmt, verglichen werden. Die bekannteste Art ist die rothe „Kupferglucke", dann die „Eichenglucke" u. a.

Um aber auf die eigentliche Glucke zurückzukommen, so ist wahrhaft rührend die Angst, welche eine Henne, die Enteneier ausgebrütet hat, um die Entchen aussteht, wenn die ungerathenen Stiefkinder mit Lust sich auf einem Elemente wiegen, wohin die Mutter ihnen nicht folgen kann.

Um die Zeit des Eierlegens gilt nun vor allen Dingen: „Ueble Henne, die in Nachbarshäuser legt." „Solche Hühner, die daheim essen und anderswo legen, soll man am Bratspieß ziehen!" Weiter halte man sich an die Vorschrift: „Wenn man der Henne nicht bald ein Nest macht, so legt sie unter die Nesseln." Indessen trotz aller Vorsicht passirt manchmal ein Unglück: „es legt wohl auch eine kluge Henne in die Nesseln." Ueberhaupt seufzt die Hausmutter und schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, „wie bald hat ein Huhn ein Ei verlegt!"

Bekanntlich hat man es durch die Zähmung dahin gebracht, daß die Hühner den größten Theil des Jahres hindurch, ohne zu brüten, Eier legen, die man ihnen wegnehmen kann, worauf ja der größte Theil des Nutzens dieser Art von Hausgeflügel beruht; wenn man die Hühner zum fortwährenden Legen veranlassen will, so muß man immer Ein oder ein Paar Eier im Neste liegen lassen nach der Vorschrift: „So lang die Henne Eier legt, so lang legt man ihr auch.“ „Das Huhn legt gern ins Nest, wo schon Eier sind“ sagt ebendaher ein Sprüchwort und zwar in derselben Bedeutung wie ein andres: Wo Tauben sind, fliegen Tauben hin, als eine Klage über das blinde Ungefähr des Glückes. Aber doch räth die Klugheit: „Sieh auf die Hühner und nicht auf die Nester!“ Wenn man nun an gewissen Kennzeichen bemerkt, daß die Henne brüten will, so legt man ihr eine Anzahl zusammengelesener Eier unter, zwölf bis fünfzehn; denn „sind die Hühner brütig, so hätten sie gerne Eier.“ Ein Knötchen im Dotter des Eies, der „Hahnentritt“, ist der leise Keim des darin schlummernden Küchleins. Zum Ausbrüten vergehen immer drei Wochen: „Wenn man tausend Hennen übersetzte, so möchten sie in acht Tagen kein Ei ausbrüten“, ist wieder ein Weisheitsspruch des Volkes über die Unabänderlichkeit der Naturgesetze, wie wir schon einen beim Scharren der Hühner verzeichnet haben. Und nun der innige Zusammenhang zwischen Henne und Ei, welcher doch zugleich einen natürlichen Gegensatz bildet! „Ist die Henne mein, so gehören mir auch die Eier“ verkündet wieder ein Paragraph aus dem öffentlichen Rechte. Aber „Viele kriegen um das Ei und lassen die Henne fliegen“. Das haben freilich Wallensteins Soldaten besser verstanden, denn ihnen predigt der Capuziner, wo er mit seinen derben Pinselstrichen ihre unverschämten Diebstähle malt:

Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu!

Wer gern sicher geht im Leben, der denkt sich: „Besser heut ein Ei, als morgen ein Küchlein!" so wie man sonst auch sagt: „Besser ein halb Ei als gar keines." Und Art läßt nicht von Art: „Bös Ei, bös Küchlein!" Der Hochmuth meint, „seine Eier sollen mehr gelten als anderer Leute Hühner." Ja schon ehe das Küchlein aus dem Eie schlüpft, macht sich der Vorwitz breit, denn „gar oft will das Ei klüger seyn als die Henne."

„Hat die Henne ein Ei gelegt, so gackert sie", daß es weit und breit erschallt, dagegen ist nichts zu machen, „wer Eier haben will, muß der Henne Gackern leiden"; ja es ist dieß eine sehr gute Einrichtung in der Natur, denn „wenn die Henne ihr Gackern ließe, so wüßte man nicht, wo sie gelegt hat." Aber Alles hat seine Zeit und sein Maß: „Die Henne, die zu früh gackert, legt auf den Tag ein Windei" und überhaupt „Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier", viel Geschrei und wenig Wolle! Dazwischen gibt es freilich Leute, die „weder gatzen, noch Eier legen können", wenn auch Mancher Tage lang herumgeht, „als ob er ein Ei legen wollte", und noch sonderbarere Käuze sind diejenigen, welche „sich um ungelegte Eier bekümmern", denn sie könnten sich doch denken, daß, gelinde gesagt „aus ungelegten Eiern erst spät junge Hühner werden."

Die erste Anforderung, die Jeder an ein Ei stellt, ist, daß es frisch sei: „Frisches Ei, gutes Ei." Unter diesem Titel hat Göthe ein Gedichtchen veröffentlicht, welches als classischer Beleg zu diesem Sprüchworte hier seine Stelle finden mag:

Enthusiasmus vergleich' ich gern
Der Auster, meine lieben Herrn,
Die, wenn ihr sie nicht frisch genoßt,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeistrung ist keine Häringswaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre!

Jedes Kind kennt die Natur der Eier sowohl im rohen, als im zubereiteten Zustande und weiß z. B., daß „aus gebratenen

Eiern keine Hühner kommen.“ Obwohl dieß Alles so bekannt ist, wie das Vaterunser, so gibt es doch mit der Einbildung gestrafte Leute, „deren Eier allezeit zwei Dotter haben“, und besonders „großer Herren Hennen legen Eier mit zwei Dottern“. Die Nämlichen „können auch Pferdeeier essen, wo unsereins mit Hühnereiern vorlieb nimmt.“

Die Eier mit ihrer dünnen Schale gehören zu den zerbrechlichsten Gegenständen, und leicht werden sie schon gleich nach dem Legen zertreten, oder wenn sie sonst auf dem Boden liegen; nur „Neutral will auf Eiern gehen und keines zertreten“. Es ist ein eigenes Kunststück, mit verbundenen Augen zwischen Eiern hinzutanzen, ohne eines zu zertreten, was man den „Eiertanz“ nennt, und die Weiberfeinde behaupten: „Auf Eiern tanzen und mit Weibern umgehen, muß gelernt werden sieben Jahre und einen Tag.“ Noch kitzlicher zu behandeln, als ein rohes, ist ein weichgesottenes Ei, obgleich es so wohlschmeckt, und ein Störefried in jedem Hause ist der Mensch, „mit dem man umgehen muß wie mit einem weichen Ei“.

„Hühnerei“ und jetzt etwas abgeschmackt Ovula oviformis heißt auch bildlich eine eiförmige, milchweiße Schneckenschale von ansehnlicher „Eiergröße“, mit langer schmaler Mündung, ähnlich den Porzellanschnecken. Diese weißen Eier stehen bei den Bergbewohnern der Moluckeninsel Ceram, wo sie wie in der Südsee vorkommen, in großer Achtung und werden am Hals oder Zopfe getragen, welche Auszeichnung aber nur ihren Vorfechtern gestattet ist und solchen, die einige Köpfe von ihren Feinden geholt haben.

Mit dem Worte Ei ist nun eine Reihe von Zusammensetzungen gebildet worden. Abgesehen von „Eierbecher, Eierkuchen, Eierbrod“ und dergleichen appetitlichen Dingen sind zunächst noch zwei Küchenausdrücke: „Eiergerste“, d. i. eine Suppe mit feingeriebenen „Eierdottern“ oder als Surrogat dafür mit kleinen

Teigkügelchen, und „Eierrühr“ oder „Rührei“, in Butter gerührte Eier. Die meisten dieser Wortbildungen beziehen sich auf die länglichrunde Gestalt der Eier, als „Eierpflanze“ oder „Eierstaude“ für die häufig in Töpfen gezogene Art von Nachtschatten mit den weißen, deutlich eiähnlichen Früchten, welche letztere noch besonders „Eieräpfel“ genannt werden. So sagt man auch „Eierkirsche“ für eine hellgefärbte, längliche Kirschensorte; „Eierkürbis“ für einen eirunden Kürbis; „Eierigel“ für den Seeigel mit seiner länglichrunden Schale, auch „Eierleiste“ für eine runde Leiste. Nicht bloß Ein Ei, sondern eine Aneinanderreihung von Eiern oder eiförmigen Zierrathen bezeichnet das Wort „Eierstab“, wie die Bauverständigen ein Ornament heißen, welches schon im Alterthume gebräuchlich war. Eine andere Reihe von Ausdrücken schließt sich an „eigelb“ oder „eiergelb“ an und bezieht sich auf die Farbe des Eidotters. So heißt „Eierblume“ der überall so gemeine Löwenzahn, welcher uns noch unter allen möglichen Namen begegnen wird, von seinen gelben, strahlenförmigen Blumen; „Eierpflaume“ eine große gelbe Pflaumensorte, welche sonst Maronke genannt wird, inzwischen gibt es auch rothe und blaue, wonach der Ausdruck besser in die erste Abtheilung gezogen würde. „Eierschwamm“ und noch vollständiger „Eierblätterschwamm“ ist ein dottergelber Schwamm, welcher in Laub- und Nadelholzwäldern während des Sommers und Herbstes gemein und weit verbreitet angetroffen wird (Cantharellus cibarius). Er besitzt einen angenehmen Geruch und einen etwas scharfen Geschmack und wird sehr häufig als unschädlicher Speisepilz verwendet. Auch heißt er noch Pfifferling und hat das alte Sprüchwort veranlaßt: „Der Eine liebt die Morcheln, der Andere den Pfifferling.“ Damit darf jedoch nicht verwechselt werden der nicht eßbare „falsche Eierschwamm“ (Cantharellus aurantiacus).

An die letzten Zusammensetzungen schließen sich die mit dem Worte „Dotter“ selbst an, als „Dotterweide“, auch lateinisch

Salix vitellina für die gelbe Weidensorte, welche zum Binden der Reben, wie zum Korbflechten gebraucht wird. Die „Dotterblume“ ist schon oben unter dem Namen Goldhähnchen vorgekommen. „Dotterkraut“ heißt man den wilden Senf wegen seiner gelben Blumen. Der Name „Dotter“ selbst ist für eine verwandte Pflanze gebräuchlich, welche auch die zusammengesetzte Benennung „Leindotter“ führt, indem sie am liebsten auf den Flachsfeldern wächst; sie wird auch wohl „Dottersame“ genannt, und während sie in ganz Deutschland ein gemeines Unkraut ist, in einigen Gegenden auch als Oelpflanze angebaut (Camelina sativa). „Dotter“ und in der Kunstsprache Nerita vitellus heißt zweitens noch eine Meerschnecke mit halbkugeligem Gehäuse von gelblicher Farbe mit weißen Flecken längs des Gewindes, aus Ostindien.

Geschichtlich bekannt ist das Ei des Columbus geworden, welches der verdienstvolle Entdecker Americas bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Feste des Cardinals Mendoza mit einem leichten Schlage auf den Tisch setzte, so daß es auf der eingedrückten Schale feststand, nachdem keiner der spottenden Kammerherrn das Kunststück zuwege gebracht hatte. Seitdem hört man oft sagen, wenn eine glückliche Erfindung gemacht wurde, zu welcher ein Jeder sich klug dünkt: „Das Ei des Columbus!“ Auch die „Nürnberger Eier“ sind geschichtlich; so nannte man eine Zeit lang, nachdem sie Peter Hehl in Nürnberg erfunden hatte, die Taschenuhren in ihrer ersten unvollkommenen Gestalt. Endlich haben die „Ostereier“ in der christlichen Welt eine Art geheiligter Weihe erhalten, ähnlich den Christgeschenken auf Weihnachten. Welches Kind kennt nicht Christoph Schmid's gleichnamige Erzählung, von dem man in Wahrheit sagen kann, daß er sie zum zweiten Mal erfunden habe? Merkwürdiger Weise legt diese Eier der Hase!

Am besten geht es den Hühnern in den Mühlen, bei dem vielen Getreide sind sie der wahre Vogel im Hanfsamen:

„Müllers Henne und Wittwers Magd
Hat selten Hungersnoth geklagt!"

Die alte Fabel von jener Frau, die von ihrer fleißig legenden Henne noch mehr Eier wollte, lehrt, daß man die Hennen nicht übermäßig füttern darf, denn „fette Hennen legen nicht!" „Fette Henne" ist auch der Name einer Pflanze geworden wegen der fetten oder fleischigen Blätter, welche so saftig sind, daß sie vermöge derselben auch außerhalb der Erde noch fortwachsen und blühen kann (Sedum Telephium). Sie wächst an Felsen, Mauern und andern trockenen Plätzen, und hat rothe oder weiße Blumen. Der Saft der „fetten Henne" wird gegen „Hühneraugen" angewandt.

Endlich nachdem die Henne Jahre lang das Haus mit Eiern und Küchlein versehen hat, wird sie von ihrer undankbaren Herrin, wenn dieselbe anders Blut sehen kann, geschlachtet, gebrüht und gerupft. Der Hauptkunstgriff dabei ist aber noch: „Man muß die Henne rupfen, ohne daß sie schreit!" Jedoch darf man mit dem Schlachten nicht zu lange warten, wenn man sich nicht am Fleische die Zähne ausbeißen will; denn „alte Hennen geben wohl fette Suppen, haben aber zähes Fleisch." Auch hüte man sich hier wie immer vor der Annahme übertriebener Gefälligkeiten; denn ich kann Jedermann versichern, daß „keine Henne theurer ist, als die geschenkte."

Die Hühner sind so harmlose Geschöpfe, daß es wirklich schwer fällt, eigentliche Fehler an ihnen zu entdecken; nur wenn sie gar keine Scheu vor den Menschen mehr haben, werden sie uns bisweilen durch ihre unverschämte Hungerleiderei lästig. „Ich bin ein Paar Tage herumgegangen, als wenn mir die Hühner das Brod genommen hätten" sagt zum Ausdrucke der peinlichsten Verlegenheit ein Bauer in H. Schmid's Roman: das Schwalberl, wo er erzählt, wie ihm als russischen Gefangenen die Wahl gestellt war zwischen einer Geliebten in Astrachan und seiner deut-

schen Gebirgsheimath. So müssen die Hühner sogar ein Bild hergeben für eine Sache, die bei ihnen selbst gar nicht als Fehler erscheint. Nichts ist ihnen widerwärtiger, als wenn sie manchmal von einem Schneegestöber überrascht werden, und sie können sich nicht genug zusammenducken, um sich gegen Kälte und Nässe zu schützen. Mit Bezug darauf sagt W. Müller in einer Novelle, wo ein neuer Amtmann als vermeintlicher Heirathscandidat auftritt, von den Hausmüttern, sie beschworen ihre Töchter, sich gerad zu halten und nicht „dazusitzen wie Hühner im Schnee."

Nur im Vorbeigehen erwähnt sei eine veraltete Manier der Hühnerzucht, wo dieselben mit dem Hahne unter einem darüber gestürzten Korbe zusammengesperrt werden, oder eben so die Küchlein für sich. Daran sind wir in neuerer Zeit einmal durch eine Art Crinolinen erinnert worden, welche den Namen „Hühnerkorb" führt, und wie die andern, die weibliche Tracht verunstaltet. Und zum Schlusse, ohne mit der lieblichen Leserin „ein Hühnchen pflücken zu wollen", hoffe ich, sie werde mich nicht so gänzlich mißverstanden haben, daß sie sagen könnte, die eingeflochtenen Sprüchwörter über die Frauen, welche ich ja zudem gar nicht selbst erfunden habe, sähen dem Spotte „so ähnlich wie ein Ei dem andern", vielmehr bitte ich sie angelegentlich, wenn je mich ein holder Stern vor ihre keuschen Augen führen sollte, so möchte es mir Glücklichen freundlich vergönnt werden, „Hahn im Korbe zu seyn!"

---

2. Das Pferd.

Für dieses Thier hat die deutsche Sprache drei allgemein übliche Namen: Pferd, Roß und Gaul. In den verschiedenen Mundarten herrscht bald der eine, bald der andere; während man z. B. am Rheine das ordinäre „Gaul" findet, hat sich der bayerische Dialekt das dichterische „Roß" ausgewählt, und der Ausdruck „Pferd" ist in ganz Deutschland der gebräuchlichste. Dazu kommen noch die Nebenbegriffe erweckenden Bezeichnungen „Mähre und Klepper". Das veraltete „Mähre", noch im Reineke Fuchs ein ehrlicher Name, ist jetzt nur noch in tadelndem Sinne gebräuchlich; ähnlich verhält es sich mit „Klepper" in den meisten Gegenden Deutschlands, aber ursprünglich ist das eine ganz ehrenvolle Benennung für eine im Pinzgau und Steiermark einheimische, sehr starke Rasse. Ein alter dichterischer Ausdruck ist noch „Zelter"; damit soll nicht jedes Pferd bezeichnet werden, sondern bloß die seltenen sogenannten Paßgänger oder Zeltgänger, welche abwechselnd immer die zwei Füße der nämlichen Seite aufheben und niedersetzen, wie es die Kameele thun. In der Schriftsprache ist auch „Pferd" der gewöhnliche Namen, welcher das Thier im Allgemeinen ohne Nebenbedeutung bezeichnet, und „Roß" ist wie gesagt die poetische

Benennung. „Gaul" heißt es vorzüglich, insofern es sich im Dienste befindet, zum Reiten und Ziehen gebraucht wird, und in der derben Redeweise der Sprüchwörter ist das ein beliebter Ausdruck. Vielleicht ist in dem Stücke keines charakteristischer als:

Groß und faul
Ist auch ein Gaul!

Eben der Begriff von Größe und Stärke liegt auch in dem Ausdrucke Gaul. So wirft ein Kartenspieler dem andern sein „Gaulsglück" vor; „das bringt einen Gaul um" sagt ein ruhiger Stammgast, wenn er einen langen, langen Abend lang, den er im Kalender ausstreichen will, das hirnlose Geschwätz eines durchpassirten Reisenden hat anhören müssen. Doch gibt es überall Ausnahmen, man sagt wohl auch „Roß- und Pferdeglück" und ist zu bedenken, daß in die Sprüchwörter noch mehr die Mundarten hereinspielen, als in die eigentliche Schriftsprache. Wir sprechen auch von „Roß- oder Gaulscuren" wie sie sowohl von der Hausarzneikunde, als auch von graduirten Aerzten unternommen werden, und denken dabei ausdrücklich an eine Natur, welcher man viel zumuthen darf.

Wenn je dem Pferde, welches unangefochten als das edelste Hausthier dasteht, ein Vorwurf gemacht wird, so knüpft er sich am liebsten an den Ausdruck Roß. „Dümmer als ein Roß" lautet eine Redensart, welche sich allerdings auch von dem gelehrigsten Thiere nicht mit Unrecht gebrauchen läßt, wenn man eben ihm den Menschen gegenüber stellt, und „Roß Gottes" ist eine Bezeichnung für jenen Grad von Verstandesbeschränktheit, dessen Führung durch das Leben man dem lieben Gotte überlassen muß. In die Zusammensetzung ist ebenfalls Roß am häufigsten eingetreten, z. B. „Roßhaar, Roßbremse"; dann „Roßkamm" so viel wie Pferdehändler. „Roßkäfer" heißt der bekannte stahlblaue Käfer, welcher sich vorzüglich im Pferdsmiste aufhält. „Roßbeere" nennt man hie und da die gemeine blaue Heidelbeere, ob vielleicht mit Bezug auf die Farbe des Roßkäfers?

Hier in den Zusammensetzungen hat das Wort „Roß" häufig die Bedeutung des einfachen „Gaul" angenommen und bezeichnet etwas Starkes, Grobes, Gemeines, z. B. in „Roßegel" d. i. die unbrauchbare Art von Blutegel, „Roßkastanie" gegenüber der ächten und eßbaren Kastanie, auch griechisch-lateinisch Hippocastanum, „Roß- oder Pferdebohne" im Gegensatze zu der edlen Bohne oder Phaseole, ferner „Roßfenchel, Roßkümmel, Roßminze oder Roßbalsam", Alles Namen für unedlere Pflanzengattungen, „Roßschwefel" oder „Pferdeschwefel" für eine unreine Schwefelsorte u. s. w.

Auch eine Ableitung ist von dem Worte „Roß" gebildet worden, während es von „Pferd" und „Gaul" keine gibt, nämlich „Rößler", gebräuchlicher in der Zusammensetzung „Lohn- oder Lehnrößler", ein durch die Eisenbahnen etwas auf die Seite geschobener Begriff.

Das Pferd und der Esel, in Eine Gattung gehörig, sind die zwei einzigen inländischen, ursprünglich auch fremden Repräsentanten der kleinen Säugethierordnung Einhufer, welche nur Einen Huf, eigentlich nur Eine von dem Hufe wie von einem Schuh umhüllte Zehe besitzen und nach der ältesten Ausdrucksweise auch Thiere mit ungespaltenen Hufen oder Klauen genannt werden. Die Nahrung des Pferdes ist ausschließlich dem Pflanzenreiche entnommen, und das eigenthümliche Futter dieses Hausthieres macht der Hafer aus, an dessen Stelle in warmen Ländern, schon vom südlichen Europa an Gerste tritt. „Wer sein eigen Pferd reiten will, muß seinen eigenen Hafer füttern" sagt man bei uns im gemäßigten Klima, und gewiß

Ein gutes Pferd
Ist seines Futters werth.

Dagegen „ein schlecht Pferd, das sein Futter nicht verdient." Indessen „das Pferd, das den Hafer verdient, kriegt dessen wenig" und „die Rosse fressen den Hafer, die ihn nicht

verdienen" lautet die alte Klage über der Welt Undank. Zuweilen kehrt aber auch das Pferd den Stiel um: „Es zog schon Mancher ein Füllen auf, das ihn selbst vors Schienbein schlug." Wer sich seiner Pflicht entziehen kann, ergreift mit Freuden die Gelegenheit: „Das Pferd will wohl den Hafer, aber nicht den Sattel." Außer dem Hafer fressen die Pferde vorzüglich Gras und Heu. Aber „das Pferd stirbt oft, eh das Gras wächst", und es hilft nichts, wenn der Pferdsjude im süßschmeichelndsten Tone von der Welt spricht: „Stirb nicht, lieber Hengst, es kommt die Zeit, wo Gras wächst."

Man gibt den Pferden ihr Futter, wie andern Hausthieren, in der Krippe und „das Pferd soll zur Krippe gehen, nicht die Krippe zum Pferde" heißt eine weitere Vorschrift für solche, wie die, denen wir oben vorgeworfen haben, daß sie wohl den Hafer, aber nicht den Sattel wollten. Zur bestimmten Stunde muß die Krippe sich mit einer hinreichenden Menge Futters füllen: „Wenn die Krippe leer ist, schlagen sich die Pferde im Stalle"; das sollte mancher Ehestandscandidat bedenken, so lange er von dem süßen Wahne bestrickt ist, daß man vom Honig der Liebe leben könne. Am Futter ist nichts zu sparen, wenn die Pferde zu Kräften kommen sollen, am wenigsten vom Hafer: „Voller Gaul springt" das weiß Niemand besser zu würdigen, als die Bauern, wenn sie vom Getreidemarkte heimfahren wollen. „Der Hafer sticht" alsdann Roß und Herr, allerlei Bockssprünge zu machen, und es ist Zeit, ihnen „den Hafer höher zu hängen." Auf der andern Seite sagt man: „Wenn das Pferd satt ist, so trauert es" — ein Mittagsschläfchen ist nicht zu verachten.

Beim Tränken der Pferde muß man vorsichtig seyn, wenn sie erhitzt sind, oder wenn sie grünes Futter, namentlich Klee gefressen haben; in der Regel werden sie selbst von ihrem Instincte zum Richtigen geleitet, und wenn sie auch gehorsam, wie

immer, ihrem Herrn zum Wasser gehen, so trinken sie doch nicht, wenn es ihnen schädlich wäre:

Pferde lassen sich zum Wasser bringen,
Aber nicht zum Trinken zwingen.

Wenn die Pferde sich angestrengt haben, ist es allezeit besser, daß man ihnen vor dem Tränken zu fressen gibt, schon damit sie während der Zeit etwas verkühlen: „Ein guter Reitersmann füttert, ehe er tränkt“ — und fängt damit bei sich selber an. So eifrig sind die Pferde in ihrem Dienste, daß sie sich gern übermäßig abmüden und erhitzen, wobei sie dann sehr zu Erkältungen geneigt sind: „Rasches Pferd kam oft krank nach Hause“, Jugend, mäßige deinen Feuereifer!

Fleißiges Striegeln und Putzen, Schwemmen und Abwaschen sind Hauptregeln in der Pferdezucht: „Gut geputzt ist halb gefüttert“, wie auch jener Cavallerieofficier in den Münchner Fliegenden Blättern zu der Tochter eines alten Kameraden sagt, welche so aufgedonnert dasitzt, aber nicht viel zu nagen und zu beißen hat. Und gerade wo die Reinlichkeit am nöthigsten wäre, ist man ihr am meisten abhold: „Ein schäbig Pferd leidet keinen Striegel.“

Das Pferd hat auch bei der Benennung einiger anderen Thiere zum Vorbilde gedient, namentlich für das „Nilpferd“ oder „Flußpferd“ auch griechisch Hippopotamus. Diesen Namen hat das Thier von seinem, dem Wiehern eines Pferdes ähnelnden Geschreie; sonst ist wenig Aehnlichkeit zu entdecken. Es läßt sich nicht leicht etwas Plumperes und Unförmlicheres denken, als dieses seltsame Thier. Dasselbe wird an sieben Fuß hoch, 12′ lang und hat dabei 10′ im Umfange; die Beine sind so kurz, daß der Bauch beinahe auf dem Boden schleift. Schon im alten Testamente kommt es unter dem Namen Behemoth vor, jetzt aber findet es sich nur noch selten im ägyptischen Nile, von welchem es die eine Benennung erhalten hat, sondern häufiger in den Flüssen

und Seen des mittleren und südlichen Africa, im Niger, dem Tschadsee u. a., wie man aus Barths, unsers berühmten Landsmannes, Reisebeschreibung wieder erfahren hat. Es lebt viel mehr im Wasser, als auf dem Lande, kann auf dem Boden der Flüsse gehen, und schläft sogar im Wasser, indem es die Nase daraus hervorstreckt. Die Zähne, welche so hart sind, daß sie am Stahle Funken geben, werden wie Elfenbein verarbeitet und aus der Haut ein sehr festes Leder bereitet.

Eine ähnliche Wortbildung wie Flußpferd ist „Wallroß", in der Kunstsprache rosmarus!? für ein den Seehunden verwandtes Thier, das an den Gränzen des niemals mehr wegthauenden Polareises im Nord und Süden lebt. Einem Rosse gleicht es nur in der Bildung des Maules, und wird daher mitunter auch „Roßmaul" genannt. Mit dem Flußpferde hat es sehr lange hervorragende Eckzähne gemein, die ebenfalls schönes Elfenbein geben. Diese hauerartigen Zähne dienen dem Thiere nicht etwa als Waffen, sondern um sich auf dem Eise und Lande durch Einhauen derselben fortzuschieben, da es mit seinen sehr verkürzten Füßen nur schwimmen kann. Es wird 18—20 Fuß lang und ist dabei ein ruhiges, friedliches Thier, das nur angegriffen sich gegen den Menschen stellt. Die erste Sylbe des Namens bezieht sich auf die Aehnlichkeit mit den Wallfischen, zu welchen die Seehunde in ihrem Körperbau einen allmählichen Uebergang bilden.

„Graspferd" heißt man hin und wieder die Heuschrecken, welche uns im vorigen Artikel unter dem Namen Springhahn begegnet sind. Durch die gewaltigen Sätze, welche das kleine Thier macht, läßt sich die Namengebung wohl rechtfertigen, auch eine gewisse Aehnlichkeit in der Bildung des Kopfes mit einem Pferdskopfe im verjüngten Maßstabe ist nicht zu verkennen. Es findet sich noch ein zweites Insect, welches Pferd genannt wird, die Wasserjungfern oder Libellen, welche man in verschiedenen Gauen Deutschlands bald

„Wildpferdchen", bald mit einer komischen Begriffshäufung „Ochspferdchen", bald gar mit Entzweiung der obersten und untersten Gewalt entweder „Gottes- oder Teufelspferdchen" heißt. Der Name läßt sich auch hier auf die schnelle, stürmische Bewegung beziehen, welche von diesem Thiere vermittelst der Flügel in der Luft vollführt wird. Man vergleiche außerdem noch unten Roßsteert.

Das in den letzten Namen enthaltene Verkleinerungswort finden wir auch in der Zusammensetzung „Seepferdchen", der Benennung eines Meerfisches, dessen Leib, so lange er lebt, wie bei andern Fischen gerad ausgestreckt ist, nach dem Tode aber sich wie der Vordertheil eines Pferdes zusammenkrümmt. Es findet sich schon in der Nordsee, besonders häufig aber im Mittelmeere und wird im getrockneten Zustande öfters von Muschelkrämern bei uns feilgeboten. Schon die Griechen hießen das Seepferd Hippocampos, d. i. wie ein Pferd gekrümmt.

Auch einzelne Theile des Pferdes sind wieder zur bildlichen Benennung anderer Naturkörper oder sonstiger Gegenstände verwendet worden. So ist „Roßbauch" der Name einer großen röthlichen Pflaumensorte. „Pferde- und Roßschweif" heißt man in einigen Gegenden das Zinnkraut oder den Schachtelhalm, welchen die Hausfrauen zum Scheuern des zinnernen Geschirrs verwenden, und zwar wegen der Aehnlichkeit in der länglichen Form der unvollkommenen Blüthenähren mit dem Schwanze eines Thieres. Die nämliche Pflanze führt auch den Namen Katzenschweif. Der Ausdruck „Roßschweif" ist uns aber besonders geläufig von den türkischen Paschas mit so und so viel Roßschweifen. In der Türkei nämlich und im Morgenlande überhaupt gebraucht man statt der Fahnen diese Roßschweife als Feldzeichen, und ein Pascha von drei Roßschweifen z. B. hieße ein Befehlshaber von drei Fähnlein nach dem leider veralteten gutdeutschen Ausdrucke. Es sind jedoch keine wirklichen Pferdeschweife, sondern stammen vielmehr von einer Art Rindern, Yak oder Büffel mit Seiden-

schwänzen genannt, welche in Tibet zu Hause sind, und bei denen die Haare nicht, wie bei unsern Ochsen, erst am Ende des Schweifes einen Büschel bilden, sondern gerade wie bei dem Pferdeschwanze schon an der Wurzel beginnen. „Roßschwanz" heißt man ferner den stinkenden Wachholder, welcher in den Alpenthälern wild wächst, wegen der wie Schwänze aussehenden Zweige, an welche die kleinen, schuppenförmigen Nadeln dicht angedrückt sind; die ganze Pflanze hat einen unangenehmen Geruch und ist giftig. Die norddeutsche Form „Roßsteert" wird theils für die Grasart gebraucht, welche gewöhnlicher Fuchsschwanz heißt, theils für die uns hier abermals begegnenden Wasserjungfern wegen des auffallend langen, schwanzartigen Leibes.

Der Huf des Pferdes hat einer gewissen Muschelgattung den Namen „Roßhuf" und griechisch Hippopus verliehen. Sie ist zierlich gefärbt und nahe verwandt mit den Riesenmuscheln, wie eine der letztern in der Kirche St. Sulpice zu Paris als Weihwasserkessel dient. Die obige wird nur ungefähr faustgroß, ist rundlich und nach vorn wie abgeplattet oder abgestutzt, hat also die Gestalt eines Hufes. Sie findet sich bloß im indischen Ocean.

Bekanntlich ist der Gang der Pferde etwas unsicher, „es fällt wohl ein Pferd und hat doch vier Füße", man sucht daher ihrem Tritte mehr Festigkeit zu verleihen durch das Beschlagen der Hufe mit Eisen, welche eine entsprechende Gestalt besitzen, und „doch stolpert noch manchmal ein Gaul auf seinen vier Eisen". Die Form dieser Eisen ist eine unabänderliche und wird als allgemein bekannt vorausgesetzt; bei Hochzeiten und sonstigen großen Tafeln deckt man „im Hufeisen", d. h. in zwei gleichlaufenden Längsreihen, die durch eine Querreihe verbunden sind. In einigen Gegenden werden die katholischen Pfarrer, wenn sie sich schlecht aufführen, „vor das Hufeisen" geladen, d. h. vor ein in Hufeisenform sitzendes Collegium höherer Geistlichen, welche ihnen eine Zurechtweisung ertheilen. Die Magnete haben häufig die

Hufeisenform und wirken dann als „Hufeisenmagnete“ viel kräftiger, weil die beiden Pole nahe neben einander zu liegen kommen. „Hufeisennase“, lateinisch Rhinolophus ferrum equinum und, aus dem Griechischen entlehnt, hipposideros, heißt eine Gattung von Fledermäusen, welche einen hufeisenförmigen Hautauswuchs oder Ansatz auf der Nase trägt, wie denn die Fledermäuse öfter solche Ungeheuerlichkeiten an Ohren und Nase aufzuweisen haben. Sie findet sich in den zwei oben lateinisch benannten Arten durch ganz Deutschland.

Auch für zwei Pflanzen hat der Pferdehuf oder das Hufeisen als Vorbild gedient; davon heißt die erste entweder geradezu „Pferdehuf“ oder ausdrücklich „Pferdehufsklee“ oder „Hufeisenklee“ und in der Kunstsprache Hippocrepis. Es ist eine Gebirgspflanze mit rothgelben Schmetterlingsblüthen und hat zur Frucht eine gekrümmte Hülse, die aus lauter bogen- oder hufeisenförmigen Gliedern besteht. Das zweite Gewächs heißt ebenfalls „Pferdehuf“, gewöhnlicher aber „Huflattich“ oder „Roßlattich“ (Tussilago farfara). Dieß ist eine unansehnliche, nicht gerad leicht zu kennende, aber sehr verbreitete Pflanze mit gelben Blüthen, ungefähr wie die Eierblume oder der Löwenzahn. Merkwürdiger Weise brechen die Blümchen auf einem schuppigen Stiele schon im März aus der Erde an feuchten, thonigen Plätzen, die Blätter aber kommen erst im Sommer nach. Diese Blätter sind groß, eckig und hufeisenförmig oder nach dem botanischen Kunstausdrucke herzförmig und werden schon seit Hippokrates Zeiten gegen Brustkrankheiten und Husten gerühmt, sind aber jetzt, wie so vieles Andere, aus der Mode gekommen.

„Roßrippe“ heißt der spitze Wegerich (Plantago lanceolata) von den drei bis sechs Rippen oder Nerven, welche an den zugespitzten Blättern stark hervortreten; die Pflanze wächst überall gemein und ist als vortreffliches Futter für die Hausthiere bekannt, dessen Fruchtähren wir den Canarienvögeln zwischen die

Drähte ihres Käfigs einklemmen. Nach einem andern Hausthiere wird sie auch Hundsrippe genannt.

Im Schachspiele gibt es zwei Figuren, welche man gewöhnlich mit dem lateinisch-italienischen Namen des Pferdes Cavalle nennt, selten deutsch „Rößlein“; für die Bewegung aber, welche denselben vorgeschrieben ist, hat man den deutschen Namen „Rösselsprung“ beibehalten. Diese Cavalle oder Springer, wie sie auch noch heißen, müssen immer auf das dritte Feld entgegengesetzter Farbe von Schwarz auf Weiß und von Weiß auf Schwarz rücken. Anknüpfend hieran hat man auch eigene „Rösselsprungräthsel“ erdacht, deren Auflösung durch eine Versetzung der gegebenen Sylben nach der nämlichen Vorschrift gefunden wird.

Das Männchen des Pferdes heißt Hengst, das Junge Füllen oder Fohlen. „Von schönen Pferden fallen schöne Fohlen“, sagt eines der vielen Sprüchwörter in dem Sinne, wie das alte lateinische: Fortes gignuntur fortibus. Und von dem Worte „Hengst“ gibt es ein Paar Zusammensetzungen, welche eine zügellose, lüsterne Begier anzeigen, wie „Pomadehengst“ für einen geschniegelten und gebügelten Gecken, „Schmollishengst“ für einen Menschen, der darauf Jagd macht, Jedermann das Du anzutragen. In einer dritten Zusammensetzung „Paradehengst“, wie dergleichen nicht bloß bei Pferdemärkten und Militärinspectionen, sondern auch bei Schulprüfungen, Industrieausstellungen und dergleichen Anlässen vorgeritten werden, hat das erste der beiden verbundenen Wörter eine eben so bestimmte Bedeutung wie das zweite.

Gehen wir hierauf an die Dienstleistungen des Pferdes, so ist es vor Allem das edelste und beinahe ausschließliche Reitthier, welches nur das mit ihm verwandte Maulthier und in heißen Ländern auch hie und da der Buckelochs in der Schnelligkeit ersetzen. Da heißen denn die einfachsten Wahrheiten: „Wer kein Roß hat, muß zu Fuß gehen“, und „man reitet den Gaul

erst wenn man ihn hat"; jedoch „einen guten Gaul muß man nicht zu oft reiten." Mit dem Zaume wird er gelenkt durch das feine Gefühl seines Mundes, besonders „muthigem Rosse starker Zaum!" und wenn sich auch manchmal eines nicht fügen will, „in den Zaum beißen hilft nicht."

Pferd ohne Zaum, Kind ohne Ruth'
Thun nimmer gut!

Wenigstens „gehört auf ein ungezäumt Pferd ein alter Reiter". Der Zaum ist mehr oder weniger zierlich gearbeitet je nach Vermögen und Liebhaberei des Besitzers, indessen selbst „goldner Zaum macht schlechtes Pferd nicht besser". Am Zaume wird auch, so lange der Reiter nicht darauf sitzt, ein Pferd gehalten, daher sagt das Sprüchwort: „Das Pferd beim Zaume, den Mann beim Wort!" Obwohl nun jedes Kind weiß, daß man den Zaum sammt Gebiß den Pferden in den Mund legt, so gibt es doch immer noch Leute, welche „den Gaul beim Schwanz aufzäumen!" Den Nämlichen darf man auch wohl sagen: „Man muß das Pferd und nicht den Reiter zäumen."

Zum Antreiben dienen die Sporen, „der Sporn lehrt das Roß traben", doch richtet ein guter Reiter die Hälfte durch sein Wort aus: „Gute Worte, Zaum und Sporen machen ein Pferd fromm." Aber „williges Roß soll man nicht spornen", gilt besonders für die bessern Rassen.

Das dritte Geräth, was ein Reiter bedarf, ist der Sattel, welcher zwar ein durchschnittliches Maß hat und nach Bedarf lockerer oder fester geschnallt werden kann, aber doch nicht auf Thiere von zu verschiedenartigem Wuchse paßt. Man kann daher wohl behaupten: „Es ist Ein Sattel auf alle Gäule", insoferne alle Sättel nach Einem Muster gemacht sind, und noch gewisser „gehören nicht zwei Sättel auf Ein Roß"; aber die Weltklugheit spricht doch: „Man muß in alle Sättel gerecht seyn." Dagegen ist es wieder etwas ganz An-

deres, „auf alle Pferde gerecht zu seyn wie ein Postsattel", das bringt Ehrlichkeit nicht zuwege. Gelegenheit winkt: „wenn der Sattel leer ist, kann man aufsitzen." „Wer gut sattelt, reitet gut"; aber bei Leibe nicht „früh gesattelt und spät geritten!" Wer nicht gehörig Zaum, Sporen und allenfalls die Reitpeitsche zu führen weiß, überhaupt „wer dem Gaul seinen Willen läßt, den wirft er aus dem Sattel!"

Sattel, Zaum und Sporen werden als das nothwendige Zubehör eines Reitpferdes angesehen, „der Zaum geht mit dem Pferde"; aber sie bleiben doch immer nur Zubehör, also Nebensache. Wenn es Einer mit seinem Gelde nicht weiter bringt, als zur Anschaffung dieses Zubehörs, dann soll er das Reiten lieber seyn lassen: „Gemiethet Roß und eigne Sporen machen kurze Meilen" oder gereimt

Fremdes Pferd und eigne Sporen
Haben bald den Wind verloren.

„Ich will den Gaul gewinnen oder den Sattel verlieren" wettet der Spieler, welcher Alles auf Einen Wurf setzt. Der Jähzornige, welcher sich nicht bemeistern kann, der sein Müthchen kühlen muß, „schlägt den Sattel, wenn er das Roß nicht schlagen darf." Der Pechvogel, wenn er durch einen großen Verlust seinen Kopf verloren hat, verwünscht sein Geschick mit dem Fluche: „Wenn der Teufel den Gaul geholt hat, soll er den Zaum auch noch holen!" Und „es ist Ihm nicht um den Zaum, es ist ihm um's Roß", so kann man jeden Zug der räthselhaften Politik des zweiten December charakterisiren.

Wenn der Reiter bei einem Ritt über Land unterwegs absteigen will, so bindet er sein Pferd an einen Zaun oder Pfosten oder sonst festen Gegenstand an, der nicht nachgibt, wenn es sich losreißen will; aber „an Meinen bindet Niemand sein Pferd an", der nicht von des Tages Meinung hin und her getrieben seyn will. Und der Schmarotzer denkt klüglich bei sich

selbst: „Es ist besser, ein Pferd an einen fremden Zaun binden, als an seinen eigenen.“

Merkwürdig ist das Scheuen der Pferde vor fremdartigen oder ihnen doch so dünkenden, mitunter ganz unbedeutenden Dingen, vor dem Arme eines Wegweisers, einer Vogelscheuche, einem bellenden Hunde, ja vor irgend einer unversehenen Bewegung mit dem Arme u. dgl.: „Mach mir den Gaul nicht scheu“, so wehren wir dem Förster ab, der uns Jägerlatein auftischt. Doch „tapfer Roß achtet nicht der Hunde Bellen“: Ein gediegener Charakter geht unbeirrt von kleinlichem Neide seine vorgesteckte Bahn.

Nach und nach bildet sich ein vertrautes Verhältniß zwischen Roß und Reiter: „Wer ein Pferd reitet, erkennt seine Art.“ Nur der Sonntagsreiter verläßt sich auf sein gut Glück, und wer unter der Thüre stehend ihn vorüberfliegen sieht, dämpft seine aufsteigende Angst noch mit dem Gedanken: „Das Pferd ist oft klüger als sein Reiter!“ Der Renommist, welcher nicht einmal am Sonntage reitet,

Der nie ein Pferd beschritt,
Singt oft ein Reiterlied!

Mancher „reitet auf einem hohen Rosse“ und hat gar keinen Grund dazu; man behauptet, es sei dieß besonders eine Schwäche der Schullehrer.

Was thut der Zerstreute? „Der sucht den Gaul und reitet darauf!“ was wirklich an jenen Engländer erinnert, welcher, anstatt seinen Rock aufzuhängen und sich ins Bett zu legen, den Rock ins Bett legte und sich aufhing! „Wenn aber gar ein Bettler auf den Gaul kommt, so reitet er ihn zu Tod“; meint es doch ein altes Pferd mit sich selbst nicht viel besser, wenn man es mit Peitsche und Ruf vermocht hat, seine mürben Knochen noch einmal in Bewegung zu setzen: „Wenn ein alter Gaul in Gang kommt, so ist er nicht mehr zu halten!“

Ein besonderer Vorzug des Pferdes als Reitthier ist seine

Ausdauer; wie schon oben gesagt, es macht sich oft so müde, daß es krank wird. Aber natürlich: „Klein Pferd, kleine Tagereise“, und es gibt Leute, denen man nicht genug thun kann, die muß man mit dem Worte beschämen: „Wer weiter will als sein Pferd, der sitze ab und gehe zu Fuß!“

Immerhin bleibt das Reiten oder Gerittenwerden in der eisernen Abhängigkeit von dem Willen des Reiters auch für das willigste Pferd eine Plage, und in einem solchen bildlichen Sinne gebrauchen wir auch das Wort „reiten“. „Welcher Satan reitet dich?“ sagen wir mit bangem Staunen zu dem Freunde, dessen Handlungsweise uns ein Räthsel däucht. Und jener schwäbische Dorfschulze, welcher das Pferd seines abgestiegenen Oberamtmanns hielt und wiederholt im Tone innigen Bedauerns dasselbe: Armes Thierlein, armes Thierlein! ansprach, gab seinem rückkehrenden Vorgesetzten auf dessen verwunderte Frage die Erklärung: Ich weiß wohl, was es heißt, wenn das Oberamt „auf Einem reitet!“

„Hast du kein Pferd, so brauche den Esel“ lautet der Grundsatz der Genügsamkeit. Freilich, wenn man es schon einmal besser gehabt hat, kostet es Ueberwindung: „Es kommt Niemand gerne vom Pferd auf den Esel“; deßhalb heißt auch eine dahin bezügliche Vorschrift: „Man muß nicht das Pferd auf den Esel setzen“, das wäre die verkehrte Welt; „Aus dem Esel machst du kein Reitpferd, du magst ihn zäumen, wie du willst“.

Eine zweite wichtige Dienstleistung erweist uns das Pferd als Zugthier, wo es wieder sich durch seine Schnelligkeit und Ausdauer, dann durch seine Lenksamkeit auszeichnet vor seinem Nebenbuhler, dem Ochsen; besonders findet der Neid, daß „fremde Pferde schnell laufen“. So wie nun ein Sprüchwort sagt: Ein guter Hahn kräht zweimal, eben so sagen wir auch, indem wir daran denken, daß die Pferde einen schwer geladenen Wagen nicht immer gleich in Bewegung bringen: „Ein guter Gaul zieht zweimal“, ja sogar, da aller guten Dinge drei sind: „Ein guter Gaul zieht

dreimal". Mit diesen Worten tröstet sich ein Spieler, wenn er ein glückliches Spiel in der Hand hat, und es zeigt sich jählings, daß die Karten vergeben sind: Das Glück wird mir noch einmal lächeln! Das Pferd ist vorzüglich dazu gebaut, große Lasten, zehn bis fünfzehn Centner, über Berg und Thal zu ziehen, aber „Natur zieht stärker als sieben Pferde". Auch hier begegnen wir dem uralten Liede von dem Undank der Menschen: „Das Pferd, das am besten zieht, bekommt die meisten Schläge", und wie es unersättliche Reiter gibt, welche weiter wollen als ihr Pferd, so gibt es auch Fuhrleute, die wohl den Gäulen Lasten aufladen, aber ihnen kein Futter geben wollen, indeß werden sie es nicht lange treiben. „Wer mehr hinter die Pferde legt als vor sie, der wird nicht lange füttern". Ueberhaupt wird bei uns das edle Thier oft schimpflich mißhandelt. Während in Arabien und bei den Türken schon wegen der bessern Wartung durch den Herrn in Person alle Pferde lammfromm sind, wie Haushunde, die auf Ruf und Pfiff folgen, rührt der Mißstand, daß wir so viele böse, schlagende, beißende und widerspenstige Pferde haben, ohne Zweifel von der rohen Behandlung durch Stallknechte, Kutscher und Fuhrleute her, welche beiden letzteren oft sogar die Eigenthümer der Pferde sind. Diese abendländische Erbsünde brandmarkt jenes drastische Wahrwort des Volkes: „Zwei Pferde, ein Kutscher — vier Bestien!"

Im dritten Jahre beginnt man, das Füllen ans Arbeiten zu gewöhnen, doch soll man es zu angestrengter anhaltender Arbeit nicht vor dem vierten Jahre verwenden, welche es bis dahin weder kräftig genug, noch auch richtig vollziehen kann: „Wer mit jungen Pferden pflügt, macht krumme Furchen". Inzwischen „man muß eben mit den Pferden pflügen, die man hat"; und Pferde sind nicht leicht zu entlehnen. „Dein Pferd, dein Weib und dein Schwert leih nicht fort!" lehrt die naturwüchsige Moral der Araber. Auch „mit unwilligen Rossen ist nicht gut zu Acker fahren";

und da oben der Ochse als Rival des Pferdes genannt ist, so möge hier der classische Hexameter seine Stelle finden, worin Horaz die bekannte Erfahrung besingt, daß ein Jeder mit seinem Stande unzufrieden zu seyn pflegt:

Optat ephippia bos piger optat arare caballus!

dessen verstümmelte erste Hälfte vor einiger Zeit englischer Uebermuth im Parlamente auf das wohlberechtigte Verlangen des deutschen Volkes nach einer Flotte anwandte. „Es kommt wohl auch, daß man die Pferde muß hinter den Wagen spannen", aber glücklich der graugewordene Fuhrmann, welcher auf seine lange Lebenspraxis zurückschauen kann, ohne auf einen solchen Fall zu stoßen.

Traurig ist das Loos des edelsten und schönsten Hausthieres im Alter: „Wenn das Pferd zu alt ist, spannt man es in den Karren". Sind abermals ein Paar Jahre verflossen, so ist das Thier, welches ehedem vor Carossen gespannt oder gar als aufgeputzter „Schlittengaul" so deutlich seinen Stolz auszudrücken wußte, auch für den Karren nicht mehr gut genug. Einer sucht es dem Andern aufzuhängen, ja „nichts kommt unter den Leuten mehr herum als alte Rosse — und junge Weiber". Endlich „will das Roß nicht mehr ziehen, so fällt es dem Schinder anheim", aber „einem alten Fuhrmanne", wenn er nun sein letztes Pferd zu Tode geradert und sich zur Ruhe gesetzt hat, „thut doch das Peitschen noch wohl".

Das Pferd ist wohl das edelste, aber auch am theuersten arbeitende Hausthier, und die Einsicht, mit mehr Wirthschaftlichkeit in der Pferdezucht vorgehen zu müssen, hat viele Versuche mit wohlfeileren Futterstoffen hervorgerufen, jedoch ohne wesentlichen Erfolg.

Pferde fressen einen Mann,
Der sie mit Rath nicht halten kann.

In keinem Lande Europas ist die Pferdezucht so weit gediehen als in England, wo man durch Paarung der einheimischen

Rasse mit der arabischen die edlen Vollblutpferde gezüchtet hat, aus welchen die berühmten englischen Wettrenner hervorgehen; nirgends werden aber auch Rennpferde und andere mehr gehudelt und geschunden als in England: „England ist der Pferde Hölle, der Knechte Fegfeuer und der Weiber Paradies!" berichten katholische Statistiker.

Auffallende Farben liebt man nicht an den Pferden, sie machen den Reitersmann schon von Weitem kenntlich. „Laß dich auf keinem fahlen Pferde betreffen" lehrt die Lebensklugheit. „Buntes Pferd verkauft man gern" denkt der Bauer und läßt dem Roßkamm ein Paar Louisdor nach. Damit kommen wir an den Pferdekauf und Pferdetausch, der bei keinem Hausthiere so eigenthümliche Seiten darbietet, wie gerade bei diesem. „Roßtäuscher" heißen die Leute, welche die Menschen täuschen, indem sie Rosse tauschen. Durch diesen charakteristischen Ausdruck ist das ganze Geschäft bezeichnet. Selbst tüchtige Sachverständige werden da oft angeführt, und man könnte ein ganzes Buch über die Betrügereien der Roßtäuscher schreiben. Alle sieben „Roßwandel", d. h. die sieben Hauptfehler der Pferde, sollen durchgeschmuggelt werden: „Wer ein schelmisch Pferd hat, vertauscht es seinen Freunden". Einer von den Roßwandeln ist die Blindheit, indessen kein Unglück ist so groß, daß nicht noch ein kleines Glück dabei wäre: „Blinder Gaul geht geradezu." Bei keinem andern Hausthiere bietet der Zahnbau so sichere Anhaltspuncte zum Erkennen des Alters. Die Pferde haben an den zwölf Vorderzähnen in den beiden Kinnladen eine Eigenthümlichkeit, welche sonst kein Thier mit ihnen theilt, die sogenannten Kunden oder Bohnen, das sind schwarze, länglichrunde Vertiefungen, welche mitten auf den Reibflächen der gewechselten Zähne sich zeigen, wenn einmal die Milchzähne ausgefallen sind. Man hat auch hier wegen des augenfälligeren Unterschiedes die bezeichnenden Ausdrücke „Füllenzähne" für die Milchzähne und „Pferdezähne"

für die bleibenden. Durch Abnutzung der Zähne verschwinden die Bohnen allmälich, deßhalb wird vom fünften Jahre an das Alter der Pferde nach dem stufenweisen Verschwinden dieser Kunden bestimmt; älteren Pferden aber werden betrügerischer Weise wieder Kunden in die Schneidezähne eingebrannt, um sie so zu verjüngen. Da ferner vom Alter der Pferde noch mehr als bei andern Hausthieren ihre Brauchbarkeit und ihr Preis abhängt, so kann man überall auf Pferdemärkten sehen, wie den Thieren die Mäuler aufgerissen werden, um ihr Gebiß zu untersuchen, nur

Einem geschenkten Gaul
Sieht man nicht ins Maul!

Wie die Männer von je her ihre besondere Freude an den Pferden gehabt, so waren sie auch gewillt, ihren Söhnchen so bald als möglich dasselbe Vergnügen, wenigstens in verkleinertem Maßstabe, zu bereiten. Wenn die kleinen Mädchen anfangen mit ihren Puppen zu spielen, dann reiten die Knaben auf „Steckenpferden" und „Schaukelgäulen". Es gibt nichts, was so sehr als das Urbild alles Spielzeugs gilt, als das Steckenpferd, und wie denn die Erwachsenen oft recht große Kinder sind, so „hat ein Jeder sein Steckenpferd", welches er nicht selten recht wacker reitet, und solche „Steckenpferde sind theurer als arabische Hengste!"

Der größte Unglimpf, welcher dem schönen Thiere angethan worden ist, besteht darin, daß der Fuß desselben ein Attribut des Teufels vorstellen muß, wodurch sogar dessen Identität bewiesen wird. Zu Mephistopheles, welchen die Hexe in seiner Modernisirung nicht erkennt, sagt sie nach dem schlechten Empfang in der Hexenküche beschwichtigend:

O Herr, verzeih den rohen Gruß,
Seh' ich doch keinen Pferdefuß!

Das Volk will dem Satan kein Anrecht auf die volle menschliche Gestalt zugestehen, und sucht also nach irgend einer Verunzierung derselben; daß gerade das Pferd dafür herhalten

muß, hat wohl keinen besondern Grund, es handelt sich nur darum, der Menschengestalt etwas thierisch Häßliches anzuhängen. Man geht noch weiter in diesem Sprachgebrauche, der bloße Ausdruck „Pferdefuß" verräth schon einen versteckten Satan. In einer kleinen Stadt, wo in Folge demokratischer Landtagswahlen einem bisher bestandenen Casino gegenüber die Beamten eine eigene Gesellschaft für sich gründeten, sagte der Präsident der letztern in einer drohenden Ansprache an einige gepreßte Mitglieder, sie gäben sich wohl den Anschein, treue Anhänger der neuen Gesellschaft zu seyn, aber „der Pferdefuß gucke doch überall durch!"

Im Gegensatze zu dem Vorigen hat unser Pferd seine dichterische Verklärung in dem Pegasus oder Hippogryphen, dem geflügelten Musenrosse, gefunden:

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!

so begeistert sich Wieland zu seinem phantasiereichen Oberon. Mit seinem Hufe hat Pegasus im Augenblicke seiner eigenen Entstehung die Quelle der Dichter aus dem Boden sprudeln machen, welche daher Hippokrene „Roßhufquell" genannt wird. Mit besonderer Vorliebe ist Schiller auf das Wesen des Dichterrosses eingegangen in seinem „Pegasus im Joche", wo das Thier weder allein im Karren, noch mit ein Paar „Kleppern" zusammengespannt am Wagen, noch auf die Hungercur hin mit dem Ochsen vor dem Pfluge gut thut, bis

Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen,
Die Cither klingt in seiner leichten Hand —
Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band
Und steigt, und Blitze sprüh'n aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott erhebt es sich!

3. Der Esel.

Nun kommen wir doch vom Pferde auf den Esel. Einzelne Sprüchwörter sind eben so vom Esel wie vom Pferde gebräuchlich, z. B. das von dem Zerstreuten, welches hier lautet: „Er sucht den Esel und sitzt darauf". Eine andere große Zahl von Sprüchen bezieht sich auf eine Dienstleistung des Esels, welche jetzt fast ganz außer Brauch gekommen ist, nämlich Säcke zu tragen in der Mühle. Ueberhaupt war der Esel früher viel häufiger als Hausthier bei uns zu finden; die gebesserten Verkehrsmittel haben ihn entbehrlich gemacht, und die vorgeschrittene Landwirthschaft findet die Haltung anderer Thiere, entweder des Rinds oder des Pferdes, vortheilhafter. Seine frühere Einbürgerung in unserm Haushalt beweisen eben so die Masse von Sprüchwörtern, welche von ihm gang und gäbe sind, und der ausgeprägte Charakter, unter welchem er der allgemeinen Anschauung vorschwebt, wie auch die Wortbildungen, welche die Sprache von seinem Namen abgeleitet hat, als „eselhaft, Eselei", dergleichen uns weder beim Pferde, noch beim Huhn begegnet sind. Statt des gewöhnlichen Namens ist auch mehr scherzhaft „Grauthier" üblich, womit der Volkswitz zusammenhängt: „Der Esel hat von Jugend auf graue Haare!"

Daß der Esel mit dem Pferde in Eine Gattung und zu den Einhufern gehört, ist beim Pferde gesagt worden. „Von dem Esel kann man nicht Wolle fordern" lautet daher eine naheliegende philosophische Betrachtung. Ein naturgeschichtliches Merkmal zur Unterscheidung von dem Pferde bilden die langen Ohren, welche denn auch von jeher den Leuten aufgefallen sind.

Den Esel kennt man bei den Ohren,
Am Angesichte den Mohren,
Und bei den Worten den Thoren!

„Langohr" ist der Spottname des Thieres. „Ein Esel schilt den andern Langohr", so spricht man in unwillkürlichem Aerger, wenn man sieht, wie die Menschen sich gegenseitig verkleinern und stets einer sich weiser dünkt als der andere. Und „den Esel schimpft das Maul Langohr" will dasselbe sagen mit Bezug darauf, daß die langen Ohren auch auf die von Pferd und Esel stammenden Bastardthiere übergegangen sind, auf das Maulthier und besonders den Maulesel, welch letzterer mehr dem Esel, ersterer aber dem Pferde ähnelt. Der sinnverwandte Spruch: „Man kann einem Esel wohl den Schwanz verbergen, aber die Ohren läßt er vorgucken", erinnert an die Aesopische Fabel vom Esel in der Löwenhaut. Und gesetzt den Fall, daß Du, lieber Leser oder liebliche Leserinn, gerad an dieser Stelle einen kleinen Ruhepunct machen wolltest aus irgend einem Grunde, so würdest Du hier in das Büchelchen ein „Eselsohr" einbiegen. Wie lange ach! hat es vielleicht, als Du das Lesen lerntest und noch Jahre lang später in Deiner Kindheit gedauert, bis Du ein Buch in Händen führen konntest, ohne daß immer wieder diese unglückseligen Eselsohren hineinkamen, die Dir so viel Verdruß von Deinen Eltern zuzogen.

Bildlich bedeutet das Wort „Esel" ein Gestell zum Tragen; besonders aber heißt in den Papiermühlen seit alter Zeit „Esel" ein gezacktes Holz an der Bütte, ohne Zweifel zugleich

wieder mit Anspielung auf die langen Ohren, an welches ein Arbeiter, der sogenannte Gautscher, die mit einem frisch geschöpften Bogen bedeckte Form auf einige Augenblicke legt, damit noch etwas Wasser ablaufe. Durch die Maschinenpapierfabrication ist die Welt nahe daran, um diesen Esel ärmer zu werden.

Das Verkleinerungswort „Eselchen" ist der Name einer Art Porcellanschnecken, deren dicke Gehäuse so eigenthümlich gestaltet und zierlich gefärbt zu seyn pflegen. Die Conchylie, lateinisch Cypraea asellus, ist weiß mit drei schwarzen oder braunen Querbändern, wie Säcke auf dem Rücken eines Esels, sagt Oken in seiner Beschreibung. Sie ist nicht mehr als einen halben Zoll lang, also allerdings nur ein Eselchen, und fast walzig.

Zusammensetzungen, wie bei dem Hahn und Pferde, wo der Esel als Muster diente, gibt es nicht; denn solche, wie „Maulesel", sind wegen der nahen Verwandtschaft nicht zu rechnen, und ob „Kelleresel" oder „Maueresel" hieher gehört, ist wenigstens zweifelhaft. Man schreibt diese letztere Wortbildung häufig einem andern Stamme zu, welcher auch Assel ausgesprochen wird. Indessen erinnert die graue Farbe dieses früher zu den Insecten, jetzt zu den Krustenthieren gerechneten Thierchens allerdings an den Esel; auch nannten es doch schon die Griechen onos oder oniskos, und Linné gab ihm dann den doppelten Eselsnamen Oniscus asellus.

Von einzelnen Körpertheilen haben wir das Eselsohr bereits genannt. In anderen Ableitungen erscheint schon der Esel als das unedlere Thier dem Pferde gegenüber: so heißt „Eselshuf" ein gewisser fehlerhafter Pferdehuf. „Eselsrücken" wird von der Aehnlichkeit in der Baukunst ein gothischer Gewölbbogen genannt, welcher oben spitz zusammenläuft. Die „Eselshaut", welche sich einen Namen gemacht hat durch ihre Unempfindlichkeit gegen Insectenstich bei Lebzeiten des Inhabers, ist in einem anderen Sinne gleichbedeutend mit Pergament geworden, indem diese

Ledersorte, deren altgeheiligte Weihe übrigens durch die Buchdruckerkunst außerordentlich verloren hat, vorzugsweise daraus verfertigt wird. „Eselshaupt" heißt auf Seeschiffen der Bock am Mastbaum, auf welchen man sich setzen kann, um auszulugen.

„Eselfisch" wird der fast einfarbig graue Stockfisch und der damit verwandte Schellfisch ohne Zweifel wegen der Farbe genannt. Er hieß bereits bei den Römern asellus, bei den Griechen onos oder oniskos, also merkwürdiger Weise ganz dieselben Bezeichnungen, die wir eben für den Kellerešel gehabt haben; und die Apotheker, welche überall etwas Besonderes haben müssen, heißen den Thran, welcher von der Leber des Stockfisches stammt und in unserm scrophulösen Zeitalter das Lebenselixir bildet, noch heutzutage oleum jecoris aselli. Man wird hier unwillkürlich versucht, an eine Idiosynkrasie zu denken bei der nahen Verwandtschaft der Begriffe zwischen Esel und Stockfisch im bildlichen Sinne.

Weiter hat eine Anzahl von Pflanzen ihre Namen von dem Esel erhalten, mit welchem sie in einer etwas leichter oder schwieriger aufzufindenden Beziehung stehen. Da die Disteln, wie schon die alte Fabel erzählt, ein Futter des genügsamen Esels bilden, so hat man eine Art vorzugsweise die „Eselsdistel" genannt, lateinisch Onopordon Acanthium. Wegen ihrer großen Verbreitung heißt sie auch Wegedistel, und ist bei uns die größte Pflanze unter den Distelarten. Der Stengel wird nämlich sechs bis sieben Fuß hoch, die Blätter sind ebenfalls sehr groß, dornig und graufilzig. Die Samen liefern reichliches und gutes Brennöl, ein Umstand, welcher bekannter zu seyn verdiente. „Eselsheu" heißt man hie und da den Esperklee, welcher schon einmal bei dem Hahnenkamme genannt worden ist, denn der Esel zieht doch auch Klee und Hafer den Disteln vor.

„Eselsmilch", auch „Eselswurz" ist ein anderer Namen für die bekannte giftige Pflanze, welche häufiger Hunds- oder Wolfs-

milch genannt wird und gewiß auch mit mehr Recht; denn da die Milch der Eselinnen trinkbar und sogar für Brustkranke heilsam ist, so liefert sie bei Weitem keine so bezeichnende Benennung für ein Giftgewächs, als die Milch von Wölfinnen, unter der man sich allein schon deßhalb etwas Absonderliches vorstellt, weil sie von einem so gefürchteten Raubthiere herkommt.

„Eselsgurke" heißt eine gurkenartige Pflanze in sandigen Seegegenden des südlichen Europa (Momordica s. Ecballium Elaterium), deren Früchte zur Zeit der Reife bei der leisesten Berührung mit einem gewissen eigenthümlichen Geräusch zerplatzen und die Samen zugleich mit einem klebrigen, scharfen Safte weit umherschleudern. Aus diesem Safte wird ein drastisches Extract, das Elaterium, zum Arzneigebrauche bereitet. Auch Springgurke heißt das Gewächs.

Doch man kann unmöglich länger von dem Esel reden und es war schon bisher nicht ganz möglich, ohne zuvor den Charakter zu bezeichnen, unter welchem er, wie schon angedeutet, bei dem Volke lebt und webt, nämlich als Vorbild der Dummheit. Ist er nun wirklich so dumm? Hierüber ist zunächst Folgendes zu bemerken: Es liegt eine eigenthümliche Ironie darin, daß wir aus den Namen fast sämmtlicher Hausthiere, denen wir doch einen so großen Theil unsers Lebensgenusses verdanken, ja ohne die wir civilisirter Weise gar nicht existiren könnten, Schimpfworte gemacht haben, gerade als ob diese nützlichsten und harmlosesten aller Geschöpfe über und über voll Fehler stäken. Esel, Ochse und Schaf sind die Vorbilder der Dummheit und zwar der specifisch männlichen, während für weiblichen Unverstand die Gans den Urtypus bezeichnet; das Schwein ist das allgemein gültige Muster von Völlerei und Unreinlichkeit, und der Hund muß seinen Namen für Kriecherei, Feigheit und Niederträchtigkeit herleihen. Wo es sich nun bloß um die Bezeichnung von Unverstand und Dummheit handelt, da wird durch den Thiernamen nichts

Anderes angedeutet, als ein Herabsinken unter die ächt menschliche Natur, und die Wahl des Thieres für den Endzweck des Bildes wäre von vornherein eine beliebige. Wenn es dabei allerdings als Undank zu rügen ist, daß gerade die so unschätzbaren Hausthiere dafür herhalten müssen, so wird es doch auch wieder leicht erklärlich, daß das Volk bei den Wesen, die seine Hausgenossen geworden sind, welche also der Mensch täglich und stündlich um sich sieht, am ehesten und unwillkürlich darauf hingelenkt wurde, wenn nicht eben philosophische Betrachtungen über den Unterschied zwischen der menschlichen und thierischen Natur in Druck herauszugeben, doch diese tiefe Kluft zu ahnen, zu fühlen und Vergleichungen anzustellen. Um die niedrige Stufe zu kennzeichnen, auf welcher die thierische Seele steht, wäre offenbar ein wild im Freien lebendes Thier entsprechender, das keiner sanfteren Regung fähig, sich nicht zähmen und ohne Spur von Gelehrigkeit zu keinerlei Dienstleistung sich abrichten läßt. Dazu hat man also die Hausthiere nur deßhalb genommen, weil sie die zunächst an der Hand liegenden waren. Von allen diesen thierischen Bezeichnungen für die Dummheit am meisten in Fleisch und Blut übergegangen ist der Name des Esels, wie auch die schon erwähnten Wortbildungen der Sprache in „Eselei, eselhaft", ja noch „Eselhaftigkeit" beweisen.

Wo man den Esel krönt,
Da ist Stadt und Land gehöhnt!

Ja für ganz unverbesserlich in der Dummheit gilt er: „Ein Esel bleibt ein Esel, käm' er auch nach Rom" und

Zieht ein Esel über Rhein,
Kommt ein J—a wieder heim

singt ein Vers mit Hindeutung auf das bekannte Geschrei des Esels, wie es einen ganz ähnlichen von dem Gänschen gibt. Zum Lehrmeister ist er begreiflich ganz verdorben: „Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner ein Doctor". „Esel"

schilt vor Allem der Lehrer den dummen Schüler, Esel schilt der Herr den tölpischen Johann, Esel der Meister den ungeschickten Lehrjungen, und so ist der Esel kein Ende. „Wenn ich einen Esel hätte schicken wollen, wäre ich lieber selbst gegangen" ruft einem Tolpatsch der Jähzornige zu, spottet seiner selbst und weiß nicht wie. „Ich und der Esel sind zusammen die Treppe herunter gefallen", sagt die Selbstironie. Ja noch im Tode hat der arme Esel keine Ruhe, und nur spöttische Ehrenbezeigungen warten seiner: wenn ein Kind auf einem hohen Stuhle sitzend mit den Füßen baumelt, so fragen wir, ob es „einem Esel zu Grabe läuten" wolle?

Besonders hat sich der Begriff der „Eselhaftigkeit" auf den Namen Martin concentrirt, ohne daß wohl sich irgend ein Grund dafür auffinden ließe, höchstens daß eben Martin ein in vielen Gegenden sehr gemeiner und daher nahe liegender Namen ist. „Es ist mehr als Ein Esel, der Martin heißt", sagt das Volk. Auch in einem Liedchen, das in lustigen Gesellschaften vorgetragen wird, kommt die feierliche Anrede vor: „O du eselhafter Martin!" welche jedesmal mit der Abwechslung: „O du martinischer Esel!" gesungen wird.

Sogar der Verfasser einer zu ihrer Zeit berühmten Naturgeschichte für Kinder muß sich mit der Doppelsinnigkeit des Wortes Esel verspotten lassen in dem folgenden Epigramm:

In diesem Buche spricht, wie es sich traf,
Der Ochse bald und bald das Schaf,
Der Esel nur kann nicht zu Worte kommen,
Die Rolle hat der Autor übernommen!

Indem man ferner den Kopf als den Sitz des Geistes oder das Gegentheil betrachtet, hat man die Zusammensetzung „Eselskopf" gebildet, welche mit Ochsenkopf und Schafskopf ein schönes Triumvirat ausmacht. Diese Ableitungen dürfen für etwas feiner gelten, als die Stammwörter, meinen aber sonst dasselbe.

„Auf einen Eselskopf sind Laugen umsonst", sagt auch hier wieder ein Sprüchwort von der ganz verstockten Dummheit, einen Mohren kann man nicht weiß waschen.

Ist nun der Esel wirklich so dumm? fragen wir abermals. Manche schöne Leserinn wird freilich schon ihre liebe Noth mit einem solchen hirnverbrannten, widerspenstigen Vieh ausgestanden haben, wenn sie im runden Hütchen und voll romantischer Schwärmerei der entzückenden Aussicht auf dem Gipfel eines Berges entgegeneilte — damals war es auch, wo ihr der „Eselstreiber" auf die Frage, ob es viel Esel im Orte gäbe? mit weiser Würdigung der Verhältnisse antwortete: Je mehr Curgäste, desto mehr Esel — allein wenn der Esel nicht in der Naturgeschichte stünde, so hätte sie eben ihre graziösen Beinchen in Anstrengung setzen müssen, welche doch nur zum Tanzen und nicht zum Bergsteigen geschaffen zu seyn scheinen. Aber, hat sie vielleicht in der halben Höhe ausgerufen, wie viel angenehmer und reizender säße es sich doch hoch zu Rosse, auf einem Thiere, das sich wenigstens mit Zaum und Zügel und höchstenfalls noch mit einer eleganten Reitpeitsche lenken läßt? Doch will ich sie leise fragen und sie soll mir die Hand aufs Herz antworten, ob sie wirklich den Muth gehabt hätte, sich auf dieses edle Thier zu setzen und vielleicht an Abgründen von ihm vorübertragen zu lassen, das freilich gelehrig genug ist, um den Willen seines Reiters oder seiner Reiterinn schnell zu verstehen, aber auch so feurig, um sich selbst der süßesten Bürde ohne alle Galanterie zu entledigen, und dessen Tritt, wenn er auch durch den Hufbeschlag gefestigt, doch nicht sicher genug wird, um nicht am Rande der schwindelnden Tiefe zu straucheln. Es ist also doch gut, daß es auch so ruhige und phlegmatische Thiere auf der Welt gibt, wie den Esel. Auch ist der Esel nicht immer und überall so gewesen, als jetzt bei uns, sondern hat durch die Uebersiedlung aus seinem fernen Vaterlande in die nordischen Länder viel an edlen Eigenschaften verloren.

Die Heimath des Esels sind die Gebirge von Persien und Ostindien, wo er, in der Landessprache Kulan genannt, sich wild herumtreibt als ein schönes, flüchtiges und lebhaftes Thier, himmelweit unterschieden von unserm verschrieenen Langohr. Homer vergleicht an einer classischen Stelle den Helden Ajax mit einem wilden Esel, ohne sich im Geringsten an diesem Bilde zu stoßen. Die höchste Ehre aber in einem etwas anderen Sinne ist dem verachteten Thiere damals widerfahren, als die alttestamentliche Prophezeiung erfüllt ward: Sage der Tochter Zions, siehe dein König kommt zu dir sanftmüthig und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselinn!

Auch die zahmen Rassen sind im Orient noch ganz andere, als im kühlen Abendlande. Hauptsächlich durch den Vergleich mit dem Pferde hat der Esel eine so schlimme Farbe in der Phantasie des Volkes angenommen. Der Esel ist in Wahrheit kleiner, schwächer, träger, ungelehriger, scheuer und eigensinniger, als das Pferd. Schon das vorige Mal haben wir gehört, daß Niemand sich geschmeichelt fühlt, wenn er „vom Pferd auf den Esel kommt", und wir selbst haben uns am Eingange dieses Artikels nur mit Widerwillen dazu entschlossen. „Er ziert sein Geschlecht, wie der Esel den Roßmarkt", sagen wir, wenn Einer das Unglück hat, ein Ausbund von Häßlichkeit oder Dummheit zu seyn, wofür er freilich allermeist nichts kann. Dazu ist der Esel auch so geduldig, daß ihm dieß gleichfalls den Ruf der Dummheit zugezogen hat:

Esel dulden stumm,
Allzu gut ist dumm!

Ja schon von der Natur scheint er zum Dulden bestimmt zu seyn: „Wo sich der Esel wälzt, muß er Haare lassen". Die nämliche Geduld und Genügsamkeit zeigt der Esel auch in Bezug auf das Futter. „Ein Esel frißt keine Feigen, warum?" frägt der Spott. Schon bei der Eseldistel war hievon die Rede.

„Es ist Maul wie Salat" sagt der Esel von sich selbst, wenn er Disteln frißt. „Der Esel trägt das Korn in die Mühle und bekommt Disteln", oder „dem Esel, der das Korn zur Mühle trägt, wird die Spreu" lauten die Anschuldigungen des Undankes, ganz ähnlich wie bei dem Pferde. Sonst aber genießt auch im Futter das letztere einen Vorzug vor dem Esel: „Dem Esel Haferstroh, dem Pferde den Hafer!" Und doch „hat der Esel lieber Stroh denn Gold", wie wir gehört haben, daß der Hahn die Gerste für die Perle nimmt. Manchmal setzt er sich gar noch zwischen zwei Stühle. „Es geht ihm wie dem Esel, der bei zwei Brüdern diente; jedweder meinte, er sei vom andern gefüttert worden", sagen wir, wie das Nicolay in einer Fabel verarbeitet hat, wo gar jeder von drei Söhnen eines Bauern in der bequemen Voraussetzung:

Mein Bruder, denkt er, hat ihn zu ernähren,
Heut kann er wohl die Kost entbehren,

den vom Vater ererbten Esel fasten und endlich verhungern läßt. Wenn es ihm selbst an den Kragen geht, so hält er doch sein Bischen Verstand zusammen. „Wo sich der Esel einmal stößt, da nimmt er sich in Acht". Und manchmal kommt es doch auch einem Esel zu dick:

Eselsarbeit und Zeisigsfutter
Ist des Ueberdrusses Mutter!

Auch in dem figürlichen Sinne sind Ableitungen von dem Worte Esel gebildet worden: „Eselsbrücken" verschafft sich der dumme und faule Schüler an Büchern und Heften, wenn er die Aufgaben des Lehrers mit seinem eignen Mutterwitze nicht zu lösen vermag. „Eselsbrücken" werden auf der andern Seite immer mehr für die Schüler erfunden, daß sie sich ihr Köpfchen nicht zerbrechen müssen, wenn man z. B., wie es nach und nach geschieht, für jeden Classiker ein eigenes Wörterbuch herausgibt. „Eselsbrücke" in einem ganz andern Sinne heißen aber auch

die Mathematiker den berühmten Pythagoräischen Lehrsatz: er ist die Brücke, vor welcher die mathematischen Esel stehen bleiben, oder die Brücke in den mathematischen Himmel, in welchen einer andern Lesart zufolge doch Niemand gelangt, ohne das dreimal gestrichene Sigma zu kennen.

Zum dritten Male müssen wir hier auch die „Eselsohren“ erwähnen, welche vordem als entehrendes Strafmittel dem unwissenden und faulen Schüler übergestülpt wurden, jetzt aber mit der guten alten Zeit begraben liegen. Diese Strafe stammt schon aus dem grauen Alterthume; denn der älteste solche Disciplinarfall findet sich merkwürdiger Weise noch in der griechischen Mythologie. Es ward nämlich einstmals Midas, ein reicher König in Phrygien und Sohn der Göttin Cybele, zwischen Apollo und dem Hirtengotte Pan zum Schiedsrichter erwählt, ob Apollo besser auf der Cither spielen, oder Pan schöner auf der Schalmei blasen könnte. Da er dem Pan in seinem Spruche den Preis zuerkannte, so machte ihm Apollo aus Rache Eselsohren, die nun Midas auf alle Art, jedoch umsonst, zu verbergen suchte. Uebrigens waren die Eselsohren doch nicht unverdient; denn der nämliche König Midas hatte einmal den Bacchus, der ihm als dessen Gast die Erlaubniß gegeben, sich etwas zu wünschen, gebeten, es möchte Alles, was er berührte, zu Gold werden. Als aber in buchstäblicher Erfüllung seines Wunsches auch Speise und Trank in Gold verwandelt wurde, so wäre er beinahe Hungers gestorben! Es gibt nun zwei Conchylien, wovon die eine „Eselsohr“ (Haliotis asinina), die andre bekanntere Midasohr genannt wird. Beide gehören derselben Gattung und zwar von Seeschnecken an, während man sie ihrer höchst eigenthümlichen Gestalt nach eher für Muscheln als für Schneckengehäuse halten würde. Die Schale ist nämlich sehr flach und so zu sagen fast ganz Oeffnung, nur hinten etwas gewunden und mit einer Reihe Löcher längs des rechten Randes versehen. Die Arten finden sich vorzüglich in den

wärmeren Meeren, die größte ist das Midasohr, welches in seiner rundlichen Gestalt mehr Aehnlichkeit mit den ursprünglichen als den verwandelten Ohren des Königs besitzt. Deutlicher stellt die letzteren das „Eselsohr" dar, welches viel schmäler ist. Es erscheint meist grün und braun gefleckt, wie eine Schlangenhaut, und findet sich in Ostindien, aber ziemlich selten.

Schon das Reiten auf einem Esel kann unter gewissen Umständen als ein Schimpf gelten:

Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen, —

sagt der Kaiser zum Abt von St. Gallen,

So laß ich euch führen zu Esel durchs Land —

freilich kommt noch der gewichtige Nachsatz:

Verkehrt statt des Zaumes den Schwanz in der Hand!

Da wir damit an der einen Dienstleistung des Esels angekommen sind, so fügen wir gleich das Sprüchwort hinzu: „Den Esel will Jedermann reiten" als eins der vielen, zu dessen Verständniß über den Charakter des Esels gesprochen werden mußte. Eine höchst eigenthümliche Zusammenstellung bietet der Spruch, den man auf einen Gecken in seinem lächerlichen Stolze anwendet: „Er reitet einen bösen Esel: das Geckenpferd." Hier muß der Esel in besonders auffallender Weise zur Bezeichnung eines Begriffs herhalten, wofür dem Volke das Pferd zu gut gedäucht hat.

Vorzüglich aber gilt, wie im Eingange erwähnt wurde, unser Esel als ein sacktragendes Lastthier: „Wer sich zum Esel macht, der muß Säcke tragen" ist ähnlich gebildet wie: Wer sich mausig macht, den fressen die Katzen. Daher wird auch das obige Sprüchwort vom Langohr so ausgesprochen: „Ein Esel schilt den andern Sackträger." Ferner: „Man ruft den Esel nicht zu Hofe, denn daß er Säcke trage": keine auffallende Auszeichnung ohne im Hintergrunde versteckten Eigennutz. Immer guckt gleich wieder der Schelm hervor: „Man findet manchen Esel, der nie

Säcke trug." Der Esel ist träger als das Pferd, haben wir oben vernommen, „nur gezwungen trägt der Esel Säcke, ledig thät' er keinen Schritt"; aber es ist schon dafür gesorgt, daß er seine Schuldigkeit thue: „Wenn der Esel nicht will, so muß er" und „wenn der Esel seine Tracht hat, so weiß er wie er gehen soll." Auf diese Art erklärt sich auch das naturgeschichtliche Paradoxon: „Der Sack trägt den Esel zur Mühle", und wo wir Jemandem unumschränkt befehlen können, da sagen wir spöttisch: „Wir wollen ihn bitten wie man den Esel thut!" Da ist es freilich richtig: „Der Esel und sein Treiber denken nicht überein"; denn der hintennach geht, denkt sich: „Besser Esel treiben, als selber Säcke tragen". Nur hie und da thut Einer, als ob er sich genire: „Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man", sagt der alte Miller in Cabale und Liebe, wo ihn seine Frau auf die schönen Billeter des Majors an ihre Tochter hinweist, und gibt auch gleich eine Erläuterung dazu in seiner Manier: Wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen lassen!

Es heißt wohl mit Recht: Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es; aber die Züchtigung muß eine wohlverstandene seyn und nicht die Folge augenblicklicher Aufwallung: „Mancher schlägt einen Esel heraus und zehn hinein."

„So lang der Esel trägt, ist er dem Müller lieb", dann heißt es: Der Mohr ist fertig, der Mohr kann gehen. Aber: „viel Säcke sind des Esels Tod" wie viel Hunde des Hasen. Nur zuweilen unterbricht ein kurzer Sonnenschein des Glücks die ewig wiederkehrende Alltagsplage: „Wenn kein Wasser auf der Mühle ist, so tanzt der Esel". „Es ist ihm so leid, als wenn dem Esel der Sack entfiele" ist nirgends besser angewandt, als wenn der Schüler eine Stunde früher wie gewöhnlich nach Hause kommt, weil sein Lehrer verhindert oder unwohl war. Geht es dem Esel aber einmal gut, so schlägt er auch gleich aus allen

Eisen: „Wenn es dem Esel zu wohl ist, so geht er aufs Eis tanzen", wo wir ihn also abermals tanzen sehen.

Uebrigens er möge sich plagen wie er will, immer lastet der alte Fluch auf dem geduldigen Grauthier: „Wenn der Esel weit läuft, ist er darum nicht gelehrt".

Sogar die Stimme des Esels, die wir schon einmal in einem Sprüchworte erwähnt gefunden haben, ist zum Gespötte geworden. Auch unser guter Hahn bekommt da nachträglich noch seinen Hieb: „Vom krähenden Hahn zum Esel gehen, heißt Einen Gesang hören". Die Musiker von Fach behaupten: „Esel singen schlecht, weil sie zu hoch anstimmen"; sie fangen nämlich mit dem J an, während das musikalische Abc nur bis zum H reicht. Ja für ganz unmusikalisch wird er erklärt: „Was thut der Esel mit der Sackpfeife?" ist ein Sprüchwort, welches die Sackpfeife selbst überdauert hat, und gerade so verhält es sich mit dem andern: „Er schickt sich wie der Esel zum Lautenschlagen", welches man öfters von dem Geschicke der Mütter zur Kinderzucht und zum Abrichten der Mägde anzuwenden in Versuchung kömmt.

Vor dem Schlusse müssen dem oben genannten „Maulesel" und Maulthiere noch einige Worte gewidmet werden. Auch der Maulesel muß als das unedlere Thier sich dem Pferde gegenüber verspotten lassen. „Wer über einen Maulesel gesetzt ist, hält sich auch für einen Herrn" sagt in diesem Sinne ein ironisches Sprüchwort, und

Maulesel treiben viel Parlaren,
Daß ihre Voreltern Pferde waren,

singt ein etwas gezwungener Reim, welcher den Ahnenstolz herabgekommener Urenkel geißelt. Welche Gefühle Jeden von uns, der einmal die Universität besuchte, als „Maulthier" beseelt haben, ein anderes Hangen und Bangen in schwebender Pein, das haftet noch so lebendig in unserm Gedächtnisse, daß es keiner ausführlichen Schilderung bedarf.

In keinem europäischen Lande ist der Esel so sehr verachtet, wie gerade in Deutschland. Inzwischen heißen auch die Franzosen den Pythagoräischen Lehrsatz le pont aux ânes, und wenn häufig in Frankreich nach einer Lafontaine'schen Fabel Monsieur Baudet die Stelle unsers Esels vertritt, so hat doch vor einiger Zeit wieder Minister Fould den Beweis geliefert, daß âne auch bei unsern feineren Nachbarn für keinen Ehrentitel gilt. Als nämlich die französischen Minister sich damals zum Kaiser nach Compiegne begaben, und unterwegs einen Esel überfuhren, dann aber dessen Herrinn mit 200 Francs entschädigen mußten, rief der Finanzminister: Ach, meine Herren, warum können wir nicht alle Esel, die uns im Wege stehen, so wohlfeilen Kaufes loswerden?

4. Das Rind.

Das Rind wird zweckmäßig auf den Esel folgen, da es einerseits eine ähnliche untergeordnete Stellung dem Pferde gegenüber einnimmt, auf der andern Seite in der allgemeinen Vorstellung ebenfalls einen hervorragenden Platz unter den Vorbildern des Unverstandes und der Dummheit behauptet. Man rechnet es zu den Thieren mit gespaltenen Klauen nach dem ältesten Ausdrucke, zu den Wiederkäuern oder Zweihufern, wie sie jetzt genannt werden, und zwar in die Familie der Hohlhörner, welcher bezeichnende Namen von der Beschaffenheit ihrer Hörner gegenüber den massiven Geweihen der Hirsche entlehnt ist. Ein wildes Rind, so wie einen wilden Esel, gibt es gegenwärtig nicht mehr; aber vor Jahrhunderten war dieß noch der Fall, und zwar selbst in Deutschland. Der Stammvater unsers Rindes ist, wie kaum bezweifelt werden kann, jener Ur, welcher nebst dem Elk oder Elennthier die Wälder Deutschlands in grauer Vorzeit bevölkerte, und auf welchen Siegfried noch seine letzte Jagd hält, bei der ihn, von übelberathener Liebe über den tödlichen Fleck belehrt, der grimme Hagen hinmordet.

Tiefer als bei irgend einem andern Hausthiere sind hier die Alters- und Geschlechtsverhältnisse der allgemeinen Anschauung eingeprägt, um so tiefer, da dieselben eine ganz verschiedene Benützung in der Landwirthschaft, den Gewerben und der Haushaltung bedingen. Das Junge des Rindes heißt bekanntlich Kalb, das ausgewachsene Weibchen Kuh — Beides eben so wie bei Hirsch und Reh — die zweijährige Kuh Färse; das Männchen Ochse, Stier, Farre und Bulle. Wir wollen von unten, also von dem Kalbe, anfangen. Eine Menge von Sprüchwörtern bezieht sich auf das Verhältniß des Kalbes zu dem Mutterthiere; die einfachste Betrachtung lautet: „Das Kalb folgt der Kuh" oder schon mit einer hinzugefügten Nutzanwendung: „Eins folgt aus dem Andern, wie das Kalb aus der Kuh". Von früher Kindheit an zeigt sich ein Unterschied der Charaktere, und die Schmeichler fangen schon an, ihre Mütter hinter's Licht zu führen: „Ein schmeichelndes Kalb saugt zwei Mütter aus". Gar bald, ach! kann das Kind der Mutter über den Kopf gewachsen seyn, und während nach der natürlichen Ordnung der Dinge „das Kalb von der Kuh lernt", dann „das Kalb die Kuh kalben lehren", wie das Ei klüger seyn will als die Henne. Hiebei soll gleich auf das Wort „kalben" als eine etymologische Ableitung von Kalb aufmerksam gemacht werden, ähnlich wie lammen bei dem Schafe und fohlen bei dem Pferde. Andere Sprüchwörter beziehen sich auf die Veränderungen, welche das Alter mit sich bringt, z. B. „Wer ein Kalb stiehlt, stiehlt eine Kuh", oder für das Masculinum: „Wenn man das Kalb sticht, wird kein Ochs daraus". Es ist eine pädagogische Wahrheit: „Man muß der Kalbzeit ihr Recht lassen", aber „ein zwanzigjährig Kalb gibt keine geschickte Kuh mehr".

Da hier das junge Thier nicht bloß einen eigenen Namen, sondern auch einen ausgeprägten Charakter hat, so begegnen wir schon Ableitungen vom Namen desselben, wo einzelne Körpertheile

zur bildlichen Bezeichnung anderer Dinge angewandt werden. Das „Kalbsauge" gilt als ein großes Auge, wofür das Rindergeschlecht überhaupt schon im Alterthum bekannt war; Homer schreibt der Hera oder Juno Ochsenaugen als eine ihrer Schönheiten zu. „Kalbsauge" wird ferner die große Maßliebe oder Wucherblume (Chrysanthemum Leucanthemum) genannt, welche innen gelb gefärbt ist und außen einen weißen Rand hat, überhaupt im Großen fast gerade so aussieht, wie das Gänseblümchen im Kleinen. „Kalbsaugen" heißen drittens die kochverständigen unter meinen schönen Leserinnen die aufgeschlagenen, gebackenen Eier. „Kälberzahn" wird ein Zahn genannt, welchen ein Kind ausnahmsweise mit auf die Welt bringt, indem nämlich die Kälber bei der Geburt immer schon Zähne besitzen, und zwar gewöhnlich die zwei innersten von ihren acht Vorderzähnen und die zwölf Backenzähne der untern Kinnlade. „Kälberkropf" heißt man jetzt häufig die ganze Gattung aus der Familie der Doldengewächse, welche in der botanischen Kunstsprache Chaerophyllum genannt wird. Eigentlich sollten bloß die Arten mit fleischiger, gleichsam geschwollener Wurzel so heißen, vor Allem eine Art (Chaerophyllum bulbosum), deren weiße, bald knollige, bald möhrenartige Wurzel die Buben auf dem Lande in der Rheinpfalz auch unter dem Namen „Kälberkern" ausgraben, um sie zu essen, da sie etwa wie wilder Pastinak schmeckt. Auch der Name „Kälberschere" ist dafür gebräuchlich. Bei einer zweiten Art, welche auch vorzugsweise Kälberkropf heißt (Ch. sylvestre), hat hingegen die Wurzel stark betäubende Kräfte. „Kalbs- oder Kälbernase" nennt man in einigen Gegenden mehrere Arten der unter dem Namen Löwenmaul bekanntern Pflanzengattung (Antirrhinum), und zwar wegen der Löcher, in welche die Fruchtkapsel zur Zeit der Reife an der Spitze aufspringt, und die mit Nasenlöchern verglichen werden. „Kälbertanz" ist ein komischer norddeutscher Ausdruck für die als Speise hartgekochte sogenannte

Biestmilch, d. i. die dickliche, ganz eigenthümlich beschaffene erste Milch der Kuh nach dem Kalben. Eine andere Speise führt in mehreren Gegenden Süddeutschlands den Namen „Kalbskopf“; es ist das Gebäck, welches die Frauen sonst unter dem Namen Bund oder Gogelhopf bei Kaffeekränzchen u. dgl. festlichen Anlässen auftragen.

Es gibt auch eine Zusammensetzung, wo das Wort Kalb als Grundwort hinten steht, man kann aber kaum sagen, das Kalb hätte als Vorbild hiebei gedient, nämlich das sogenannte „Wasserkalb“. So heißt man einen schneeweißen Wurm mit fadendünnem Körper, welcher in Bächen, Gräben und Brunnen öfters bei uns vorkömmt. Entsprechender nennt man ihn Faden- oder Saitenwurm (Gordius aquaticus).

Bildlich gebrauchen wir das Wort „Kalb“ für einen albernen, einfältigen, tölpischen Menschen, besonders wenn er noch jung ist; denn „ein Kind merkt es, daß ein Kalb ein Vieh ist“. Auch verstärken wir den einfachen Ausdruck noch durch die Zusammensetzung „Mondkalb“, welcher eine dunkle astrologische Vorstellung zu Grunde zu liegen scheint. Inzwischen muß bemerkt werden, daß man in vielen deutschen Landschaften, darunter auch im Elsaß „Muhkalb“ spricht, was nach einer Onomatopöie für das Geschrei des Thieres nichts weiter als ein brüllendes Kalb bezeichnen würde, analog der Wortbildung „Brüllochs“, welches wir z. B. als Scheltwort für schreiende Kinder gebrauchen. Ein Muhkalb spielt ferner häufig die Rolle eines Gespenstes in rheinischen Märchen und Sagen, und auch hier ist es gewiß vorzugsweise das Brüllen des Kalbes, woran sich der Begriff des Schauerlichen knüpft. Eine andere Verstärkung liegt in dem Ausdrucke „Kalb Mosis“, ohne Zweifel mit Anspielung auf das „goldene Kalb“ gebildet, welches die abgefallenen Israeliten in der Wüste anbeteten und umtanzten, bis Moses voll heiligen Zornes dasselbe zu Pulver und Staub zertrümmerte. In dieser Bedeutung gibt

es eine Ableitung „kälberhaft“, und „Kälberstreiche“ nennen wir thörichte, knabenhafte Streiche; auch das schon erwähnte Zeitwort „kalben“ oder dafür „kälbern“ kann in dem Sinne gebraucht werden, daß es bedeutet: Kälberstreiche aufführen. „Zuvor ein Kalb, jetzt ein Ochs“ bezeichnet die Fortschritte eines hoffnungsvollen Jünglings.

Das Fleisch des Kalbes, welches erst halb entwickelt ist, unterscheidet sich im Geschmacke von dem der ausgewachsenen Thiere. „Kalbfleisch Halbfleisch“ sagen die Metzger; auch dieß wieder bildlich: „Kalbfleisch hängt man nicht in den Rauch“, die zarte Jugend darf noch nicht den Stürmen des Lebens preisgegeben werden. „Kalbfleisch und Kuhfleisch kochen nicht zugleich“ belehren uns eben so die Köchinnen. Die nämlichen wissen den „Kalbskopf“ (im eigentlichen Sinne, nicht im bildlichen, wie oben) so appetitlich herzurichten, daß sie dazu die Männer als zu einem Leckerbissen einladen; aber manchmal sind sie zu voreilig: „Wer wird auf den Kalbskopf laden, eh die Kuh gekalbt hat?“

Eine Gewohnheit der Kälber ist, sich gegenseitig abzulecken; daher ist das Sprüchwort entstanden: „Fremde Kälber lecken auch einander“, um anzuzeigen, daß Fremdseyn keine unübersteiglichen Schranken wechselsweiser Annäherung bildet. Wie das Kalbfleisch eine andere Beschaffenheit zeigt, als das Ochsen- und Kuhfleisch, eben so ist es auch mit dem Kalbsleder im Vergleich zum Ochsen- und Kuhleder, und die Gärber wissen wohl, daß „eben so viel Kalbshäute zu Markte kommen als Kuhhäute“. Das Kalbsleder nimmt man unter Anderm gern zum Ueberspannen der Trommeln; daher sagt ein trefflicher Erfahrungssatz: „Wer dem Vater nicht folgen will, der folge dem Kalbsfell!“ wir könnten hinzusetzen: und empfinde den Corporalsstock, wenn derselbe nicht abgeschafft wäre.

Dichterische Freiheit gebraucht in einem Sprüchworte den

Namen Kalb statt jenes des Ochsen: „Mit fremdem Kalb ist wohlfeil pflügen". Dieses Sprüchwort scheint nicht deutschen, sondern morgenländischen Ursprungs zu seyn. Wir treffen es zum ersten Male in Simsons Munde, als er bei seiner Hochzeit das Räthsel vom Löwen und Honig aufgibt. Nachdem Delila mit Krokodilsthränen ihm schon hier sein erstes Geheimniß abgeschmeichelt und sofort an die Philister ausgeschwätzt hat, sagt Simson, der Verrath wittert, zu jenen, die das Räthsel lösen: Wenn ihr nicht hättet mit meinem Kalbe gepflügt, ihr hättet mein Räthsel nicht getroffen.

Endlich sind noch ein Paar Sprüchwörter übrig, welche nicht so unmittelbar, wie die bisherigen, mit dem Wesen des Kalbes zusammenhängen. „Armer Leute Kälber und reicher Leute Töchter kommen bald an Mann" erklärt sich in Dorf und Stadt von selbst, wenn auch die Zusammenstellung mehr im Dorfgeschmacke erscheint. Ferner: „Wenn das Kalb gestohlen ist, bessert der Bauer den Stall", oder auch: „Wenn das Kalb ertrunken ist, deckt man den Brunnen". Das gebräuchlichste der Art kommt bei der Kuh vor und soll des Zusammenhangs wegen gleich hier angeführt werden: „Wenn die Kuh aus dem Stall ist, sperrt man ihn", wovon häufig nur die erste Hälfte ausgesprochen wird, z. B. eine Bürgersfrau in einer Kreisstadt wurde vom König des Landes, der zum ersten Male anwesend war, auf dem Festballe zu einer Française aufgefordert, mußte aber, da sie nicht Française tanzen konnte, zu ihrem unendlichen Leidwesen auf die ihr zugedachte Ehre verzichten; lange Zeit konnte sie ihr Mißgeschick gar nicht verschmerzen, als ihr aber endlich, um sie zu trösten, Jemand rieth, für die Zukunft Française zu lernen, erwiederte sie: Ja wenn die Kuh aus dem Stall ist u. s. w.

Und damit kommen wir denn an die Kuh. Blicken wir zuerst noch einmal zurück auf die Jugendzeit, so heißt es: „Alle Kühe sind Kälber gewesen"; aber

Alte Kuh gar leicht vergißt,
Daß sie ein Kalb gewesen ist!

Wo der Capuziner in seiner Predigt, wie wir bei dem Haushuhne gehört haben, sagt:

Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu

reimt er darauf:

Ihr nehmt das Kalb mit der Kuh!

aber „es ist Niemand schuldig, die Kuh mit dem Kalbe zu behalten": dieß wäre vielleicht auch ein Recept für Schwiegermütter, ohne von einer königlichen Feder aus dem Spanischen übersetzt zu seyn. Wie wir oben gehört haben, daß die Kälber einander ablecken, eben so beleckt die Kuh ihr eigen Kalb, und zwar zum ersten Male gleich bei der Geburt, wodurch sie es als ihr Kind stempelt und anerkennt; aber hier heißt es ausdrücklich: „Die Kuh leckt kein fremdes Kalb".

Hier ist zunächst ein Thier zu erwähnen, bei dessen Benennung Eigenthümlichkeiten der Kuh vorgeschwebt haben, nämlich die „Seekuh" (Manatus americanus), ein wallfischartiges Thier, welches truppweise an den Mündungen der südamericanischen Flüsse lebt, wie eine Kuh brüllt und sich von Seegras ernährt, welches sie am Ufer abweidet. Auffallend muß es erscheinen, daß dieses Thier nur Kuh, nicht auch Ochse genannt wird, indem zwischen dem Brüllen eines Ochsen und einer Kuh kein wesentlicher Unterschied besteht. Wenn es nothwendig ist, für die Sage von Seefrauen außer der poetischen Begründung noch eine factische zu suchen, so sind es diese Thiere, welche die Veranlassung dazu gegeben haben; denn da sie einen rundlichen Kopf und die Weibchen zwei Euter an der Brust haben, so gewinnen sie, wenn sie mit dem Oberleibe aus dem Wasser hervortauchen, aus der Ferne gesehen, einige Aehnlichkeit mit Frauengestalten.

„Blinde Kuh" — wer hat nicht schon blinde Kuh gespielt? — heißt ein Gedichtchen von Göthe, welches in den meisten

Ausgaben eines der ersten ist, und worin das ganze Spiel mit seinen angenehmen oder auch unangenehmen Wendungen beschrieben wird. Man erinnere sich an die folgenden Zeilen:

Die Augen zugebunden
Hast du mich schnell gefunden,
Du faßtest mich aufs Beste
Und hieltest mich so feste;
Ich sank in deinen Schooß u. s. w.

Von einzelnen Körpertheilen der Kuh, welche in bildlichem Sinne angewandt werden, haben wir auch hier das Auge zuerst zu nennen. „Kuhauge“ bezeichnet einmal, gerade so wie Kalbsauge, ein besonders großes Auge, dann auch eine ähnliche Blume; wie man die große Maßliebe Kalbsauge heißt, eben so die als Arzneimittel bekannte Chamille „Kuhauge“ oder auch „Kuhdille“. „Kuhfuß“ ist ein von der Aehnlichkeit des untern Schafttheiles entlehnter Ausdruck für Flinte, den wir jetzt nur noch gebrauchen, wenn wir vom Soldatenstande verächtlich reden wollen; auch heißen die Schlosser so ein Brecheisen mit einer Art gespaltenen Klaue. „Kuhschwanz“ heißt man gerade so, wie Roßsteert in Norddeutschland, wegen des langen, dünnen Leibes die Wasserjungfern oder Libellen, welche so außerordentlich viele Namen, unter Anderm auch den von „Ochspferdchen“ führen; ferner eine eigene Sorte Bieres, welche zu Delitz in Böhmen gebraut wird; endlich nennt man so oder „Kuhschweif“ in München und anderen Orten Süddeutschlands einen ordinären, öffentlichen Ball, und soll hier durch den Ausdruck wohl nur das Gemeine bezeichnet werden. „Kuhhorn“ oder ausdrücklich „Kuhhornklee“ heißt eine dem Klee verwandte Pflanze, welche häufiger Bockshornklee genannt wird. „Kuhhorn“ ist ferner der Name einer der höchsten Bergspitzen in Siebenbürgen; überhaupt werden spitz zulaufende Berge Hörner genannt und erhalten damit zusammengesetzte Namen, als Moschelhorn, Finsteraarhorn, Schreckhorn, Matterhorn u. a.

„Kuhmaul“ heißt ein hohes Doldengewächs, welches als Unkraut auf jeder Wiese angetroffen wird, nach einer aufmerksam beobachteten Eigenthümlichkeit der Rinder. Von den zahllosen weißen Doldenblüthen sind nämlich die auffallend größeren Randblumen ungleich und tief zweispaltig, wodurch die ringsherum am Rande stehenden Blumenblätter ein eigenthümliches Ansehen erhalten. Da nun die Rinder ihre untere Kinnlade von der Seite her bewegen und so ihrem Maule auch eine eigene schiefe Stellung geben, so ist daher für die Pflanze der Name Kuhmaul gebildet worden, welchen wir auch in der Familiensprache anwenden, wenn ein Kind, namentlich ein Mädchen, ein schiefes Maul zieht. Aus demselben Grunde wird das Gewächs auch Hasenscharte und Bärenklau genannt (Heracleum sphondylium).

Außer den bereits genannten gibt es mehrere Pflanzen, deren Namen mit dem Worte Kuh zusammengesetzt sind. „Kuhblume“ hat dreierlei Bedeutung, wie das eben häufig bei den deutschen Benennungen der Fall ist, so daß ihre allgemeine Anwendung so außerordentlich erschwert wird. Am gewöhnlichsten heißt man Kuhblume die auch Goldhähnchen, Dotter- und Butterblume genannte, große, gelbe, fettglänzende Blume, welche gleich im ersten Frühjahre auf feuchten Wiesen überall erscheint; diese Pflanze ist ein gutes Viehfutter, nur etwas scharf, und soll manchmal Krankheiten verursachen. Eine noch bessere Futterpflanze ist der schon als Eierblume vorgekommene Löwenzahn, welcher auch „Kuhblume“ genannt wird, und auf dessen Genuß die Kühe besonders viel Milch geben, und drittens heißt man „Kuhblume“ die auch Kalbsauge genannte große Maßliebe, auch ein gutes Futter. „Kuhpilz oder Ochsenpilz“ und lateinisch Boletus bovinus ist ein Löcherschwamm, welchen das Rindvieh gern frißt; die Milch bekommt aber davon einen widerlichen Geschmack und wird zähe. „Kuhwurzel oder Kuhkraut“ nennt man hie und da ein gemeines und unansehnliches Unkraut, sonst auch Mistmelde geheißen,

weil es gern auf Kuhmist= und Composthaufen wächst. Diese Pflanze könnte also nicht von sich sagen, wie es manche Leute so gerne thun: „Ich bin auch nicht auf dem Miste gewachsen!“ Der gebräuchlichste Namen dafür ist Bingelkraut (Mercurialis annua). „Kuhweizen“ oder auch Wachtelweizen (Melampyrum arvense 2c.) heißt ein anderes lästiges Unkraut, welches oben am Stengel prächtig roth aussieht, worauf dann die gelben, etwa löwenmaul=artigen Blüthen recht schön abstechen; er wächst in Feldern unter Weizen= und anderer Getreidesaat und ist ein gutes Rinderfutter, welches auch „Rinder= und Ochsenweizen“ genannt wird. In den heißen Ländern gibt es einen „Kuhbaum“, welcher einen milch=ähnlichen, wohlschmeckenden Saft liefert. Derselbe wächst um Caraccas in Venezuela, wird ein ungeheurer Baum, bis zu 200 Fuß hoch, und enthält sehr viel klebrige, wohlriechende und süße Milch, welche aus gemachten Einschnitten ausfließt und von den Negern häufig getrunken wird; er heißt auch „Milchbaum“ und eben so in der Kunstsprache neuerlich Galactodendron utile.

Nach den beschriebenen Pflanzen ist auch ein Vogel zu erwähnen, welcher seinen Namen von der Kuh erhalten hat, nämlich die „Kuhstelze oder Rinderstelze“, auch „Rinderschießer“ genannt, eine gelb und grau gefärbte Art von Bachstelzen, welche dem Rindvieh die Stechfliegen absucht.

Es gibt eine etymologische Ableitung von dem Worte Kuh, welche aber nur auf einen kleinen Bezirk von Süddeutschland beschränkt ist, nämlich „Küher“, so viel als Kuhpächter oder Senne, und ein Zeitwort „kühern“ im nämlichen Sinne.

Schon bei einigen der aufgezählten Wortbildungen ist statt der Kuh auch das Rind in die Zusammensetzung eingeführt; diesen sind noch einige weitere mit Rind ausschließlich zusammengesetzte beizufügen. „Rindsauge“ heißen zweierlei Pflanzen, entweder die unter Ochsenauge genannte, oder und auch griechisch=lateinisch Buphthalmum, eine schöne gelbe Blume mit gold=

gelben Strahlenblümchen, welche einen harten, haarigen Stengel mit schmalen Blättern besitzt und Gebirgsgegenden angehört. „Rinderblume“ ist einer der vielen Namen des als Arzneimittel hochgeschätzten Wohlverleis (Arnica montana), welcher, wie die meisten sternblumigen Pflanzen, zu den guten Futterkräutern für das Vieh gehört. „Rindswurzel“ als ein seltener Name für das Bilsenkraut liefert uns das erste Beispiel jener merkwürdigen Zusammensetzungsweise, wo ein Gewächs nach einem Thiere benannt wird, für das es schädlich und giftig ist, und wovon wir noch mehrfache Analogien werden kennen lernen.

Eine unschätzbare Gabe, die wir der Kuh verdanken, ist die Milch, woraus dann Butter und Käse gewonnen wird; wie könnte der gebildete Europäer leben ohne

die Kuh, die ihn mit Butter versorgt?

Die Haltung der Melkkühe ist die Hauptsache der Rindviehzucht fast überall. Auch sonst schätzt man sich glücklich, wenn man in irgend einer Einkommensquelle eine Kuh findet, an der man nach Herzenslust melken kann; so bilden z. B. die Güter der säcularisirten Klöster, wie früher in anderen Ländern, so jetzt für das eben so verschuldete, als junge Königreich Italien eine sehr erwünschte „Melkkuh“. Wenn die Kuh keine Milch gibt, entweder weil sie zu alt ist, oder aus irgend einem andern Grunde, so ist sie unbrauchbar. „Nachbars Kuh ist eine herzensgute Kuh, gibt aber keine Milch“, der ganze Zweck eines Daseyns ist verfehlt. „Wenn die Kuh nimmer Milch gibt, gehört sie unter den Schlegel“, spricht der praktische Verstand, welcher von Gefühl nichts weiß. „Die Kühe, die am meisten brüllen, geben am wenigsten Milch“, wie Hennen, die viel gackern, wenig Eier legen. „Was hilfts ferner, daß die Kuh viel Milch gibt, wenn sie den Kübel umstößt?“ was Mancher auf der einen Seite gut macht, verdirbt er durch Unüberlegtheit oder Jähzorn auf der andern wieder. „Man soll die Kühe melken und nicht schinden“, schon als Vorschrift

für den Viehzüchter beherzigenswerth, hat hier noch einen ähnlichen Sinn wie: Man soll die Henne rupfen, ohne daß sie schreit. „Schwarze Kühe geben auch weiße Milch“: auch in einer unansehnlichen und rauhen Schale steckt oft ein süßer Kern. „Anderer Leute Kühe haben immer größere Euter“ spiegelt sich der Neid vor, wie daß fremde Pferde schnell laufen.

Auch in die Sprüchwörter und Zusammensetzungen sind Milch, Butter und Käse übergegangen. „Süße Milch soll man vor Katzen hüten“, lautet eines der erstern: geize mehr mit deiner jungfräulichen Gegenwart, sagt Polonius zu seiner Tochter Ophelia, wo er sie vorahnend vor Hamlets Liebe warnt. Jede Hausfrau hat schon manchmal mit Verdruß erfahren, wie leicht die Milch gerinnt; indessen Eines weiß sie vielleicht doch noch nicht: Es gibt Leute, man behauptet sogar Damen, welche wenigstens manchmal „so sehen, daß die Milch davon sauer wird“. Beim Milchessen ist das Einbrocken, besonders für Kinder, eine Hauptsache, mitunter so sehr, daß man sagt: „Wer das Einbrocken bezahlt, dem schenkt man die Milch“.

Es gibt eine ansehnliche Zahl von Zusammensetzungen mit dem Worte Milch, welche zur Uebersicht am besten in mehrere Abtheilungen gebracht werden. Die Wörter der einen Abtheilung bezeichnen das Jugendliche und Zarte bei Thier und Mensch, auch wenn es mit der Muttermilch selbst nichts mehr zu schaffen hat. „Milchzähne“ heißt man die ersten Zähne, welche später gewechselt und durch die bleibenden ersetzt werden.

Daß dich der Teufel bräune, Milchgesicht!

sagt mit soldatischem Fluche der ältere Krieger zu dem Rekruten, dessen Gesicht ihm für den Stand zu sehr „wie Milch und Blut“ aussieht. In demselben Sinne wird „Milchbart“, auch „Milchhaar“ gebraucht. Hier dürfen wir wohl auch den „Milchbrunnen“ einschalten als jene räthselhafte Quelle, aus welcher die kleinen Kinder plötzlich in die Mitte ihrer staunenden Geschwister gelangen.

Eine zweite Reihe dieser Ausdrücke bezieht sich auf die weiße Farbe der Milch: „Milchbrühe" heißen die Weißgärber eine schwache Kalkbrühe, wie man für eine stärkere auch „Kalkmilch" sagt; „Milchflor" heißt der milchweiße, zarte Seidenflor; „Milchsaft jeder milchweiße oder sonst milchartige Saft, wie solche oft in Pflanzen enthalten sind, vor Allem aber derjenige, welcher sich aus den verdauten Speisen in dem Zwölffinger- und Dünndarme bildet und auch Chylus genannt wird; „Milchglas" das an Lampen für die Augen so wohlthätige weiße Glas; „Milchstaar", eine Augenkrankheit, welche in einer „Vermilchung" der Krystalllinse besteht; dann: „Milchquarz, Milchopal", einige milchweiße Steine u. s. w. Eine der gebräuchlichsten von diesen Benennungen ist die „Milchstraße" am Sternenhimmel, welche übrigens Ovid in unsere erste Abtheilung verlegt, wenn er erzählt, sie sei aus Milch entstanden, die aus Junos göttlichem Busen geflossen. Auch einige Pflanzen sind daher zu rechnen, nämlich zunächst die „Milchdistel", welche von ihren großen weißgefleckten Blättern so genannt wird, sonst auch Mariendistel (Silybum Marianum); man trifft sie in Gärten als Ziergewächs. Ferner heißt „Milchstern" eine auf Grasplätzen wachsende niedrige Pflanze mit weißlichen Blümchen, die aus sechs Sternblättern bestehen. Sie führt auch, und zwar schon aus dem Alterthume, den sonderbaren Namen „Vogelmilch" (Ornithogalum umbellatum), worin das Volk den Vögeln etwas zuschreibt, was ihrer Natur widerspricht, wie seit christlicher Zeit dem Osterhasen das Eierlegen.

Eine dritte Abtheilung bilden solche Pflanzen, welche einen Milchsaft enthalten. Daher gehört das „Milchglöckchen" oder „Milchfäßchen", eine blaue Glockenblume, welche bis in den Herbst hinein blüht (Campanula rotundifolia). „Milchröthel" ist eine der zahllosen Benennungen des Löwenzahns, den wir schon als Eier- und Kuhblume kennen gelernt haben, und sie bezeichnet sehr treffend die Eigenschaft, daß der Milchsaft des

Löwenzahns an der Luft bald eine röthliche oder bräunliche Farbe annimmt und so die Hände beschmutzt; ein ähnlicher Name dafür ist „Milchstock". „Milchschwamm" heißt der kleine, gelbe, eßbare und milchhaltige Blätterschwamm (Agaricus deliciosus), welcher sonst Rehling und Hirschling genannt wird. „Milchpeterling" oder „Kuhpeterlein" ist eine Art Haarstrang (Thysselinum palustre) genannt worden, weil das ganze Kraut, besonders die Wurzel voll scharfen Milchsaftes ist, dazu als bei einem Doldengewächse eine oberflächliche Aehnlichkeit mit Petersilie besteht. Er wächst auf feuchten Wiesen und an Gräben, heißt auch Sumpfsilge ꝛc. Auch die Bezeichnung „Milchahorn" ist nach meiner Ansicht hieherzuziehen und darunter der Feld- und Spitzahorn zu verstehen, welche einen etwas milchigen Saft besitzen. Endlich „Milchwurz" wird öfters die als Gemüse bekannte Schwarzwurzel genannt; ferner eben so oder „Milchblume" die Kreuzblume, welche auch griechisch Polygala, die milchreiche, heißt, mit blauen Blümchen, ein wichtiges Arzneimittel, wovon die krautartigen Theile sich nicht eigentlich durch einen Milchgehalt, sondern einen auffallend bittern Saft auszeichnen.

Vereinzelt stehen noch folgende Zusammensetzungen da: „Milchnapf" heißt eine Seeschnecke (Sigaretus halitoideus), deren zollgroßes Gehäuse ganz weiß gefärbt ist, dabei flach und kaum gewunden und mit weiter kreisförmiger Mündung. Sie findet sich schon in den europäischen Meeren. Eine hübsche Wortbildung ist ferner „Milchschelm" für den sogenannten Augentrost (Euphrasia officinalis); er heißt so bei den Hirten, weil er sehr spät blüht, wo das Vieh keine gute Nahrung mehr findet und daher wenig Milch gibt. „Milchdieb, Milchtrud, Molkendieb" und dergleichen Namen erhält der gelbe Tagfalter, welcher unter dem Namen Butter- oder Citronenvogel jedem jugendlichen Schmetterlingsfänger bekannt ist. Ich weiß dafür keinen andern Erklärungsgrund, als den zarten, milchartigen Anflug, welchen die heller

gefärbten Weibchen noch mehr als die Männchen auf den Flügeln tragen. Im Schwäbischen heißt man alle Schmetterlinge, besonders aber die weißen, „Milchmaler", verderbt Milimaler.

Aus der Milch bereitet man die Butter, deren Eigenschaften uns eben so geläufig sind, als die der Milch selbst. „Es will nicht buttern!" sagt man, wenn man bei der Ausführung eines Werks auf unvorhergesehene Hindernisse stößt, wie es auch beim Butterstoßen gar manche gibt, als zu große Wärme oder Kälte und noch andere oft schwer zu erklärende Umstände. Schon die Sonnenwärme schmilzt die Butter, wodurch sie ihre ganze Form verliert und wenigstens scheinbar jeden Augenblick abnimmt. Der Hauptmann im Götz von Berlichingen, welcher sieht, wie seine Schaar vom Feinde gelichtet wird, sagt: „Wir stehen hier wie Butter an der Sonne!" So ist auch ein sprüchwörtlicher Ausdruck: „Mancher besteht bei der Wahrheit, wie die Butter an der Sonne". Auch zur Bezeichnung eines sprachlosen Staunens, Schreckens und Verlegenseyns wird diese Redensart gebraucht. Die Butter schwimmt wie Oel und Fett auf dem Wasser; daher sagt man von dem Eingebildeten: „Seine Butter muß immer oben schwimmen", wie es Leute gibt, deren Hühner stets Eier mit zwei Dottern legen.

Auch mit dem Worte Butter sind Zusammensetzungen gebildet worden. „Butterbirne" oder Schmalzbirne, auch französisch beurré, heißt eine köstliche Birnsorte, deren Fleisch so zart ist, daß es auf der Zunge schmilzt wie Butter. „Butterblume" oder ebenfalls Schmalzblume nennt man die Hahnenfußarten wegen ihrer gelben Blumen; eben so auch öfters die größere, vorhin als eine der Kuhblumen erwähnte Dotterblume. „Butterbaum" heißt ein africanischer Baum (Pentadesma butyracea) mit braunen Beeren, welche einen gelben, butterartigen Saft enthalten, womit die Eingeborenen von Sierra Leona ihre Speisen schmälzen,

obschon er etwas terpentinartig schmeckt. „Butterfisch“ oder Schmalzfisch ist ein nackter Meerfisch (Blennius gunnellus) von grünlich gelber, unten weißer Färbung, auch gelben Flossen, welcher sehr schlüpfrig ist. „Butterkraut oder Butterwurz“ heißt öfters das gewöhnlicher sogenannte Fettkraut. „Butterweck“ heißt eine Art aus der Gattung Kegelschnecken (Conus betulinus), deren vier Zoll großes Gehäuse citronengelb gefärbt ist mit braunen Flecken; sie stammt aus Ostindien. „Butterreps“ ist ein anderer Name für den früher angeführten Dotter oder Leindotter, von seinen gelben Blumen entlehnt, welche denen des Repses gleichen, mit dem er in Eine Familie, nämlich die der Kreuzblüthigen gehört. „Buttervogel“ ist der vorhin als Milchdieb angeführte Schmetterling mit den gelben Flügeln. „Butterkrebs“ heißt der mausernde oder sich schälende Krebs; zu gewissen Jahreszeiten bildet sich nämlich unter der alten Schale der Krebse eine neue, noch zarte und gleichsam „butterweiche“: dadurch wird der Zusammenhang der alten mit dem Körper lose, und das Thier sucht sich derselben zu entledigen. Bis die neue Schale völlig ausgebildet und erhärtet ist, verbirgt sich der Butterkrebs sorgfältig. Jeder Leser und jede Leserinn kennt die „Buttermilch“, und manche trinken sie leidenschaftlich gerne, weniger bekannt aber dürfte seyn, daß es auch ein „Buttermilcherz“ gibt; so heißt man zu Andreasberg am Harze ein Gemenge von Silberhornerz mit Thon von weicher Consistenz und perlgrauer Farbe.

Die ausgelassene Butter heißt vorzugsweise „Schmalz“, welcher Ausdruck allerdings in verschiedenen Gegenden auch andere ausgelassene Fette, z. B. das des Schweines bezeichnet. Sprüchwörter vom Schmalze sind mir nicht bekannt, dagegen eine Zusammensetzung, wo das Wort bildlich gebraucht wird, nämlich: „Achselschmalz“, wie es z. B. den Fußgänger mit seinem Ränzchen oder den unverdrossenen Handwerker kostet. Auch gibt es solche Zusammensetzungen, wo Schmalz das Bestimmungswort ist

und seine Eigenschaften als Muster dienen. Einige davon gehen, wie wir gehört haben, mit denen von Butter ganz parallel, nämlich „Schmalzbirne, Schmalzfisch und Schmalzblume", für welch letztere man auch „Schmalzsternblume" sagt. „Schmalzkraut" wird der Gartensalat von dem fettigen Glanze seiner Blätter genannt. „Schmalzwurz" oder Schmeerwurz heißt der Beinwell (Symphytum officinale) allerdings etwas uneigentlich von seiner nicht wirklich fettigen, sondern dickfleischigen, schleimigen Wurzel. „Schmalzkäfer" heißt der sonst unrichtig Maiwurm genannte stahlblaue Käfer mit den kurzen Flügeln und langem, weichem Hinterleibe, weil er, wenn man ihn anfaßt, besonders aus den Kniegelenken einen ölichten, aber scharfen Saft von sich gibt. „Schmalzgrube" nennt man bildlich ein fettes, zur Viehzucht geeignetes Land, und „Schmalzfaß" einen feisten, dicken Menschen.

Der zweite Stoff, welcher aus der Milch bereitet wird, ist der Käse. „Käse ist Morgens Gold, Mittags Silber und Abends Blei", lautet eine diätetische Regel, welche in Aller Munde lebt. Dem Käse sind besonders die Mäuse gefährlich, und zwar „werden die besten Käse von den Mäusen angefressen", wie es nicht die schlechtesten Früchte sind, an welchen die Wespen nagen. Zusammensetzungen mit Käse sind folgende: „Käseblume" heißt man von der weißlichen Farbe das beim Huhne erwähnte Wind- oder Waldhähnchen; ausdrücklich „große Käseblume" lautet ein anderer Name für das oben beschriebene Kalbsauge. „Käsekohl" nennt man sehr bezeichnend den Blumenkohl, besonders eben die verdickte Blumenmasse desselben. „Käsepappel" ist eine andere Benennung für die Malven; dieser Name hat eine ganz andere Ableitung, als die vorausgehenden, und bezieht sich auf die Samenkapseln, welche wie kleine runde Kuchen oder Käschen aussehen. Man sagt auch z. B. im Elsaß Dippelkäslein dafür, eine Zusammensetzung, worin das Wort Dippel, wie in Dippelhafer, enthalten ist, welches so viel als erschwindelt oder falsch bedeutet.

Das Futter der Kuh, wie des Rindes überhaupt, besteht bekanntlich in Gras, Stroh, Rüben u. dgl. „Was soll der Kuh eine Muscatnuß? sie frißt wohl Haberstroh" oder „— es thut ihr genug ein Löcklein Heu" heißt so viel als: Man muß die Perlen nicht vor die Säue werfen. „Küsters Kuh darf auf dem Kirchhof grasen" malt den Stolz der Dorfhonoratioren. Wehe den Kühen, wenn die Magd ihrem Vergnügen nachjagt: „Der Magd Sonntag ist der Kuh stiller Freitag."

Die Hörner bilden die Vertheidigungs- und Angriffswaffe des Rindes; aber „Dem die Kuh gehört, der faßt sie bei den Hörnern": Wer mit dem Teufel Du und Du ist, braucht vor nichts in der Welt Furcht zu haben. Kein Glied ist überflüssig, auch das unedelste nicht: „Wenn die Kuh den Schwanz verloren hat, merkt sie erst, wozu er gut gewesen ist". Freilich ließe sie sich nicht träumen, zu welchen Ehren derselbe noch gelangen kann: „Wo 's Mode ist, trägt man den Kuhschwanz als Halsband". Alles hat seine Zeit, und der Jugend geziemt Anderes als dem Alter: „Wenn die alten Kühe tanzen, so klappern ihnen die Klauen". Bunte Farben machen die Thiere auffallend, gerade so wie bei den Pferden; aber: „es gibt mehr als Eine bunte Kuh". Das wohlfeilste Geräth, um die Kühe an die Krippe zu binden, ist ein Strick, welcher wieder, wie beim Pferde, natürlich im Vergleich mit dem Thiere selbst gar keinen Werth hat:

Schenkt man Einem die Kuh,
So schenkt man ihm auch den Strick dazu.

Aber die himmlische Vorsehung lenkt der Menschen Schicksale nach andern Rathschlüssen, die unserer Kurzsichtigkeit nicht so leicht erforschlich sind; hier heißt es:

Gott gibt wohl die Kuh,
Aber nicht auch das Seil dazu!

Veränderungen in der gewohnten Umgebung, z. B. ein neues Thor an der Scheune u. dgl. machen das wenig begabte Thier

wie versteinert vor Erstaunen; aber wenn sein Herr, der Bauer, zum ersten Male in die Stadt kommt, so geht es ihm selbst nicht besser, und „er betrachtet Alles, wie die Kuh ein neu Scheuerthor".

So nützlich der Kuhdünger in der Landwirthschaft erscheint, welcher sogar Liebig noch kein ausreichendes Ersatzmittel dafür geboten hat, so bleibt er doch immer ekelhaft für uns; um so kräftiger klingt die Betheuerung: „Besser die Hand in einem Kuhfladen, denn in fremdem Gelde!"

Eine von den zahlreichen Krankheiten der Kühe ist eine wahre Wohlthat für die Menschheit geworden, nämlich die „Kuhpocken". Der englische Arzt Jenner beobachtete gerad am Ende des vorigen Jahrhunderts, daß Menschen, welche mit dieser Krankheit behaftete Kühe molken, diese Pocken erbten, aber dann von den Menschenpocken oder schwarzen Blattern verschont blieben. Seit der Zeit ist das Einimpfen der Kuhpocken in allen civilisirten Ländern gesetzlich eingeführt worden.

Getrost können wir jetzt von der Kuh Abschied nehmen, denn „es ist schon dafür gesorgt, daß auch nach uns noch Kühe auf die Weide gehen werden" wie einmal der eifersüchtige Vorstand einer landwirthschaftlichen Anstalt ironisch zu seinem vermeintlichen Nachfolger und Nebenbuhler sagte. Und nun mag ein Scherz über verwickelte Verwandtschaftsverhältnisse — „Meiner Mutter Kuh Bruder war ein Ochs" — den Uebergang zum Ochsen bilden.

Blicken wir wieder einmal etwas zurück, so treffen wir auch hier eine Betonung der Alters- und Geschlechtsverhältnisse. „Kein Ochs, er sei denn ein Kalb gewesen" ist gerade so wie: Alle Kühe sind Kälber gewesen. „Wo der Ochs König ist, sind die Kälber Prinzen". „Deinetwegen wird kein Ochse kalben!" dir zu Gefallen geschieht keine Unmöglichkeit. Eine Anzahl von Sprüchwörtern bezieht sich zunächst auf die körperlichen Eigenschaften

und die Gemüthsart des Ochsen. „Ochsen gehen langsam, ziehen aber gut", dieß geht so weit, daß da, wo es große Schwierigkeiten im Zuge zu überwinden gibt, z. B. in Gebirgsländern und Sumpfgegenden, der ruhigere, bedächtigere Ochse dem feurigen, sich leicht überhitzenden Pferde vorgezogen wird. „Wer mit Ochsen fährt, kommt auch zu Markte"; doch setzen die Bauern manchmal einen Stolz darein, in die Stadt nur mit Pferden zu fahren, und verachten die „Ochsenpost". „Der Ochse kann auch auf vier Füßen laufen, wie der Hirsch, aber nicht so schnell"; daher spotten wir in gewissen Fällen: „Der Ochse will den Hasen erlaufen!"

Gehen wir hierauf an die einzelnen Körpertheile des Ochsen mit bildlicher Bedeutung, so haben wir zum dritten Male mit dem Auge zu beginnen. Das „Ochsenauge" ist noch mehr als das Kuh- und Kalbsauge ein großes und nach alten Begriffen schönes; die „ochsenäugige" Hera nennt Homer die Beherrscherinn des Olymps. „Ochsenauge oder Rindsauge" heißt auch die Chamille, wie sie Kuhauge heißt; dann auch das Kalbsauge oder die große Käseblume. „Ochsenauge" wird ferner ein länglichrundes Fenster genannt, wie sie an Speichern und Zwischengeschossen gebräuchlich sind. Das geschichtlich berühmte, vielmehr berüchtigte Fenster von Trianon, welches in den Orgien des französischen Hofes zu Versailles eine so große Rolle spielte, ist ein solches Ochsenauge, wofür man auch französisch oeil-de-boeuf sagt. Das Verkleinerungswort „Ochsenäuglein" ist ein hie und da gebräuchlicher Name für das beim Huhne erwähnte Goldhähnchen, das kleinste deutsche Vögelchen mit seinen lebhaften Augen. Das „Ochsenhorn" dient in der Baukunde zur Bezeichnung einer Art sogenannter Tonnengewölbe, auch wohl für eine Landzunge, welche vorn breiter wird. Bekannt ist auch das reizende „goldene Horn", ein ähnlich gestalteter Meerbusen des Bosporus im Norden von Konstantinopel. „Ochsenherz" heißt eine der hübschesten

Muscheln, welche dem mittelländischen und atlantischen Ocean eigen ist (Isocardia cor). Beide Muschelschalen sind herzförmig und die bis zu drei Zoll im Durchmesser haltende Conchylie wie ein etwas kugeliges Herz gestaltet; ihre Farbe ist bräunlichroth. „Ochsenherzkirsche" heißt die größte Art von Herzkirschen. „Ochsenrippe" ist einer der mehrfachen Namen, welche das zierliche Zittergras (Briza media) führt, und bezieht sich darauf, daß die fünf- bis neunblüthigen Aehrchen durch die etwas angeschwollenen, sich genau dachziegelförmig deckenden Blüthchen gleichsam in die Quere gefurcht oder mit Rippen versehen erscheinen. „Ochsenzunge" heißen mehrere Pflanzen, am gewöhnlichsten ein deutscher Strauch aus der Gattung des Schneeballs (Viburnum Lantana), und zwar von den großen und breiten, länglichen, auf der Unterseite weißhaarigen Blättern. Außerdem heißt schon im Alterthume bei Dioskorides „Ochsenzunge", Buglosson, eine krautartige Pflanzengattung (Anchusa) mit rauhborstigen Blättern und Stengeln, deren häufigste Art anfangs röthliche, dann blaue, trichterförmige Blumen besitzt.

Eine andere Reihe solcher Ausdrücke bezeichnet Fehler des Pferdes, welchem der Ochse als das unedlere und minder schöne Thier untergeordnet wird, als „Ochsenhuf" für einen gespaltenen fehlerhaften Pferdehuf, ähnlich wie Eselshuf; „Ochsenknie" für ein einwärts gebogenes Pferdeknie; „Ochsenstirn" für eine zu breite Pferdestirne, ein durch Gustav Adolphs gleichnamigen Kanzler berühmt gewordener Ausdruck; „Ochsenkopf" für einen unten zu breiten Pferdekopf u. a. Der letzte Ausdruck „Ochsenkopf" ist auch der Name des höchsten Berges im Fichtelgebirge nach der gewöhnlichen Annahme.

Ferner sind wieder die Namen von ein Paar Pflanzen mit Ochs zusammengesetzt: „Ochsenblume" ist gleichbedeutend mit Ochsen- oder Kuhweizen. „Ochsenbrech" heißt man die Hauhechel (Ononis spinosa), uud der Name ist begründet durch die scharfen,

das Vieh verwundenden Dornen dieses lästigen Unkrauts mit seinen schönen rosa Blüthen. Wenn die Hauhechel ausschlägt, fressen die Rinder und Schafe ihr Blattwerk sehr gern, und man heißt sie auch „Ochsenkraut"; sobald die Blätter und Zweige aber älter werden, nehmen sie es nur im Nothfall, denn es bekommt einen unangenehmen, bocksartigen Geruch. In der Benennung „Ochsenceder" für den spanischen oder besser gesagt virginischen Wachholder bezeichnet das Wort Ochse das Gemeine, Unedle gegenüber der ächten Ceder, ähnlich wie bei den oben aufgezählten Roßmängeln. Man benutzt das rothe, wohlriechende Holz davon, unter dem Namen Cedernholz, zum Schiften der Bleistifte.

„Ochsenfrosch" und im nordamericanischen Englisch Bullfrog genannt wird ein Riesenfrosch, dessen Größe von acht Zoll bis zu dem ungemeinen Maße von zwei Fuß angegeben wird. In den Lehrbüchern der Naturgeschichte ist zu lesen, die Benennung rühre daher, weil sein Geschrei in einiger Entfernung dem Brüllen eines Ochsen gleiche, womit auch der wissenschaftliche Name Rana mugiens übereinstimmen würde. Ich muß dabei aber unwillkürlich, und wie mich dünkt, mit mehr innerer Wahrscheinlichkeit an jenen Frosch in der Aesopischen Fabel denken, welcher sich zur Ochsengröße aufblähen wollte, worin denn sein americanischer Bruder mehr Glück gehabt hätte. In diesem Sinne Ochsenfrosch verstanden, läßt sich damit auch der obige Ausdruck Ochsenherzkirsche zusammenstellen.

Leicht erklärt sich der Name „Ochsenhacker" und griechisch Buphaga für einen africanischen staarähnlichen Vogel, welcher den Ochsen die Bremsenlarven aus der Haut pickt: eine ähnliche Wortbildung wie Kuhstelze. „Ochsengalle" sagt man hie und da für die häufiger sogenannte Glasgalle; man ersieht daraus die Ableitung auch des letzteren Namens von der Aehnlichkeit, welche in der grünen Farbe liegt. Diese Ochsen- oder Glasgalle bildet sich als Schaum auf der Oberfläche der geschmolzenen Glasmasse,

Eine komische Wortbildung endlich, uns Allen sehr geläufig, ist „Ochsenfieber" für einen leichten Schauer nach der Mahlzeit, ich wüßte aber keine etymo- oder physiologische Begründung dafür. Auch soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Name des Maßes „Oxhoft oder Ochshoft" nichts Anderes ist, als die plattdeutsche Aussprache für Ochsenhaupt und ursprünglich einen aus Ochsenhaut verfertigten und noch mit dem Kopfstücke versehenen Schlauch bedeutet.

Einzelne Ableitungen von dem Worte Ochs gibt es zwar, aber sie sind nicht ins Hochdeutsche aufgenommen. Man hat ein Zeitwort „ochsen" für schwer arbeiten, welches besonders der Studentensprache angehört. „Oechsner" heißt in einzelnen Gegenden ein Ochsenknecht, was dem oben erwähnten Küher entspricht; es gibt auch ein Eigenschaftswort „ochsenhaft", was aber nicht so gebräuchlich ist, wie eselhaft u. s. w.

Was die andern drei Benennungen des Ochsen anlangt, so ist zu bemerken, daß in einzelnen Bezirken Süddeutschlands das Wort „Stier" auch in der Bedeutung von übler Laune gebraucht wird und dann weiter ein davon abgeleitetes Zeitwort „stieren", übler Laune seyn, zu dessen Erklärung man sowohl sagen kann: den Stier haben, als auch: ein Stier seyn. Von dem Ausdruck Bulle gibt es eine Zusammensetzung, an deren Ursprung man wohl selten mehr denkt, nämlich der bekannte Namen einer großen, bissigen Hundsrasse „Bullenbeißer", welcher ursprünglich nichts Anderes bedeutet, als einen zur Ochsenhetze dienenden Hund.

Die Hörner, welche schon einmal bei der Kuh und wiederholt hier erwähnt worden sind, haben bekanntlich keine Spur von Empfindung und erscheinen so hart, daß der Mensch sie mit bloßen Händen gar nicht verletzen kann; „es ist gerade, wie wenn man einen Ochsen ins Horn pfetzt", lautet daher öfters in den rheinischen Gegenden das Schlußwort ehelicher oder außerehelicher Zwistigkeiten, wenn der eine Theil dem andern mit Vernunft-

gründen nicht beizukommen vermag. Natürlich gelten beim Stiere, welcher am unbändigsten ist, noch mehr als bei der Kuh, die Hörner als Waffe. „Das heißt den Stier bei den Hörnern packen" läßt Laube Waldstein sagen, als ihm General Aldringer rapportirt, daß ein Sturm der Schweden gerade auf den festesten Punkt seines verschanzten Lagers bei Nürnberg bevorzustehen scheine. Der Schwede „soll sich den Kopf dran einrennen" fährt der Herzog von Friedland mit einem ähnlichen Bilde weiter; und dieß bringt uns auf die Redensart: „sich die Hörner abrennen oder abstoßen", welche wir so häufig von einem unüberlegten, rücksichtslosen Springinsfeld gebrauchen, und dabei überhaupt an Hornvieh, z. B. auch an einen Bock denken. Uebrigens ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: „Stößigem Stiere wachsen kurze Hörner".

Eine bunte Farbe gilt so wenig, wie bei der Kuh und dem Pferde, als Vorzug: „Man kauft den Ochsen nicht theurer, weil er bunt ist". Eine der wichtigsten Dienstleistungen des Ochsen besteht in seiner Anwendung als Zugthier beim Pflügen, wozu man bekanntlich auch das Pferd nehmen kann. Hier lautet eine einfache Erfahrung: „Wer mit jungen Ochsen pflügt, macht krumme Furchen", gerade so, wie man es von den Pferden auch sagt. Wer des Lebens wechselvolle Schicksale kennt, der weiß die Betrachtung wohl zu würdigen: „Man kann nicht allzeit mit eignen Ochsen pflügen". Dagegen wenn „Einer die Ochsen hinter den Pflug spannt", das ist nicht besser, als wenn er den Gaul beim Schwanz aufzäumt. Das eigenthümliche Anspanngeräthe für die Rinder, welches ihrem Körperbaue angepaßt ist, besteht in dem Joche; denn sie haben im Nacken offenbar ihre größte Stärke. Die Arbeit der Ochsen ist also eine Kopfarbeit, davon lautet eine Parallele für manche Gelehrten: „Sie treiben Kopfarbeit wie die Ochsen". Am häufigsten werden zwei Thiere in ein Doppeljoch gespannt und zusammengekoppelt. Daher sagt

eines der schönsten Sprüchwörter, welches in jedem Worte und sogar im Numerus fein ausgearbeitet ist, von einem verkehrten Menschen: „Er sattelt den Ochsen und koppelt die Pferde" — ganz dasselbe Bild, wie in dem Horazischen Verse, der beim Pferde angeführt worden: Optat ephippia bos piger ꝛc. Man muß das geduldige Thier nicht übermäßig anstrengen, es ist von Natur nicht so ausdauernd, wie sein edlerer Nebenbuhler, das Pferd, und „müde Ochsen treten hart". Vor Allem sollen die Thiere ordentlich gefüttert werden, besonders wenn sie mitten in dem Aerntesegen stehen; in diesem Sinne lehrt ein bekannter Bibelspruch: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden". Zur Erläuterung desselben ist zu bemerken, daß man in den warmen Ländern, statt mit dem Flegel zu dreschen, Ochsen oder Pferde über das auf einer Tenne im Freien ausgebreitete Getreide gehen oder laufen läßt; es kömmt nämlich beim Dreschen immer nur darauf an, eine solche Erschütterung hervorzubringen, daß die Körner ausfallen.

Aus der Ochsenhaut werden die wichtigsten Ledersorten zur Bereitung des Schuhwerkes verfertigt; darüber sagt eine aus der Erfahrung geschöpfte Regel: „Je fetter der Ochs, je schlechter das Fell"; man kann nicht Mästung mit Gewinnung der Haut, überhaupt nicht zwei Zwecke mit einander verbinden, ohne daß einer davon leidet.

Zum Schlusse noch wenige Worte über die Geltung des Rindes als Muster der Dummheit gleich dem Esel. Schon Kalb mit seinen oben angegebenen Verstärkungen, dann Ochse, Rind und noch derber Rindvieh, auch Stier, sind lauter Scheltworte. Besonders bezeichnend für den Geist der Sprache ist aber der Umstand, daß hier auch das Femininum Kuh für denselben weiblichen Fehler gebraucht werden kann, obwohl die Gans dafür noch beliebter ist; dagegen wäre in dieser Bedeutung das Wort Eselinn nicht anwendbar, eben so wenig wie umgekehrt Gänserich.

Offenbar hat hier das feine Sprachgefühl nicht Ausdrücke gewählt, wo das Weibliche nur als Anhängsel des Männlichen erscheint, sondern entschieden weibliche Bezeichnungen, gerade wie dieß Riehl von den abgeleiteten Frauennamen, als Adolphine, Gustavine, Josephine, Wilhelmine, gegenüber den ursprünglichen und charaktervollen Amalie, Bertha, Clara, Emma, Mathilde, Rosa u. s. w. behauptet. In den Ruf der Dummheit ist das Rind, wie der Esel, hauptsächlich dadurch gekommen, daß man es mit dem Pferde verglichen hat, welchem es freilich an Gelehrigkeit und Lenksamkeit sehr nachsteht. „Da stehen die Ochsen am Berge!" ist ein dahin zielendes und eines der gebräuchlichsten Sprüchwörter, welches wir in aller Bescheidenheit auch auf uns selbst anwenden. Dessenungeachtet macht sich das Rind nach mehr Richtungen nutzbar als das Pferd, nämlich nicht bloß durch seine Muskelkraft, sondern auch durch Fleisch und Milch. Wie bei dem Esel die Zusammensetzung Eselskopf, so gibt es hier die entsprechende „Ochsenkopf", welche wir oben schon in einer doppelten andern Bedeutung erwähnt haben. Mehr als eines der früher angeführten Sprüchwörter ist in diesem Sinne zweideutig; entschieden daher gehören zwei Verse vom Rinde und Farren, davon lautet der erste:

Daheim erzogen Kind
Ist in der Fremde wie ein Rind!

und der letzte, ganz ähnlich, wie bei dem Esel und der Gans, gibt jede Hoffnung auf, daß es jemals besser werden könnte:

Treib einen Farr nach Montpelier,
Kommt er heim, er bleibt ein Stier!

---

5. Das Schaf.

Auf das Rind folge das Schaf, insoferne es neben dem Rinde zu den Wiederkäuern mit hohlen Hörnern gehört und nebst Rind und Esel das dritte mustergültige Vorbild der Dummheit darstellt. Es ist unter diesen drei Thieren in Wahrheit das einfältigste und dümmste; Zeuge deß auch das Sprüchwort: „In einem Schafstalle kann ein Kalb König seyn". Es läßt sich nicht einspannen und lenken, und der Mensch übt nur einen geringen Einfluß darauf aus. Uebrigens besitzt das Schaf in der Anschauung des Volkes einen großen Vorzug vor dem Ochsen und Esel, an denen man gar nichts Gutes zu entdecken vermochte, es hat von jeher als das Sinnbild der Geduld, Sanftmuth und Opferwilligkeit gegolten. „Lammfromm" ist die Bezeichnung des höchsten Grades von Gutmüthigkeit, Geduld und Nachgiebigkeit. „Es gehen viel geduldige Schafe in einen Stall", trösten wir die Kinder und uns selbst, wo es irgend an Raum gebricht, z. B. wenn wir uns bei einem plötzlich ausgebrochenen Gewitter unter Dach flüchten müssen.

In den ältesten Urkunden tritt das Schaf schon als Begleiter des Menschen auf; Abel war der erste Schäfer. Ich bitte,

das Wort „Schäfer" wohl zu beachten; kein anderes Hausthier kann sich der stolzen Ehre rühmen, daß der Mensch, sein Herr, sich einen so vertraulichen und gemüthlichen Titel beilegt, welcher von des Thieres eigenem Namen abgeleitet ist. Und was hat erst eine gewisse Epoche der Dichtkunst aus diesem Titel gemacht!

Kühner wird jetzt jeder Schäfer,
Sanfter jede Schäferinn!

heißt es in jenem Frühlingsliede, das bei uns noch immer gesungen wird, und man kann kaum wieder zwei Zeilen finden, welche die ganze Richtung so treffend bezeichnen. Von diesem jetzt überwundenen Standpuncte der „Schäferzeit" mit ihren „Schäfergedichten" u. s. w. ist uns fast nichts mehr übrig geblieben, als der schon halb spöttisch gebrauchte Ausdruck „Schäferstunde", welcher übrigens für ein fühlendes Herz keiner weitern Erklärung bedarf.

Also Abel war der erste Schäfer, er war auch der Erste, welcher Schafe zum Opfer schlachtete, und wie fest gerad an diesem Thiere die Idee des Opfers haftet, das beweist die Bezeichnung „Opferlamm", wie wir keine zweite bei einem andern Thiere finden. Ja die höchste Liebe, welche vom Himmel herabstieg, verschmäht es nicht, im Gewande des Lammes, das erwürget ist, sich Heil zujauchzen zu lassen! Leider ist dieses erhabene Bild von den süßlichen Pietisten in den Staub gezogen worden, was ihnen den Spottnamen „Lämmleinsbrüder" verschafft hat. Man darf dabei nicht übersehen, daß das Lamm auch das Musterbild der Unschuld ist:

Niemand that ich was zu Leide,
Und war schuldlos wie ein Lamm,

so singt Joseph in Aegypten.

Der Name des Schafes und noch lieber das Verkleinerungswort „Schäfchen" wird in Norddeutschland in dem nämlichen Sinne gebraucht, wofür wir in der Schriftsprache unter einem

vollständig ähnlichen Bilde Kätzchen sagen, nämlich für die Blüthenstände der Weiden und Pappeln, weil sie sich so zart und wollig anfühlen. Ferner wird „Schaf" auch der Marien- oder Herrgottskäfer (Coccinella) mit braunrothen, schwarzpunctirten Flügeln genannt. Eine etymologische Ableitung dafür dürfte schwer zu finden seyn. Da der Käfer häufig in die Zimmer kömmt, sich auf Kleider und Hände der Leute setzt oder von Kindern eigens darauf gesetzt wird, so könnte man allenfalls ein Schmeichelwort darin sehen. Auf der andern Seite aber finden sich noch einige Zusammensetzungen mit Schaf als Insectennamen, welche mit dieser Bedeutung des einfachen Schaf zusammenzuhängen scheinen und überhaupt höchst eigenthümlich lauten. Es sind dieß „Schaffink" für den früher genannten Roßkäfer oder Mistkäfer, und „Schafhund" für den Engerling, die Larve des Maikäfers.

Von einzelnen Körpertheilen des Schafes haben folgende eine bildliche Verwendung in der Sprache gefunden. „Schafzunge", so wird öfters der große Wegerich genannt, ohne Zweifel von den länglichrunden, glatten Blättern. Das Volk macht also einen Unterschied zwischen Ochsenzunge und Schafzunge und bezeichnet damit ganz verschiedene Pflanzen. „Schafmäulchen" auch „Schafmaul" ist ein zierlicher Name für den Feldsalat, welcher uns, besonders in den Rheingegenden, die erste derartige Zuspeise im Frühling, sobald nur der Schnee schmilzt, liefert, und auch „Lämmersalat", Mädchensalat, Wingertssalat und Vielläppchen genannt wird (Valerianella olitoria und carinata). Der Name „Lämmersalat" darf wohl zur Erklärung von Schafmäulchen benützt werden; beide Ausdrücke bezeichnen danach ein Schaffutter, und das Wort Mäulchen wäre nicht als Körpertheil, sondern in der Bedeutung ein Maul voll gebraucht. „Schafmaul" heißt auch eine gewisse Apfelsorte und eine andere „Schafsnase". Letztere Benennung führt auch eine rundliche, mittelgroße, gelbliche Birne; das Schaf hat nämlich bekannter Maßen eine gebogene

oder sogenannte Rammsnase. „Schafkopf" heißt ein besonders in Sachsen und weiter südlich beliebtes Kartenspiel; nach einer gewissen Auslegung soll inzwischen dieser Ausdruck nicht hieher gehören, sondern richtiger Schaff Kopf lauten, wobei unter Kopf Trumpfkarten gemeint wären. „Schafschenkel" heißen die Schiffer eine Art der Sprietsegel, d. h. der Segel mit schief befestigter Stange, welche letztere hier sehr lang ist. Der Name ist offenbar vorherrschend von der Farbe entlehnt. Noch mehr wird die Farbe betont bei dem Ausdrucke „Schafeuter". So heißt nämlich ein eßbarer Löcherpilz (Boletus ovinus) mit einem drei Zoll breiten, weißen, brüchigen Hut auf einem kurzen und dicken Stiele; auch wird noch einer aus derselben Gattung von gelber Farbe (Boletus luteus s. annulatus) „doppeltes Schafeuter" genannt, weil oft mehrere beisammen stehen. Dieß ist eine ganz eigenthümliche Wortbildung, indem das Euter des Schafes dabei nur seiner Gestalt nach als Vorbild gedient, während hingegen, was die Farbe angeht, offenbar die des „Schafpelzes" vorgeschwebt hat.

Mit dem Ausdrucke Schafeuter ist das bereits in anderem Sinne erwähnte „Schafhund" zusammenzustellen, wenn es in einigen Bezirken Süddeutschlands gebraucht wird, um eine Stelle zu bezeichnen, wo im Sommer noch verspäteter Schnee liegt; der Vergleich bezieht sich nicht auf einen wirklichen Schäferhund, sondern auf einen Hund von der Farbe des Schafes, welchen man sich mit riesenhaften Dimensionen in einer Schlucht oder Vertiefung liegend vorstellt.

Es gibt noch einige Ausdrücke, welche von Eigenthümlichkeiten des Schafes entlehnt sind. „Schafweide" wird die Sahlweide (Salix Caprea), eine der gemeinsten Weidenarten, genannt von der Wolle, mit welcher die Samen umhüllt sind, eben deßhalb auch Wollweide oder Baumwollweide. „Schafhusten" heißen wir einen trocknen Husten, welcher durch seinen Ton an das

Blöcken des Schafes erinnert; in der Pfalz sagt man auch „Lämmerhusten“ oder sogar „Lämmerleid“.

Ferner sind eine Anzahl von Pflanzennamen mit dem des Schafes zusammengesetzt, weil diese Pflanzen eine Nahrung unsers Hausthieres bilden. „Schafampfer“ heißt man den kleinen Sauerampfer, der für ein gesundes Schaffutter gilt. Aus dem nämlichen Grunde hat auch das „Schafgras“ oder die „Schafstoppel“, ohne Bild „Schafschwingel“ (Festuca ovina) genannt, seinen Namen erhalten. „Schafkraut“ heißt man den Wiesenehrenpreis (Veronica arvensis) mit seinen blaßblauen Blümchen, wieder als gutes Schaffutter. „Schafrapunzel“ oder auch „Schafscabiose“ ist eine empfehlenswerthe Benennung für eine inländische Pflanze, welche man gewöhnlich nur mit dem lateinischen Namen Jasione bezeichnet, weil es an einem deutschen mangelt. Oken heißt sie Monke. Sie wird von den Schafen ebenfalls gern gefressen und hat in ihren gedrängten blauen Blumen Aehnlichkeit mit den Blüthenköpfen der einen Art von Rapunzel (Phyteuma orbiculare), mit welcher sie ohnedieß zu einer Familie gehört. „Schafweizen“ entspricht der Zusammensetzung nach dem Kuhweizen, hat aber eine andere Bedeutung; man versteht nämlich darunter den Lolch oder das englische Raygras, also eine Pflanze aus derselben Familie wie der Weizen, und ein ausgezeichnetes Futter. Das bekannteste Beispiel von diesen Namen für Schaffutterstoffe liefert die „Schafgarbe“, welche auch seltener „Schafrippe“ genannt wird. Die zweite Benennung ist entschieden eine solche, wie Schafeuter, bei welcher die Farbe der Blume mit jener des Schafes verglichen wird; auf die erste werden wir später noch einmal zurückkommen. Endlich lesen wir auf diesem reichbesetzten Speisezettel sogar eine „Schafsuppe“; so nennt nämlich der phantasie- und gemüthreiche Aelpler ein treffliches, gewürzhaftes Futterkraut, den Alpensinau (Alchemilla alpina).

Eigenthümlich steht der Name „Schaflinse“ da für die

bunte Kronenwicke (Coronilla varia) mit den schönen rosa und weißen Blumen. Die Pflanze hat als Hülsengewächs eine entfernte Aehnlichkeit mit den Linsen so gut, wie mit den Wicken, und ist ein lästiges Unkraut, welches merkwürdiger Weise jung von den Schafen gefressen, im Alter dagegen von ihnen verschmäht wird, da sie sogar giftige Wirkungen äußert. „Schaflorbeeren" ist ein poetisch verschleiernder Ausdruck für den als Düngemittel so wirksamen Schafmist.

Auch von dem Verkleinerungsworte Schäfchen ist eine Zusammensetzung gebildet worden, und zwar „Schäfchenblume", einer der außerordentlich vielen Namen für den zuletzt als Milchstöckel vorgekommenen Löwenzahn, nach einer kindlichen Anschauungsweise von den Federkronen der Samen entlehnt; welche zu einer luftigen Kugel geordnet sind und von den Kindern gern abgeblasen werden.

Hören wir nun, was das Volk aus dem Leben des Schafes sich herausgelesen hat. Eine ganz allgemeine Betrachtung, die noch ein zweites Hausthier mit einschließt, sagt:

Um Fleiß und Mühe,
Gibt Gott Schaf' und Kühe,

und eine ähnliche in Prosa: „Das Schaf hat einen goldenen Fuß", wie das Handwerk einen goldenen Boden besitzt. Mit besonderer Vorliebe ausgebildet finden wir das Verhältniß zwischen dem Schafe und dem Hirten als dessen Schirmherrn, welcher es insbesondere gegen die Angriffe des Wolfes vertheidigt. Denn so alt wie die Welt ist die Feindschaft zwischen Wolf und Schaf: „Wer sich zum Schafe macht, den fressen die Wölfe". Als der erhabene Stifter des Christenthums seine ersten Sendboten in die Welt ausschickt, gebraucht er mit feierlicher Würde das Bild: „Ich sende euch als die Lämmer mitten unter die Wölfe", und ein sinniger Spruch voll Welterfahrung sagt: „Wenn einmal

Lämmer neben Wölfen grasen, scheint eine andere Sonne". Das Schaf ist ein schwächliches, wehrloses und schutzbedürftiges Geschöpf: „Das freie Schaf frißt der Wolf"; auch ist es nicht genug, daß der Hirt die Zahl seiner Heerde kennt, „der Wolf frißt auch die gezählten Schafe". Das alte, jetzt veraltete Zubehör eines Schafhirten, um die Wölfe zu erlegen, ist eine Keule; aus dieser früheren Zeit ist das Sprüchwort übrig geblieben; „Jeder Schäfer lobt seine Keule", oder jeder Vogler lobt seinen Kauz. „Ein Hirt muß seine Schafe kennen" erinnert unwillkürlich an das Evangelium vom guten Hirten. „Irrender Hirt, irrende Schafe":

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi,

oder auf Deutsch etwa:

Was auch die Könige faseln, es trifft der Schlag die Achiver;

die Könige heißen ja bei Homer die Hirten der Völker. „Des Hirten Noth, der Schafe Tod": als Luther auf der Wartburg in engem Gewahrsame saß, war seine Sache für den Moment und in den Augen seiner Feinde verloren. Es muß aber ein Unterschied seyn zwischen Hirt und Schaf, Herr und Knecht, Lehrer und Schüler: „Wenn der Hirt nicht mehr Freiheit hätte als das Schaf, so müßte er auch Gras essen", oder in Mönchslatein von einem andern Thiere:

Quod licet Jovi,
Non licet bovi!

Es gibt gute und schlechte Hirten: „ein guter Hirt schert seine Schafe, ein übler zieht ihnen das Fell ab"; indessen manches Schaf spricht: Ich drehe die Hand nicht um,

Schäfer und Schinder
Sind Geschwisterkinder!

Dieses Verschen bezieht sich allerdings auch darauf, daß die Schafhirten eben so gut wie die Wasenmeister auf dem Lande

häufig als Thierärzte und sogar als Menschenärzte großes Ansehen genießen.

Sogar mit dem anerkannten Feinde liebäugelt manchmal einer: „Der Schäfer ist verdächtig, der beim Wolfe Gevatter steht", und doch ist dieß ein gefährliches Wagestück, denn wie ein anderes Sprüchwort lehrt: Wer beim Wolfe Gevatter stehen will, muß einen Hund unter dem Mantel haben.

Auch die christlichen Geistlichen betrachten sich nach Anleitung der Schrift als Hirten, welche die Lämmer und Schafe in der Gemeinde weiden, als „Seelenhirten", und die katholischen Bischöfe führen als Abzeichen ihrer kirchlichen Würde einen langen Stab, für den der „Schäferstab" als Vorbild gedient hat, und welcher „Krummstab" genannt wird. Von der gewöhnlich milden Herrschaft dieser geistlichen Fürsten hat sich die allgemeine Rede gebildet: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen".

Das Schaf ist bekanntlich ein gutmüthiges blödes Thier ohne heftige Leidenschaften; inzwischen das Volk hat doch seine stillen treffenden Beobachtungen darüber gemacht, es sagt: „Ein Schaf ist wohl fromm, es grast aber genau". Dagegen „wenn die Schafe blöcken, fällt ihnen das Futter aus dem Maule" erinnert an den Raben in der Aesopischen Fabel, welcher sich das Stückchen Käse auf ähnliche Art von dem Fuchse aus dem Schnabel herausschmeicheln läßt. An der Spitze einer Schafheerde geht der zum Vorbilde für Partheiführer in Ständekammern gewordene „Leithammel", und er weiß, „wo Ein Schaf vorgeht, folgen die andern nach".

Seinen charakteristischen Nutzen bethätigt das Schaf durch die Wolle, welche auf dem größern gemäßigten Theile der Erdoberfläche den vorherrschenden Bekleidungsstoff ausmacht, während sich die Bewohner der Tropenländer in Seide und Baumwolle kleiden, wo nicht etwa noch die paradiesische Unschuld herrscht.

Die Wolle gehört also zum Wesen des Schafes nnd „es ist ein faules Schaf, das die Wolle nicht tragen mag“ erinnert an Göthes Spruch:

Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratene Taube ins Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten!

„Es ist nicht noth, daß man die Schafe frage, die Wolle gilt!“ man reise nur nach Breslau oder Kirchheim unter Teck, so wird man sich davon überzeugen. Bei dem spanischen Merino- und sächsischen Electoralschafe, bei den feinwolligen Rassen überhaupt besitzt die Wolle einen größern Werth als das Fleisch, daher sagt man: „Es ist ihm nicht um's Schaf, sondern um die Wolle“, besonders von dem Brautwerber, welcher der reichen Erbinn trotz ihrer Häßlichkeit Liebe heuchelt. Die Unterscheidung feinerer und gröberer Wollsorten ist eine Kunst, welche man erst nach langer Uebung erlernt, und immer gibt es noch Fälle, wo dieselbe nicht ausreicht; denn „gar Mancher ist kein Schäfchen, wie er Wolle trägt“. „Sich selbst trägt das Schaf keine Wolle“, Sic vos non vobis, sagt Virgil zu den Bienen; sondern es wird alle Jahre geschoren, ein- auch zweimal, gewöhnlich Ende Mai's oder Anfang Juni's, und „wer die Schafe schert, dem wird die Wolle“. Für dieses Geschäft gelten zwei besondere Regeln: 1) „Man muß scheren, wo Wolle ist“, und 2) „Man soll die Schafe scheren, aber nicht rupfen“, wie man die Kühe melken und nicht schinden, die Henne aber rupfen soll, ohne daß sie schreit.

Es hilft kein Sträuben und kein Schrei'n,
Das Schäfchen muß geschoren seyn!

Wenn die Schafe nach der Schur der gewohnten Wolldecke entbehren, und es tritt unversehens kühle Witterung ein, so frieren sie jämmerlich; doch der Himmel hat Erbarmen:

Gott gibt leisen Wind,
Wenn die Schafe geschoren sind!

Manchmal ereignen sich bedenkliche Verwechselungen:

Nach Wolle ging schon Mancher aus,
Und kam geschoren selbst nach Haus!

Vor der Schur wird die Wolle auf dem Körper der Thiere gewaschen, was die Pelzwäsche genannt und im stehenden oder fließenden Wasser durch darin befindliche Personen vorgenommen wird. Bei dieser peinlichen Procedur ist es, wo jedes Schaf zu seinem Wäscher die treffenden Worte blöckt: „Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß!" Wenn aber die Qual überstanden ist, so „hat auch Jeder sein Schäfchen im Trocknen".

An den aus der Wolle verfertigten Tüchern ist die Farbe ungleich dauerhafter, wenn vor der Verarbeitung in der Wolle gefärbt wird, als erst nach dem Spinnen und Weben im Stücke. „In der Wolle gefärbt" ist der weingrüne Trinker, in der Wolle gefärbt der hartgesottene Spitzbube, in der Wolle gefärbt sind auch nach der Meinung gewisser Leute alle Pfaffen und deßhalb mit Stumpf und Stiel auszurotten!

Mit dem Wort Wolle sind mehrere Zusammensetzungen gebildet worden. Die bekannteste davon ist die gelbe „Wollblume", welche als Thee gebraucht wird, und bei der Stengel und Blätter mit einem dichten Wollfilze bedeckt sind. „Wollbaum", auch in der Kunstsprache Eriodendron, heißt ein ostindischer Baum, dessen elastische Samenwolle sich ganz vorzüglich zum Ausstopfen von Polstern, Kissen und Matratzen eignet, weniger ihrer Kürze und Glätte wegen zum Spinnen. Eben so oder „Wollenbaum" nennt man auch unsere einheimische Schwarzpappel wieder wegen der Samenwolle, welche zur Zeit der Fruchtreife in der Luft herumfliegt oder sich unter den Bäumen lagert: eine ganz ähnliche Wortbildung wie Wollweide und Schafweide. „Wollgras", griechisch-lateinisch Eriophorum, ist ein Gras, welches oben an der Aehre

und um die Samen her schöne weiße Wolle hat, die man schon hie und da mit unter andern Wollarbeiten versponnen und verwebt hat; auch zu Dochten und zum Auspolstern kann man sie brauchen. Manche Gebirgswiesen sehen ganz weiß davon aus. So gibt es auch eine „Wolldistel“, ein „Wollenhabichtskraut“, eine „Wollklette“; dann im Thierreich ein „Wollhuhn“, d. i. eine Rasse des Haushuhns mit wolligen oder haarartigen Federn aus China und Japan, eine „Wollkrabbe“, d. i. ein Seekrebs mit wolliger Schale (Dromia) u. s. w.

Auch „Wollsack“ soll hier noch erwähnt werden als ein ziemlich veraltetes deutsches Wort für Matratze, wenigstens für eine mit Wolle ausgestopfte; immerhin bleiben auch solche eine Bequemlichkeit und waren es namentlich früher, wo man noch nichts Besseres kannte, daher sagt ein aus dieser Zeit stammendes Sprüchwort von dem bestraften Uebermuthe: „Wer nicht auf dem Wollsack liegen mag, dem wird der Strohsack“. Berühmt ist ein anderer „Wollsack“, nämlich der des Sprechers im englischen Parlamente.

Ein Muster einer anderen Art von Zusammensetzungen, wo die Wolle als Grundwort vorkommt, liefert der bekannte Namen der „Baumwolle“, des Götzen der Engländer.

Die Wolle eines Schafs im Zusammenhange heißt „Vließ“. Die Argonauten vertrauten sich in uralter Zeit, und als es noch keine Dampfschiffe gab, dem falschen Pontus an, um „das goldene Vließ“ aus Kolchis am Gestade des schwarzen Meeres zu holen. Dieses goldene Vließ stammte von einem Widder, welchen einst die Götter einem ihrer Lieblinge und Könige von Theben zum Geschenke gaben. Später mußte der Sohn dieses Königs mit seiner Schwester Helle vor den Verfolgungen ihrer Stiefmutter flüchtig gehen, und jener Widder trug sie auf seinem Rücken über das Meer aus Europa nach dem nahen asiatischen Ufer. Bei

diesem gefährlichen Ritte zu zweien fiel Helle, während ihr Bruder glücklich im andern Welttheile anlangte, in das Wasser jenes Meeresarms, welcher fortan zu ihrem ewigen Gedächtniß den Namen Meer der Helle oder Hellespont erhielt, mit einer modernen Benennung aber die Straße der Dardanellen heißt. Merkwürdiger Weise ist der Glaube an das Daseyn eines goldenen Vließes oder wenigstens eine gewisse Ehrerbietung vor demselben in Christenheit, Mittelalter und Ritterthum herübergekommen, so daß noch bis auf den heutigen Tag der Orden des goldenen Vließes als der erste und stolzeste in Spanien und in Oesterreich gilt.

Das Schaf ist vielen Krankheiten unterworfen, welche meistens durch ungesunde und nasse Weiden, durch übermäßiges Treiben und Jagen in heißer Sommerszeit, durch Tränken mit kaltem Wasser in der Hitze, sowie durch Mangel an Obdach bei ungünstiger Witterung entstehen. Am bekanntesten darunter ist die Räude, eine Art Ausschlag, und wir wissen alle, daß dieselbe ansteckend wirkt, denn wir sagen: „Ein räudiges Schaf steckt die ganze Heerde an".

Wie das Schaf in den Ruf der Dummheit gekommen ist, wird sich erklären, wenn man die verschiedenen Charakterzüge zusammenfaßt, auf welche wir nun gelegentlich der Reihe nach gekommen sind. Sowohl Schaf, als auch der noch zu erwähnende Ausdruck Schöps sind dem Register der Spottnamen einverleibt, eben so die Ableitung „Schafskopf", welche dem eben so gebildeten Esels- und Ochsenkopf entspricht. Nicht bloß: „So dumm wie ein Schaf", sagt man, sondern wer den Mund recht derb voll nehmen will, der spricht: „So dumm als ein Hinterviertel vom Schafe". Eine viel feinere Anspielung auf ein beschränktes Begriffsvermögen liegt in der Frage: „Was mag das Schaf denken, wenn die Haide beschneit ist?"

Das Männchen des Schafes heißt Widder oder Schafbock, das unganze Hammel oder Schöps, und zeichnet sich durch seine

schneckenförmig gewundenen Hörner vor dem Weibchen aus, welchem sie gewöhnlich fehlen.

Der „Widder" oder „Sturmbock", ehedem ein so wichtiges Belagerungsgeschütz, ist längst veraltet. Aber zur Belagerung zu Schiffe wendet man seit einigen Jahren die „Widderschiffe" an, eine Art der unwiderstehlichen Panzerschiffe, welche sich in die Schiffsseiten einbohren. Daß man, wie in Sturmbock, auch sonst unter Bock schlechtweg den Widder meint, beweist der Ausdruck „Bockscheren", welcher für eine alljährlich wiederkehrende Plage gebraucht wird. So sagt ein witzelnder Schulpedell, wenn Prüfungen und Absolutorium vor der Thüre sind: „Jetzt geht es wieder ans Bockscheren!"

Der „Widderkopf" oder das „Widderhaupt" ist ein oft angebrachter Bauzierrath, bedeutet aber auch einen fehlerhaft gebogenen Pferdekopf, in welcher Beziehung es mit dem eben so gebrauchten Ausdrucke Ochsenkopf zu vergleichen ist. Da Widder auch dasjenige Sternbild des Thierkreises heißt, in dessen Zeichen die Sonne bei der Frühlingsnachtgleiche am 21. März tritt, so versteht man unter „Widderpunct" den Frühlingsäquinoctialpunct.

Während die Widder etwas lebhafter und kampflustiger sind, gelten die Hämmel mit Recht wieder für sanft und gutmüthig. Ein „guter Hammel" ist eine Bezeichnung, deren ein Mensch sich nicht zu schämen braucht, und wie glücklich schätzt sich eine Verlobte, wenn sie in ihren von Liebe eingegebenen Beobachtungen an ihrem Bräutigam Anlagen zu einem „Haushammel" entdeckt. Besonders aber sind „Hammel" das Verkleinerungswort „Hämmelchen", dann Zusammensetzungen, wie „Goldhammel, Zuckerhammel" u. dgl. in den Rheingegenden sehr beliebte Schmeichelworte für Kinder, welche dann ähnlich auf die Thiere in der kindlichen Welt übertragen werden, Das Schaf selbst heißt so in der Kindersprache wieder „Mähhammelchen", das Rind „Muhhammelchen" u. s. w. Der Name des Hammels wird auch

benützt, um an den Schmutz zu erinnern, welcher sich selbst bei der reinlichsten Haltung in der Wolle der Schafe wegen eines natürlichen Fettes, und zwar gerade bei den feinwolligsten Rassen am meisten anhäuft; jede freundliche Leserinn wird wo möglich etwas weniger freundlich, wenn sie einen „Hammel" am Saume ihres Kleides gewahr wird. Der Ausdruck „Schöps" wird in vielen Gegenden für ein schwächeres Nachbier gebraucht.

„Hammelsack" ist der als Speise zubereitete, mit Kräutern gefüllte „Hammelsmagen", und bildlich heißt so eine große Birnsorte. „Hammelmöhre" lautet eine andere Benennung für den Pastinak; angebaut erhält nämlich der Pastinak eine dicke Wurzel, welche sowohl die Gestalt als auch den Geruch der Möhre oder gelben Rübe, dabei aber eine weiße Farbe zeigt. Der Ausdruck Hammel in dieser Zusammensetzung bedeutet wohl, wie der einfache, etwas Unganzes und Unächtes.

Der Hammel liefert vorzugsweise den Talg, oder das Unschlitt, wie das feste Fett der Wiederkäuer im Allgemeinen genannt wird, unter dem Namen „Hammel- oder Schöpsentalg", welcher zur Bereitung von Seife noch heutzutage unter allen Talgsorten am meisten geschätzt wird, während er in der Lichtgießerei an seinem eigenen Kinde, dem Stearin, einen von Tag zu Tage unwiderstehlicheren Nebenbuhler gefunden hat. Das bekannte Aussehen des Talgs hat den Ausdruck „Talggesicht" für ein blaßgelbes Gesicht veranlaßt, welcher bei Weitem weniger schmeichelhaft ist, als das bei der Kuh angeführte Milchgesicht. Ein Milchgesicht hat schon in seiner jugendlichen Frische etwas Schönes, nur fehlt ihm das Männliche, aber ein Talggesicht ist unbedingt häßlich. Wie es ferner einen Milch- und einen Butterbaum gibt, so auch einen „Talgbaum", einem hervorragenden Pietisten zu Ehren auch Stillingie genannt, dessen kugelige, schwarze Samen in eine weiße, talgartige Substanz eingehüllt sind. Er ist ursprünglich in China zu Hause und schon dort

häufig angepflanzt, von da aber auch nach Westindien und den südlichen Staaten Nordamericas übergesiedelt. Der talgartige Stoff, welcher die Samen gleich einer Rinde umgibt, wird zur Verfertigung von Kerzen, wie der thierische Talg, verwendet.

Das Schaf „lammt“, wie die Kuh kalbt, das Junge heißt Lamm. Davon gebrauchen wir das Verkleinerungswort „Lämmchen“ für die flockigen weißen Wölkchen, welche besonders beim Südwinde aufsteigen und noch ausdrücklicher „Lämmerwolken“ genannt werden. Andere Zusammensetzungen mit dem Worte Lamm sind folgende:

„Lämmerohren“ heißt die Pflanze, welche auch die seltsame Benennung guter Heinrich führt, eine Art Gänsefuß; der Name bezieht sich auf die dreieckige Gestalt der Blätter, welche dabei nach oben immer kleiner werden. „Lämmerschwanz“ ist ein anderer Name für die Schafgarbe und liefert nach meiner Ansicht eine Erläuterung, wie auch der Ausdruck Schafgarbe zu verstehen ist. „Lämmerblume“ heißt das Schöllkraut mit den gelben Blumen und dem orangefarbigen Milchsafte, ohne Zweifel wegen der feinbehaarten zarten Blätter und der biegsamen Haare, womit der Stengel besonders an den Blattknoten bedeckt ist. Der „Lämmersalat“, „Lämmerlattich“ oder die „Lämmerweide“ ist schon oben als Schafmäulchen erwähnt worden. „Lämmergeier“ ist ein bekannter Namen für den großen Raubvogel, welcher einzeln in den deutschen Alpen, etwas häufiger schon in der Schweiz vorkömmt und die armen Lämmer auffrißt, zuweilen sogar Kinder geraubt hat. Endlich „Lämmerhirt“ nennt das gemüthreiche Volk die gelb und graue Bachstelze, welche nach einem andern Hausthiere Kuhstelze genannt, weil sie überall auf Viehtriften zu finden ist.

Die Lämmer bilden die Hoffnung der Heerde, den Stolz und das Augenmerk eines verständigen Hirten: „Wenn du die Lämmer nicht achtest, wird die Heerde bald zu Grunde gehen“.

Wer könnte aber wohl das Wesen des Lammes, wie des Schafs überhaupt schöner malen, als Schiller in jenen uns von Jugend auf vertrauten Worten:

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft!

6. Die Gans.

Nach dem Huhne erfreut sich kein Vogel einer so allgemeinen Bekanntheit und eines so ausgeprägten Charakters, als die Gans; selbst das Gänschen hat noch sein bischen Charakter. Man rechnet die Gans in die Ordnung der Schwimm- oder Wasservögel, was gewiß auch der Vorstellung des Laien entspricht, und zwar vermöge der Schwimmfüße, an denen die drei Vorderzehen durch eine Schwimmhaut vereinigt sind.

Die Gans gilt als das Vorbild weiblichen Unverstandes, während Ochse, Esel und Schaf die Urtypen männlicher Dummheit sind, und sehr bezeichnend für den Geist der Sprache ist der Umstand, daß zu dieser Bezeichnung ein Vogel gewählt erscheint, bei welchem der Hauptname ein weiblicher ist, während erst davon der Name für das Männchen, nämlich Gänserich, abgeleitet wird. Schon bei der Kuh war von Eselinn und Gänserich die Rede. Auch hier hat der Tact des Sprachgefühls nicht einen Ausdruck gewählt, wo das Weibliche nur als Anhängsel des Männlichen erscheint, sondern vielmehr gerade umgekehrt. Wie tief wir dieses Sprachgefühl in uns tragen, dafür kann es keinen schlagenderen Beweis geben, als die öfters im Scherz

vorkommende Bildung eines Masculinums von dem Namen solcher Geschäfte, welche der Natur der Sache nach nur eine Frau versehen kann, z. B. Ammerich für den Mann einer Amme, gerade wie Gänserich von Gans und Enterich von Ente.

Unverbesserlich ist die Gans in ihrer Dummheit:

Es fleg ein Gänslein über Meer,
Und kam ein Gigak wieder her!

Diese Form ist besser gereimt, als die andere:

Es flog ein Gänschen über den Rhein
Und kam als Gigak wieder heim!

Aber es gibt auch männliche Individuen, welche noch mehr als „gänsedumm" sind, „so dumm, daß die Gänse sie beißen", wobei übrigens zu bemerken ist, daß Manche behaupten, die Gänse wagten bloß Frauen und Kinder zu beißen. Wie fest übrigens der Begriff von dem „Gänsewitze" in unserer Vorstellung eingewurzelt ist, beweist der in Süddeutschland verbreitete Glaube, daß es einen eigenen „Gänsehimmel" gebe. Dagegen sagen wieder Andere: das ist ein „Gänseglaube", und „das Himmelreich gehört den Gänsen nicht zu!" „Jede Gans hat ihren Kopf": je einfältiger, desto weniger der Belehrung zugänglich. Ja, die Dummheit will selbst den Lehrmeister machen: „Die Gans lehrt den Schwan singen". Dieß letzte Sprüchwort bedarf noch einer kurzen Erläuterung: Es ist hier der Singschwan gemeint, welcher in dem fabelhaft ausgeschmückten Schwanengesange einen natürlichen Vorzug vor der schnatternden Gans besitzt, vor dem Gigak, wie sie oben genannt war. Mit Bezug auf das Geschrei der Gänse sagt ein ungalant anzüglicher Spruch: „Wo Gänse sind, da ist Geschnatter, und wo Frauen, da sind viel Mären". Ja Erzspötter sagen sogar „Gänsegeschnatter" für gewisse lebhafte Unterhaltungen, „Gänsestall" und „Schnatterkränzchen" für Plauderstube, Kaffeevisite u. dgl. Mit solch sarkastischen Leuten wollen wir nichts zu schaffen haben!

Mit der Dummheit Hand in Hand geht die Sorglosigkeit: „Hans ohne Sorgen lebt mit der wilden Gans und läßt die Waldvöglein sorgen", oder in Reime gebracht:

Er heißt und bleibet Hans,
Lebt mit der wilden Gans
Ohn' Sorgen um die Wette,
Spät auf und früh zu Bette!

Es ist dieß das einzige Mal, daß in Sprüchwörtern ausdrücklich die wilde Gans genannt wird, und was den Hans betrifft, welcher sich so gut auf Gans reimt, so gilt er überhaupt beinahe als das fehlende Masculinum von Gans in seinem bildlichen Sinne. Auch der Vorwitz pflegt den Unverstand zu begleiten: „Junge Gänse wollen die alten zur Tränke führen".

Von den verschiedenen Arten der Gans gibt in vielen Gegenden die „Schneegans" ein verstärktes Bild der Dummheit. In der Naturgeschichte wird ihr Name für näher oder entfernter verwandte Gattungen von Wasservögeln gebraucht, als „Eidergans, Kropfgans, Fettgans, Löffelgans", unter welch letzterer Benennung man entweder die einheimische Löffelente versteht, oder auch den Löffelreiher. Bei der „Löffelgans" wird uns die Einschaltung einer Anekdote erlaubt seyn, welche noch ihr Theil beitragen kann zur Erläuterung des Begriffes von Gans, wie er gang und gäbe ist. Es gibt ein für Pfandauslösungen bei Gesellschaftsspielen zu empfehlendes Räthsel, wo Jemand ein Silbergeräth in die Hand nimmt und starr darauf blickt; die Auflösung ist Silberblick. Nun erzählt man, dieses Räthsel sei einmal an einem fürstlichen Hofe aufgeführt worden, und ein jetzt verstorbener König, welcher wider seinen ursprünglichen Willen sich überreden ließ, dem Spiele zuzusehen und das Räthsel zu lösen, habe, als er eine der Prinzessinnen mit einem silbernen Löffel in der Hand sitzen sah, boshafter Weise gerathen: „Löffelgans!"

Der Name des Männchens lautet Gänserich, Ganser oder

Ganſert, und in Norddeutſchland „Gänſeväterchen“, wie man dort auch bei einem andern Thiere Schweineväterchen ſagt. Die Benennung „Gänſerich“ iſt auch auf eine Pflanze übertragen worden, welche ausführlicher „Gänſeblume, Gänſekraut und Gänſegarbe“ heißt (Potentilla anserina). Es iſt eines von den Fingerkräutern mit ihren fingerförmig zuſammengeſetzten Blättern, welche hier auf der Rückſeite ſilberglänzend ſind, und hat gelbe Blumen. Sie gibt ein ſchlechtes Viehfutter, iſt aber bei den Gänſen beliebt, überall gemein und wächst beſonders nach Düngung mit „Gänſemiſt“ geil und üppig.

Folgende Körpertheile der Gans haben bei der Benennung anderer Gegenſtände als Vorbild gedient: „Gänſeauge“ heißen die Weber öfters ein gewiſſes Muſter von Leinengewebe, den Drillich oder dreiſchäftigen Köper, und man wird ſich den Namen am beſten erklären können, wenn man eine Zeichnung betrachtet, wie die Weber ſie ſich anfertigen für den ſogenannten Zettel, welcher durch dicke Puncte oder Augen angedeutet wird. Unter „Gänſebauch“ denkt man ſich einen eingefallenen Bauch wie von einer ausgenommenen Gans, einen Schmalbauch. „Gänſefuß“ und in der Kunſtſprache Chenopodium heißt eine Pflanzengattung mit gänſefußähnlichen Blättern; die Blätter der meiſten Arten ſind nämlich im Umriſſe dreieckig oder rautenförmig und dazu verſchiedentlich gezahnt, wodurch ſie an die aus der Schwimmhaut hervortretenden Nägel der Gänſe erinnern. Auch eine Rebenſorte, der weiße Traminer, wird in einigen Gegenden „Gänſefuß“ genannt, wahrſcheinlich ebenfalls von der Geſtalt der Blätter, und eben ſo heißt man „Gänſefüßler“ in der Rheinpfalz eine große, herbe, blaue Traube. „Gänſefüßchen“, auch wieder „Gänſeaugen“ werden die Anführungszeichen genannt, welche in dieſen Betrachtungen ſo häufig angewandt ſind, und mit welchen eben wieder das Wort Gänſefüßchen ſelbſt eingeſchloſſen worden iſt. Bei der „Gänſehaut“ hat man, wie beim Gänſebauch, eine gerupfte Gans

im Sinne und denkt sich darunter eine durch Angst oder Kälteschauer rauh gewordene Haut am menschlichen Körper: „mich überläuft eine Gänsehaut" sagen sogar wir Männer, wenn wir frösteln, oder wenn etwa Gespenster- und Mordgeschichten erzählt werden. „Gänsekopf" heißt eine spätreifende Birnsorte; man sagt auch wohl „Gänsekopf" oder „Gänsemagen", auch „Gänsemichel" für Dummkopf. „Gänsepfeffer" nennen die Köchinnen das mit Gänseblut gekochte „Gänseklein", wie sie auch Hasenpfeffer sagen, oder sie heißen es „Gänsegeschrei", welcher Ausdruck sich ohne Zweifel auf das eigenthümliche Mischmasch dieser Speise bezieht, oder auch „Gänseschwarz" u. dgl. „Gänsezunge" ist ein anderer Name für die Cichorie, von ihren zungenförmigen blauen Blüthen entlehnt, wonach sie auch in der Botanik zu derjenigen Gruppe der korbblüthigen Gewächse gerechnet wird, welche Zungenblüthige heißt oder auch Cichoriaceen. Auch die gleich zu erwähnende Gänsedistel wird öfter so genannt und gehört ebenfalls zu den Zungenblüthigen. „Gänseköthig" Silber heißt zu Andreasberg am Harze ein kothfarbenes, grau und grünliches Gemenge verschiedener Silbererze mit Thon, Erdkobalt und Kupfernickel.

Daran schließen sich folgende, weiter an die Gans geknüpfte Ausdrücke, worunter die Gänsedistel den Anfang machen soll, da sie bereits genannt ist. Diese „Gänsedistel" (Sonchus arvensis) läßt sich etwa mit dem Löwenzahn vergleichen, hat ziemlich große, gelbe Blumen, eingeschnittene Blätter und rauhborstige Stengel, enthält einen bittern Milchsaft und bildet ein Futter für Gänse sowohl als Schweine, daher sie auch Schweinedistel heißt. Es gibt mehrere Arten, davon eine mit etwas kleineren Blüthen ein beschwerliches Unkraut unserer Gemüsegärten ausmacht und noch besonders „Gänsekohl" genannt wird (Sonchus oleraceus).

„Gänseaar, Gänseadler oder Gänsehabicht" heißt der rothe Milan, ein häufiger, zwei Fuß langer Raubvogel mit gabelförmigem Schwanze, welcher noch junge Gänse, Hühner u. s. w.

fängt, einen langsamen, schönen und schwimmenden Flug hat und sich stundenlang ohne Flügelschlag im Kreise herumdreht. Der auffallende Name „Gänsebaum" für den Ahorn bezieht sich meiner Ansicht nach auf dessen Früchte, als welche auch in der Botanik Flügelfrüchte heißen; da bei dieser Baumgattung immer zwei und zwei Früchte mit den Köpfchen, worin ein breitgedrücktes Nüßchen ist, an einander gewachsen sind, so hat jede Frucht scheinbar zwei Flügel und gleicht einer Gans mit ausgebreiteten Flügeln, wie man sie so über die Straße oder den Hof laufen sieht. Allgemein gebräuchlich ist der Name „Gänseblume" oder noch lieber „Gänseblümchen", oder „Gänsestöckchen" für die überall wachsende Blume, welche Gretchen im Faust nach der bekannten Weise als Liebesorakel benützt, und auch Göthe hat vielleicht daran gedacht, daß dieselbe auch Margarethenblume genannt wird. Sie ist besonders auf fetten „Gänseangern" gemein und ein gutes Futterkraut, welches süßen Graswuchs anzeigt. Viel seltener heißt man auch den Ehrenpreis mit seinen kleinen blauen Blumen „Gänseblümchen", und die dritte Art von „Gänseblume" ist der oben erwähnte Gänserich. Auch das „Gänsespiel", das Kindergesellschaftsspiel auf einem Bilderbogen, wollen wir nicht vergessen; einmal in seinem Leben hat es gewiß Jeder von uns gespielt, und wer es selbst nicht mehr spielt, kann seine Kinder es spielen sehen. „Gänsewein" ist eine scherzhafte, wo nicht boshafte Bezeichnung für das Wasser, gleich Brunnenachtziger, Wasserheimer u. dgl. Das „Gänsemännchen" heißt ein bekanntes Bildwerk des berühmten Peter Vischer in Nürnberg. Endlich ist noch eine ganz eigenthümliche Zusammensetzung aufzuzählen, welche freilich keinen Beweis von Galanterie liefert, aber da sie von Bauern herrührt, so mag sie diesen in ihrem Mangel an Bildung hingehen. In Mauchenheim und einigen benachbarten Dörfern der Pfalz herrscht die Sitte, daß auf Neujahr die Bursche und Mädchen zusammenkommen, wo dann eine

Art Versteigerung der Mädchen gehalten wird. Dieses Versteigern besteht einfach darin, daß die Bursche auf Mädchen, welche sie gern sehen, Summen bieten und sich dabei gegenseitig hinauftreiben. Für die gebotene Summe muß hierauf das Mädchen ihren Verehrer und Steigerer beim Weine freihalten, was denn schon einen Verstoß gegen die Galanterie bildet; noch viel ärger ist aber der zweite, während nämlich beliebte Mädchen immer viel Steigerer finden, so kommen diejenigen, für die Niemand bietet, auf die „Gänsewart"!

Die seltsame Manier, wie man die Gänse oft eins und eins hinter einander mit schiefgedrehten Hälsen über die Straße wandeln sieht, ist das Urbild des bekannten und verrufenen „Gänsemarsches", welcher bis auf unsere Tage bei der übermüthigen Studentenschaft im Schwunge geht als Neck- und Schreckmittel für Polizei, Philister und arme wehrlose Frauenzimmer. Nicht bloß die Hausgänse marschiren in dieser Ordnung, sondern auch die nordischen, bloß Winters bei uns anwesenden Schneegänse, die wir, wie als Vorbilder der Dummheit, so auch als Muster des Gänsemarsches citiren, und ähnlich ist auch die Art ihres Fluges auf der Wanderschaft. Sowohl die Wildgänse nämlich, von welchen die zahme abstammt, als auch die Schneegänse, sind Zugvögel und auf ihren Wanderungen fliegen sie wieder eins und eins in zwei Reihen, welche vorn an der Spitze zusammenstoßen, wo ein Gänserich beide Linien anführt.

Sehen wir noch weiter, was uns die Sprüchwörter von dem Thun und Lassen der Gänse berichten. „Wenn Eine Gans trinkt, so trinken sie alle", ist gerade so wie: Wenn Ein Hund bellt, so klaffen sie alle. Auch im Trinken selbst kann man die Gänse mit den Hunden vergleichen, sie trinken beide langsam, und wie eine diätetische Vorschrift lautet: Trink wie der Hund, so gibt es hier eine ähnliche: „Mit den Gänsen sollen wir trinken, aber nicht essen". Eine Beobachtung, welche jüngst auch ein kleines

Mädchen bei mir machte, ist, daß „die Gänse überall barfuß gehen": „Wer kann aber auch allen Gänsen Schuhe machen?"

„Die Gans geht so lange zur Küche, bis sie am Spieße stecken bleibt", das sollen sich besonders die fetten Gänse ins Gedächtniß schreiben, denn man sagt nicht umsonst: „Es ist dir gedroht wie einer fetten Gans!" Ein so geschätzter Artikel, wie eine gestopfte Gans, ist uns mit all ihren Eigenheiten vor Augen, daher stellen wir auch Vergleiche zwischen ihr und einem dicken Menschen an und sprechen: „Er oder sie keucht wie eine gestopfte Gans, watschelt wie eine fette Gans" u. dgl. Besonders zwei Länder sind in der Gastronomie berühmt wegen der vorzüglichen Gänse, die sie liefern: Pommern, das Vaterland der „Gänsebrüste", und das Elsaß, namentlich Straßburg, die Heimath der „Gänseleberpasteten", wofür jeder Franzose schwärmt, obwohl sie aus einer deutschen Provinz herstammen. Nicht bloß die Berliner wissen, daß eine jute jebratene Jans eine jute Jabe Jottes ist, sondern in allen Theilen Deutschlands und in allen Ständen kommt die „Martinsgans" auf den Tisch und herrscht in diesem Puncte Einigkeit. „Dem Mann ein Vogel, sagte jener Fuhrmann und legte die Gans vor sich"; und wie mit den Gänsen selbst, so ist es bezüglich der Größe auch mit ihren Eiern: „Ei ist Ei, sagte der Küster, aber er nahm das Gänseei".

Geschichtlich berühmt sind die capitolinischen Gänse, sie verriethen, während die Wachen schliefen, durch ihr Geschrei das Nahen der Gallier unter Brennus, welche das Capitol schon fast erstiegen hatten, und retteten so das letztere, wie den römischen Staat, von der Gefahr des Unterganges. Dafür bekamen etliche Gänse jährlich frei Futter im Capitol.

Zum Schlusse, wenn ich etwa die schöne Leserinn durch Manches, was ich ohne Gefährdung meines Schriftstellerruhmes unmöglich weglassen konnte, beleidigt haben sollte, bitte ich sie demüthig um Verzeihung, und beschränke mich auf die eine

Bemerkung, daß ja schon in dem so gerne gebrauchten Verkleinerungsworte Gänschen die Galanterie hereinspielt, welche das gesammte Männergeschlecht so wenig verläugnen kann, wie der einer gnädigen Strafgöttinn zu jeder Buße erbötige Verfasser dieser Zeilen!

7. Das Schwein.

Das Schwein ist die einzige europäische Gattung aus der kleinen Ordnung der Vielhufer, und auch ihm fehlt gerade das Merkmal, wonach der Name Vielhufer gebildet ist; in Beziehung auf die Hufe oder Zehen gleicht es ganz einem Wiederkäuer, wie dem Rind oder Schafe. Entsprechender wäre für das Schwein mit seiner dicken, borstigen Haut jedenfalls der zweite Namen dieser Ordnung: Dickhäuter. Das Männchen des Schweines heißt Eber oder Keuler, auch „Schweinbär" und in Norddeutschland „Schweinsväterchen", das Weibchen des auch bei uns noch vorkommenden Wildschweines Bache, sonst vorzugsweise Sau, die Jungen Frischlinge und Ferkel. So lange die Ferkel saugen, werden sie Spanferkel genannt von den Spänen oder Zitzen des Mutterschweins, und für abgewöhnen sagt man in der „Schweinezucht" abspänen.

Wenn wir nun an das Schwein gehen, so müssen wir fein säuberlich verfahren, daß wir mit reinen Händen davon kommen. Sowohl Ferkel und Schwein, als auch der durch die Jäger- und noch mehr die Dichtersprache geadelte Ausdruck Sau sind Scheltnamen, zwar nicht gerad feine, die wir aber doch immerhin in der Familiensprache noch ohne Bedenklichkeit gebrauchen, um die

Laster der Schlemmerei und sowohl des leiblichen als auch des moralischen Schmutzes zu geißeln. Den Beweis, wie sehr diese Vorstellungen mit unserer Denkungsart verwachsen sind, liefern die Ableitungen, ähnlich wie beim Esel; dem eselhaft entspricht hier das „schweinisch", der Eselei die „Schweinerei" (auch französisch cochonnerie und nicht zu verwechseln mit dem Küchenausdrucke cochonnaille). Es gibt noch eine etymologische Ableitung von Schwein im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich „Schweinling". Dieß ist der Name eines Löcherpilzes (Boletus luridus) mit gelblichgrünem bis nußbraunen Hute, welcher häufig in Wäldern wächst. Sein Fleisch schmeckt nicht schlecht, aber die Meinungen über dessen Genießbarkeit sind sehr getheilt, indem ihn Manche für giftig erklären, Andere dagegen behaupten, daß er an mehreren Orten, z. B. in Wien, dort unter dem Namen Schuster, häufig zu Markte gebracht und ohne Schaden gegessen werde. Jedenfalls ist es rathsam, ihn den Schweinen zu überlassen, als welchen er nicht schadet, und von denen er noch die Benennung „Schweinepilz" erhalten hat; im Lateinischen hieß er früher auch Suillus perniciosus.

Wahrhaft komisch klingt es, daß bei diesem Thiere schon der alleräußerlichste Theil, der „Schweinpelz" als Unnamen gilt, welchen übrigens auch die zärtlichste Mutter zwanzigmal im Tage für ihr liebes Kindchen anwendet. Eine andere lachenerregende Sprachbildung ist das in der Kinderzucht gleichfalls beliebte Wort „Schweinigel", zusammengesetzt aus dem Namen zweier unreinlichen Thiere. Der Igel nämlich, welchen man ganz gut statt der mancher Leserinn gewiß verhaßten Katzen in den Häusern zum Mäusefangen halten könnte, leidet, wie das Schwein, an dem genannten Fehler in solchem Grade, daß er sich eben deßhalb noch wenig Eingang hat verschaffen können.

Nicht mit Unrecht ist das Schwein zum Vorbilde der genannten Laster aufgestellt worden; namentlich ist es ein unersättlicher

Fresser und braucht im Verhältniß zu seiner Größe und Schwere bis an zwei Fünftel mehr Futter, als die andern Hausthiere. „Wenn das Ferkel träumt, so ist es von Trebern", sagt ein ganz dem Wesen des Thiers entlehntes, wahrhaft plastisches Sprüchwort: der Schlemmer Abgott ist der Bauch. Aber „wenn das Ferkel satt ist, stößt es den Trog um": sättige den Undankbaren, du wirst keinen Lohn dafür haben. Man sagt wohl mit Recht: „Es ist eine böse Sau, die ihre eigenen Ferkel frißt", aber ihre Freßgier geht doch nicht selten so weit, weßhalb man auf besondere Mittel sinnen muß, sie davon abzuhalten, und leider ist es wahr, daß sie auch wehrlose Kinder, welche die Mutterliebe vergessen hat, aus der Wiege holen, und wenn sie nicht gestört werden sollten, auffressen.

Ein zweiter Fehler, die Unreinlichkeit, zeigt sich in mehreren Gewohnheiten derselben, vorzüglich der bekannten, sich in Schlamm und Unrath zu wälzen: „Die Sau legt sich nach der Schwemme wieder in den Koth", und noch anzüglicher: „Ferkel ist Ferkel, und zieht man ihm eine Chorkappe an, so legt es sich doch in den Schmutz". Indessen gewährt ihnen dieses „Suhlen", wie es zunächst von den Jägern beim Wildschweine benannt wird, eine heilsame Abkühlung, und man wird wohlthun, sich bei der Haltung des Schweins im Stalle nicht auf dessen Unreinlichkeit zu stützen. „Es stirbt keine Sau ob einem unsaubern Troge" ist nur halb richtig, die Reinigung der Futtertröge vielmehr eine Hauptsache. Nichts ist in diesem Stücke bezeichnender als der Umstand, daß der Name des Thieres selbst für einen Schmutzfleck, namentlich einen Dintenklecks gebraucht wird, wie wir das als Kinder gleich nach dem Abc lernen. Daß mit dem Worte Schwein auch ein unverdientes Glück bezeichnet wird, und daß man folgerichtig Jemanden, der ein solches Glück genießt, einen „Schweinepriester" heißt, stammt meines Wissens aus der Studentensprache, mag sich übrigens an die deutschen Karten anknüpfen,

wo man die Affen „Säue" heißt und namentlich das Schellenaß als eine Doppelsau, gleichsam wie einen Doppeladler, abbildet. Der metallurgische Ausdruck „Sau", zusammengesetzt „Eisensau, Kupfersau", erklärt sich, um so mehr als er auch im Französischen cochon lautet, als eine bildliche Bezeichnung für dieses unreine Gemisch von Metall und Schlacke.

Der Name des Schweines ist nun ferner auf mehrere Thiere übertragen worden, welche sämmtlich in der grunzenden Stimme mit ihm übereinkommen, vor Allem auf das „Stachelschwein", welches noch in Rom auf den Markt gebracht wird, und dessen gelblich und dunkelbraun geringelte Stacheln wir zu Pinselstielen und Federhaltern benützen. Seinen durch die Verkleinerung zierlicher gemachten Namen hat es dem „Meerschweinchen" geliehen. Dieses bekannte Thier, welches aus Südamerica in unsere Häuser eingewandert ist, stimmt hauptsächlich wieder im Grunzen mit dem Schweine überein, hat aber doch auch sonst in seiner Farbe und im ganzen Aussehen Aehnlichkeit mit einem Ferkel. Daß der Name mit Meer zusammengesetzt wird, bezieht sich darauf, daß es über das Meer zu uns gekommen ist, wie bei Meerkatze. Ebenfalls von der grunzenden Stimme hat seinen Namen erhalten der „Schweinfisch" oder das „Meerschwein", ein vier bis fünf Fuß langer Delphin, welcher in den europäischen Meeren gemein ist; schon bei den Griechen führte er den Namen des wilden Schweines capros, jetzt heißt er Delphinus phocaena. Es ist also ein großer Unterschied zwischen einem Meerschweine und einem Meerschweinchen. Man nennt ferner noch „Seeschwein" oder „Meersau" einen eigentlichen Fisch, nämlich eine drei bis vier Fuß lange Haiart (Squalus galeus), welche um ganz Europa, vorzüglich im Mittelmeere vorkömmt, sehr gefräßig ist und auch „Sauhund" heißt. Endlich ist hieher zu ziehen die „Schweinsratte", auch in der Kunstsprache Capromys genannt, eine Rattengattung von Hasengröße, welche gesellig auf der Insel Cuba lebt.

Diese Thiere bezeichnen ihr Wohlbehagen durch ein leises Grunzen, besonders wenn man sie streichelt, oder wenn ihnen das Fressen schmeckt, oder sie sich sonnen; auch beim Laufen galoppiren sie wie Schweine.

Einen ähnlichen Rüssel wie das Schwein besitzt der „Schweinsigel“, nicht zu verwechseln mit dem oben genannten Schweinigel; es ist nicht etwa eine eigene Art von Igel, sondern man heißt so nach dem etwas anders gestalteten Rüssel das Weibchen und die Jungen, während das erwachsene Männchen Hundsigel genannt wird. Aehnlich sagt man auf einem andern Gebiete „Schweinkäfer“ für Rüsselkäfer, ebenfalls wegen des Rüssels. „Schweinehirsch“ oder besser „Hirscheber“ heißt ein hirschähnliches Schwein mit vier großen Hauzähnen (Babirussa) auf einigen ostindischen Inseln; diese vier Eckzähne sind nämlich wie runde, rückwärts gekrümmte Hörner oder Geweihe in die Höhe gerichtet.

Von einzelnen Körpertheilen des Schweines haben außer dem, was schon im Vorigen berührt ist, folgende als Muster gedient. Unter „Schweinsaugen, Schweins- oder Sauäugelchen“ denken wir uns in einem menschlichen Antlitz kleine und schmal geöffnete Augen, ohne sie geradezu häßlich zu finden, nur manchmal fügt man den Begriff eines trüben Blickes hinzu. „Sauauge“ vorzugsweise, auch „Saukraut“, heißt man die Einbeere von dem schwarzen Fruchtknoten, welcher aus der unansehnlich grünlichen Blüthe so deutlich hervorblickt, und aus dem sich allmählich die Beere entwickelt. „Schweinskopf“ nennen die Pferdekenner einen fehlerhaft gebauten, von den Ohren bis zur Nase eingebogenen Pferdekopf. Als ein Spottname wird „Schweinskopf“ auch hie und da für Dummkopf angewandt; doch dafür ist z. B. Esels- oder Schafskopf viel besser gewählt, weil es sich unter dem Bilde des Schweines nicht um Fehler des Verstandes, sondern um Unsittlichkeiten handelt. In einem Theile Norddeutschlands heißt der Polterabend oder Abend vor der Hochzeit der „Schweinskopfabend“,

hoffentlich ohne Anspielung auf die letztere Bedeutung von Schweinskopf. „Schweinstirn" ist abermals ein Fehler der Pferde, nämlich eine eingebogene Stirn, und „Schweinsohren" heißen weit aus einander stehende, herabhangende Pferdsohren. „Sauohr" ausdrücklich wird in einigen Gegenden der große, rothe Wegerich (Plantago major) genannt von den eirunden Blättern, welche ihm nach einer andern Anschauung den Namen Schafszunge verschafft haben; er heißt auch „Saurüssel" oder gar „Sauschnabel", dann „Saugras". „Schweinschnute", soviel wie Schweinschnauze, ist der Name einer länglichen, rothen Kartoffelsorte.

Pflanzen, welche als Futter für das Schwein von ihm ihre Namen erhalten haben, sind folgende: „Schweinblume" oder „Säueblume", dann „Schweinstöckel", auch wieder „Saurüssel und Sauschnabel" gehören zu den zahllosen Benennungen des Löwenzahns, und beziehen sich, wie der von einer andern Viehgattung entnommene Kuhblume, auf den Futterwerth dieser für alle Hausthiere vortrefflichen Pflanze. „Schweinsbrod" heißt mit etwas dichterischem Anstriche ein Gewächs, welches noch in Mitteldeutschland fast ausschließlich in Töpfen gezogen wird, aber schon von Salzburg an regelmäßig wild wächst, mit schönen röthlichen Blumen (Cyclamen europaeum). Der scheibenförmige, knollige Wurzelstock schmeckt sehr scharf und wirkt im frischen Zustande giftig; wenn man ihn aber brät, wird er ganz unschädlich. Den Schweinen braucht man sie übrigens nicht zu braten, die fressen sie auch roh mit Vergnügen. Seltener nennt man „Schweinsbrod" die knollige Platterbse gleichfalls von ihren eßbaren Knollen, welche auch als Erdeicheln oder „Saukastanien" bekannt sind und zur Mästung der Schweine benutzt werden können. Auch die Erdäpfel oder Topinambour, welche in Deutschland nur als Viehfutter Anwendung finden, heißt man hie und da „Saubrod". „Schweinsdistel" nennt man die Ackerdistel (Sonchus arvensis), weil sie das erste Grünfutter zu seyn pflegt, welches

man den Schweinen noch als Ferkeln reicht. Ein anderer Name ist Gänsedistel, da sie auch von diesem Geflügel gern verzehrt wird; diese doppelte Benennung erinnert an den in der Geschichte des Zunftwesens merkwürdigen Umstand, daß früher in München die Geflügelhändler auch Spanferkel auf ihren Schildern gemalt hatten. Auch bei der bekannten Wette zwischen einem Schwaben, Tyroler und Bayern, wo es gilt, am schnellsten drei Vogelnamen auszusprechen, rechnet der Bayer, welcher von Jugend auf nicht weiter gewußt hat, das Spanferkel unter die Vögel, wo er mit der behaglichen Breite seines Volksstammes ausholt: Einmal eine Gans, einmal eine Ente und einmal eine „Spansau". Da die genannte Pflanze einen weißen Milchsaft enthält, so heißt sie auch „Saumelk" oder „Saumilch". „Schweinekartoffel" ist eine schlechte Kartoffelsorte, welche nicht gegessen, sondern bloß zur Schweinefütterung gebraucht wird, und „Schweinetang" nennt man in Küstenländern den gemeinen Seetang wegen derselben Verwendung. So heißt auch „Schweinkrieche" die einheimische Krieche oder Pflaume, welche sich im Ganzen allerdings auch mehr zu Schweinefutter, als zur menschlichen Speise eignet, und „Schweinmöhre" im Gegensatze zu der durch den Anbau veredelten und wohlschmeckender gewordenen gelben Rübe, die wilde Möhre mit zäher, dünner und weißlicher Wurzel. Daran schließt sich noch das „Ferkelkraut", auch wieder „Saukraut" genannt, eine gelbblüthige Pflanze, die wir mit der Schweinblume vergleichen können (Hypochoeris), ein gemeines und gutes Futterkraut, in Wiesen, auch auf Sandboden sehr häufig.

Im geraden Gegensatze zu den vorigen ist eine Reihe von Giftpflanzen nach dem Schweine benannt, und während wir uns überzeugt haben, daß das giftige Schweinsbrod für diese Thiere unschädlich ist, so scheinen sie für manche Vergiftungen um so empfänglicher zu seyn, wie gleich die erste Pflanze beweisen mag, wiewohl die Acten darüber noch nicht geschlossen sind. „Schweinetod"

heißt nämlich ausdrücklich eine Art von Gänsefuß (Chenopodium hybridum), auch „Schweinemelde" genannt, welche den Schweinen tödlich ist, auch weder von Schafen noch Rindern berührt wird. Sehr merkwürdig erscheint, daß sie dessenungeachtet von Menschen ohne Nachtheil genossen werden kann, wie der sogenannte gute Heinrich aus derselben Gattung, was aber wegen ihres betäubenden, dem des Stechapfel ähnlichen Geruches nicht oft geschehen wird; wahrscheinlich wird das Gift beim Kochen durch die Hitze zerstört, wie bei dem Schweinsbrode, und wäre im rohen Zustande das Gewächs auch für den Menschen giftig. „Saukirsche" ist ein Name der gefürchteten Toll- oder Wolfskirsche, und „Saubeere" für den giftigen Nachtschatten mit schwarzen Beeren. „Saurebe" oder „Sauwurz" nennt man öfters die Zaunrübe (Bryonia), deren Wurzel, Beeren und Blätter ein drastisches Gift enthalten, und welche auch Hundsrübe genannt wird. „Sautäubling" heißt der rothe Täubling, ein giftiger Blätterschwamm, welcher Brechen erregt (Agaricus emeticus). Es ist nicht zu übersehen, daß in diesen letzten Zusammensetzungen, wie in dem früher angeführten Sauauge, der derbere Ausdruck Sau eingeführt ist, worin eine verhaltene Wuth liegt und in der Schwebe gelassen wird, ob die so benannten Pflanzen als Gift für das Schwein gekennzeichnet oder nur mit einem möglichst verächtlichen Namen belegt werden sollen. „Sautanne", auch wieder „Saugras", heißt ferner der Sumpf- oder „Schweineporst" (Ledum palustre), ein wohlriechendes Sträuchlein mit rothen Blüthen und Blättern, die fast so schmal sind, als die Nadeln einer Weißtanne; alles Vieh meidet diese Pflanze. Auch der Bärlapp mit seinen schmalen Blättchen, welcher das Lykopodium liefert, wird manchmal „Sautanne" genannt, wo dann der Ausdruck nichts weiter heißt, als unächte, falsche Tanne, zu vergleichen mit Schweinmöhre. Der letzte Namen führt uns weiter auf einige Pflanzen, wo das vorgesetzte Sau unedle Arten oder

Abarten gegenüber edleren bezeichnet. So sagt man „Sauapfel“ und „Saubirne“, wofür man feiner Holzapfel und Holzbirne spricht, und hiebei kann man noch an die Verwendung zur Schweinemast denken. Aber von all diesen, etwas schroff klingenden Zusammensetzungen ist keine so vornehm geworden und so ohne Rückhalt in die Schriftsprache übergegangen, wie „Saubohne“, um die bekannte, bohnenartige Pflanze, die eigentlich eine Wickenart ist, im Gegensatze zur ächten Bohne oder Phaseole zu bezeichnen. Der anständigste Namen dafür lautet Puffbohne, und es liegt eine wahre Umkehrung der Begriffe darin, daß man gegenwärtig die besseren Sorten, welche zu Gemüse dienen, gerade Saubohnen im engern Sinne heißt, die schlechtern aber Pferdebohnen.

Eine vierte Abtheilung von Naturkörpern ist nach ihrem widrigen Geruche benannt worden, welcher an das Schwein erinnert: „Schweinsalat“ und in der botanischen Kunstsprache Hyoseris, verstärkt „stinkender Schweinsalat“, ist eine der Schweinblume und dem Ferkelkraut ähnliche Pflanze und hat ihren üblen Namen von dem widerwärtigen Geruche der Wurzel und ihrer in Querstücke getheilten, auf dem Boden liegenden Blätter bekommen. „Sauknoten, Sauranke“, auch wieder „Sauwurz“, heißt die knotige oder gemeine Braunwurz (Scrophularia nodosa) von einem üblen Geruche, den sie erst beim Zerquetschen entwickelt. An die vielen Pflanzen reiht sich hier auch ein Mineral an: „Schweinstein“ heißt der Stinkkalk, eine Kalksorte, welche beim Reiben oder Uebergießen mit einer Säure einen unangenehmen Geruch entwickelt, welcher durch eingemengtes Erdharz verursacht wird.

Noch sind einige Küchenausdrücke übrig. Etwas „Schweinernes“ heißen die Garköche in Süddeutschland im Allgemeinen die Speisen aus kaltem Schweinefleische. Unter diese Rubrik fällt der „Schweinskopf“, den wir jetzt zum dritten Male anführen,

und welcher im gehackten und eingemachten Zustande auch die dichterisch-bildliche Benennung „Schweinskäse" erhalten hat; ferner der „Säusack", wie Köche und Metzger in andern Gegenden den ebenfalls kalten, mit Speckschwarte u. s. w. gefüllten „Schweinsmagen" oder Schwartenmagen heißen. Dagegen kömmt warm auf die Tafel der gefüllte, abgekochte „Saumagen". Auch unter diesen Küchenausdrücken finden wir merkwürdiger Weise bildliche Anwendungen. Gerade den letzten Ausdruck „Saumagen" gebraucht man in dem an derben Kraftworten so reichen Elsaß für Kinderhäubchen in ihrer einfachsten Form, die allerdings an das namengebende Vorbild erinnert, wenn sie hübsch gebügelt und zusammengelegt sind, und wie die Mutter Alles, was ihr liebes Kindchen umgibt, zärtlich verkleinert, so spricht sie in dieser ächt deutschen Provinz auch von einem „Saumägelchen". Erst ist es ein allerliebstes Saumägelchen, wie aber das Kind wächst, wird allmählich ein Saumagen daraus. Ferner heißt man „schweinernes Brätlein" im südlichen Bayern einen als Ziergewächs hie und da bei uns eingewanderten Strauch aus Chili, der auch Hammerstrauch genannt wird, mehr für Treibhäuser als ins Freie geeignet (Cestrum parqui). Die großen schmutzig weiß und gelben Blumen riechen sehr angenehm, aber nur bei Nacht; die drei Zoll langen Blätter dagegen entwickeln, wenn man mit den Fingern daran reibt, einen Geruch, der täuschend an Schweinebraten erinnert. Es ist übrigens eine Giftpflanze aus der Familie der Nachtschatten, und die so eigenthümlich einladend duftenden Blätter können Kindern den Tod bringen.

Außer den genannten gibt es noch zahlreiche Zusammensetzungen, in deren Gebiet wir uns jedoch Anstands halber nicht weiter versteigen wollen; nur eine sei uns noch erlaubt zu nennen, die zierlichste davon, den berliner-sächsischen „Schweinehund", welchen jener Eckensteher berühmt gemacht hat, indem er seinem Kameraden für eine wohlfeile Eisenbahnfahrt den Rath gab, die

Taxe erst für ein Schwein, dann für einen Hund zu bezahlen und Beides zu addiren. Ein etwas derbes Umstandswort „sauwohl" gebrauchen besonders die Schwaben gerne, welche auch im Stande sind, ihren Gefühlen für ein reizendes Mädchen damit Ausdruck zu verleihen, daß sie es „saumäßig schön" finden. Göthe hat dieses Wohlseyn dichterisch umschrieben und gesteigert, wo er die Studenten in Auerbachs Keller sagen läßt:

Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!

Wir haben jetzt noch Einiges aus dem Leben des Schweines durchzugehen, wie es in Sprüchwörtern sich abspiegelt, welche wir mit Auswahl aufnehmen. Fangen wir noch einmal mit dem jungen Thiere an, so heißt es: „Wo der Ferkel viel sind, da ist das Gespül dünn", oder: man muß sich nach der Decke strecken. Da man die Ferkel in Säcken zu transportiren pflegt, so sagt ein anderes Sprüchwort: „Wem das Ferkel geboten wird, soll den Sack bereit haben", oder in dichterischem Gewande:

Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da!

Ehe wir das Ferkel ganz verlassen, müssen wir der Vollständigkeit halber noch erwähnen, daß man in den Ländern, wo das französische Recht eingeführt ist, die sogenannten Geschäftsleute, welche untergeordnete Rechtshändel, Geldgeschäfte u. dgl. besorgen, mit dem Spottnamen „Ferkelstecher" belegt hat wegen des leichten, müheloſen Gewinnes, den sie in vielen Fällen zu machen verstehen.

Gehen wir an das erwachsene Thier, so ist und bleibt es ein unedles, wegen seiner fehlerhaften Eigenschaften andern Hausthieren gegenüber verachtetes Geschöpf: „Sattel eine Sau, es wird kein Zelter daraus!" „Ihr sollt die Perlen nicht vor die Säue werfen" sagt auch der göttliche Stifter des Christenthums, wo er die Ausbreitung seiner Lehren ins Auge faßt, und „ein

schön Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem güldenen Halsbande" sagt Salomo voll heiligen Eifers. Mit dem Alter wachsen die Laster. „Alte Schweine haben harte Mäuler"; damit werden die Liebhaber schlüpfriger Unterhaltungen gezüchtigt.

Widerwärtig ist das langgezogene Geschrei, welches die Schweine oft verführen, am meisten bei dem Schlachten: „Die Sau singt nicht wie ein Zeislein". „Viel Geschrei nnd wenig Wolle, sagte der Teufel, da er ein Schwein schor"; hier war er indessen ein dummer Teufel, denn er hätte wissen können: „Es ist nicht noth, daß man die Säue schere, weil man sie brühen und sengen kann". Vor dem Brühen werden sie, wie es von den Ferkeln schon angeführt worden ist, gestochen, und ein Schweinemetzger wird Dir darüber die Vorschrift geben: „Kraue die Sau, bis sie liegt, dann gib ihr den Stich"; es ist dieß zugleich die in ihrer unverschämten Nacktheit erschütternde Vorschrift kalt berechneter Hinterlist.

Durch Homer und seinen Uebersetzer Voß veredelt und verewigt ist „der göttliche Sauhirt". Ein gemeinschaftliches Hüten der Schweine wird als Zeichen des höchsten Grades von Vertraulichkeit angesehen. „Wo haben wir denn zusammen die Schweine gehütet?" so weisen wir den Aufdringling zurecht, welcher die hergebrachten Formen eines anständigen Umganges in grober Weise verletzt. Als ein Gerichtsbeamter einen ehrbaren Fabrikarbeiter, welcher als Zeuge vorgeladen war, in öffentlicher Sitzung mit Du ansprach, beschämte dieser den Richter mit der trocknen Anrede: „Ich wüßte nicht, daß wir schon mit einander die Schweine gehütet hätten!" Und nun vor dem Abschiede von dem Leser noch einen guten Rath mit auf den Weg: „Mische Dich nicht unter die Kleien, sonst fressen Dich die Schweine!"

8. Der Hund.

Der Hund wird unter die Raubthiere gerechnet, deren körperliche Merkmale er an sich trägt und deren Charakter derselbe doch auch als Hausthier nicht verläugnet, in der einen Rasse mehr, in der andern weniger. Wild kommt er nirgends mehr vor; sein Vaterland läßt sich also nicht bestimmen; was man öfters für wilde Hunde hält, das sind nur verwilderte, und herrenlose Hunde treiben sich schon in Griechenland und in der Türkei herum, sogar in den Straßen der Hauptstadt Konstantinopel.

Inniger als irgend ein Thier schließt sich der Hund an den Menschen an, er vertheidigt Leben und Habe seines Herrn mit seinem eigenen Leben, was kein anderes Thier thut, ja er erräth die gute und schlechte Laune seines Besitzers und ist bestrebt, sich danach zu fügen und zu schmiegen, daher auch ein Sprüchwort sagt: „Der Hund weiß seines Herrn Willen wohl". Sobald er eine verdächtige, überhaupt nur fremde Persönlichkeit gewahr wird, ja beim leisesten Geräusche fängt er an zu bellen und sucht vor der Gefahr zu warnen. Wenn sie einmal die Kinderschuhe ausgetreten haben, kann man sich sicher auf sie verlassen. Darum

spricht das Volk: „Wenn ein alter Hund bellt, soll man hinausschauen“, und „ließe der Dieb sein Stehlen, der Hund ließe sein Bellen“. Indessen „sind doch nicht Alle Spitzbuben, die von Hunden angebellt werden“. Wenn ein Hund nur von Weitem einen Kameraden bellen hört, fängt er auch an, und so wälzt sich oft bei stiller Nacht das Gebelfer in die Runde von Haus zu Haus, von Hof zu Hofe, gleichsam wie der Anruf der Schildwachen. „Bellt Ein Hund, so klaffen sie alle“, dadurch ist schon Manchem sein ehrlicher Name abgeschnitten worden. Vom Bellen kommt's auch zum Beißen, besonders wenn die Hülfe abgezogen ist: „Den Letzten beißen die Hunde“. Es gibt aber gerade auch Rassen und Individuen, welche ihren ganzen Heldenmuth mit Bellen beweisen, von diesen gilt: „Bellende Hunde beißen nicht“; wie Mancher, der hinter einem Glase Bier den Eisenfresser spielt, macht nur die Faust im Sacke! Wenn man das Mißgeschick hat, von einem Hunde gebissen zu werden, so sind zur Heilung der Wunde der alten Vorschrift nach Hundshaare aufzulegen: „Hundsbiß heilt Hundshaar“, ein frühzeitiger Anklang an die Homöopathie. Uebrigens, weiß das Volk recht gut, wie rauh das Haar des Hundes ist; denn wenn es von einem rauhen Schicksale verfolgt wird, so pflegt es zu sagen, es gehe ihm „hundshärig“.

Das einfachste Vertheidigungsmittel eines harmlosen Wanderers gegen einen kläffenden und die Zähne fletschenden Hund ist, mit einem Steine danach zu werfen, wovor sogar die wilden Hunde in Griechenland Respect zeigen; aber „Wer nach jedem bellenden Hunde werfen will, muß viel Steine auflesen“. Dagegen „wirfst du den Hund mit einem feisten Beine und den Bettler mit einem Pfennig, so kommt er wieder“. Im Uebrigen „laß die Hunde bellen und die Leute reden“, wenn Du ein gutes Gewissen hast; sieh hinauf an den nächtlichen Himmel, „was kümmert's den Mond, wenn ihn die Hunde anbellen?“ Auf der andern Seite sind gerade die Hunde, welche nicht bellen, wenn

sie so verdächtig umherschleichen, manchmal die unheimlichsten: „Stumme Hunde und stille Wasser sind gefährlich“.

Außer zum Bewachen des Hauses richtet man den Hund zum Hüten der Heerden ab, und wie er überall treu ist, so ist er auch ein treuer Hüter: „Wenn der Hund wacht, mag der Hirte schlafen“; dagegen: „Wenn die Hunde schlafen, hat der Wolf gut Schafe stehlen“. Und doch sagt eine weise Vorschrift: „Man soll schlafende Hunde nicht wecken“, das ist aber ein ganz anderer Fall, wenn man sich nämlich selbst vor ihnen zu hüten hat, wie Schiller in höherer Potenz singt: Gefährlich ist's, den Leu zu wecken!

Unter den Sinnen des Hundes ist am feinsten der Geruch, und er leitet ihn sicherer als das Auge. Vermittelst desselben kann er die Spur des Wildes verfolgen; wir schreiben auch Policeimännern eine „Hundsnase“ zu, und nennen sie die „Spürhunde der Gerechtigkeit“. Aber „ein Hund, so nicht auf Einer Spur bleibt, fängt weder Hirsch noch Hasen“. Dieß braucht man indeß bei einem dressirten Jagdhunde nicht zu fürchten, und sind ihrer vollends mehrere, dann erweist sich die alte unerbittliche Wahrheit: „Viele Hunde sind des Hasen Tod“; nur wenn einer Jahre lang der Gefahr ins Auge geschaut hat, wenn er „mit allen Hunden gehetzt“ ist, dann entwischt er zuweilen jeder Jagd, welche auf ihn gemacht, und entzieht sich jeder Schlinge, die ihm gelegt wird. Es ist eine anstrengende, aber stärkende Lebensweise, welche die Jagdhunde führen, fett werden sie nicht, daher reimt man:

Dürr und gesund
Läuft hindurch wie ein Jägerhund.

Vom Einhalten einer bestimmten Essenszeit kann da weder beim Hunde noch bei dem Jäger die Rede seyn:

Ein Jäger und sein Hund
Essen zu jeder Stund'.

Häufig werden die Hunde bei Tage, zu Hause oder sonst angebunden oder an eine Kette gehängt, theils um die Hunde selbst am Fortlaufen zu hindern, theils um die Aus- und Eingehenden vor ihren Angriffen sicher zu stellen. Die Entziehung der Freiheit ist eine große Qual für sie, besonders bis sie sich einmal daran gewöhnt haben, und sie versuchen alles Mögliche, sogar Zweckloſe, um sich von der Kette loszumachen; aber „der Hund wird nicht ledig, ob er gleich in die Kette beißt", wie wir beim Pferde gehört haben: In den Zaum beißen hilft nicht. Wenn es aber nur ein Strick ist, an dem wird namentlich ein fremder Hund so lange zerren und nagen, bis er ihn durchgebracht hat; denn wie „der Hund nur auf seinem Miste tapfer ist", ähnlich dem Hahne, kleinlaut aber in fremdem Hause, so verleiht ihm hier die Anhänglichkeit an seine Heimath ungewöhnliches Maß und Ausdauer der Kräfte: „Wer fremden Hund anbindet, gewinnt nichts als den Strick". Wir kommen hier zum dritten Male an den Strick, welchen wir zuerst beim Pferde und später bei der Kuh gehabt haben; der Unglücksvogel flucht seinem Geschicke mit den Worten: „Wenn der Teufel den Hund geholt hat, hol' er auch den Strick", wie es das gleichlautende Sprüchwort von dem Gaule gibt. Wie wir oben gehört haben, daß man einen Hund nicht mit fetten Knochen werfen darf, wenn man ihn sich vom Halse schaffen will, so sagt hier der Volkshumor: „Ein Hund ist nicht lange an eine Bratwurst gebunden".

Dieß führt uns auf die unersättliche Freßgier und Lüsternheit des Hundes, wodurch er das schöne Bild wieder verwischt, welches dessen Treue in uns erweckt hat. So spricht man ganz ähnlich wie vorhin: „Die Bratwurst sucht man nicht im Hundestall". Allerdings hat der Hund auch manchmal nur den Sündenbock zu machen: „Wenn man selber nicht hangen will, muß der Hund die Wurst gestohlen haben", wie bei den Schäfern immer der Wolf die Schafe gestohlen hat. Aber es ist ja bekannt, ein

Hund läßt sich nichts Eßbares mehr nehmen, was er einmal erwischt hat: „Es ist bös dem Hunde das Bein abjagen“; nämlich: „kein Hund läßt sich ein Bein nehmen, er knurre denn“, und da es vom Knurren, wenn man nicht nachgibt, wie vom Bellen zum Beißen kömmt, so lehrt die Vorsicht: „Man lasse dem Hunde den Knochen, so bleibt man ungebissen“. Dabei mischt sich nun der Neid ins Spiel, wovon die Hunde eine gute Portion besitzen:

Zwei Hunde an einem Bein
Kommen selten überein.

Schon die bloße Aussicht, welche der eine hat, einen guten Bissen zu erschnappen, ist dem andern ein Dorn im Auge: „Es ist einem Hunde leid, wenn ein anderer in die Küche geht“. Im nämlichen Sinn ist es auch richtig: „Ein Haus kann nicht zwei Hunde nähren“, wie sich zwei Hähne auf einem Miste nicht vertragen. Von dieser Lüsternheit der Hunde nun haben die Weiberfeinde ihre boshafte Anwendung gemacht in dem Verschen:

Es lüstet sie alle zu heirathen,
Wie den Hund nach Osterbraten!

Die genannten Eigenschaften erniedrigen den Hund sehr in unsern Augen, des Kriechens und Schweifwedelns ist gar kein Ende, so lang man ihm etwas zu fressen gibt, man muß einmal abbrechen:

Man gibt den Hunden nicht so viel,
Als sie heischen mit des Schweifes Spiel.

Wie der Hund mit seiner Gefräßigkeit den Sündenbock machen soll, so muß die nämliche Sünde auch den Vorwand herleihen, wenn man ihm selbst übel gesinnt ist und eine Gelegenheit sucht, sich an ihm zu reiben: „Wenn man den Hund schlagen will, so hat er Leder gefressen“. Zur Erläuterung dieses Sprüchworts ist zu bemerken, daß die Freßgier allerdings den Hund so weit bringt, sich am Leder zu vergreifen, wie er auch

unter Anderem faules Fleisch sehr liebt und das artigste „Schooßhündchen“ sich mit Behagen auf dem Luder wälzt. Selbst was am Ekelhaftesten von dieser Gier ist, hat das Volk aufgegriffen: „der Hund frißt wieder, was er gespieen hat“. Dieses schimpfliche Bild hält der Apostel Petrus für nothwendig, um seinen heiligen Zorn über die Bekehrten und Wiederabgefallenen auszudrücken. Einen besondern Appetit zeigen die Hunde auch nach den Fliegen, und es belustigt uns oft, wie sie danach schnappen. Der sinnige Beobachter denkt beim Zusehen an den ungeheuren Abstand zwischen dem großen und kleinen Thiere und philosophirt: „Ein Hund schnappt nach einer Fliege!“ so hätte man sagen können, als Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich Dänemark mit Krieg überzogen, trotz der gerechten Ursache. Wenn aber der Hund einmal behaglich hinter dem warmen Ofen liegt, während es draußen stürmt und weht, so muß man ihm einen auserlesenen Bissen vorhalten, wenn man ihn wieder in die Höhe bringen will, sonst schüttelt er vornehm den Kopf und sagt: „Damit lockt man keinen Hund vom Ofen“; und wenn man gar Gewalt brauchen will, so fährt er zornig empor und brummt: „Das ist ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagen soll!“

Wenn man den Hund auf unrechten Wegen ertappt, so ist nichts besser, als eine Portion Wasser oder dergl. über ihn herzuschütten, besonders wenn man es unbemerkt aus einem Verstecke thun kann; da wird er den Schweif einziehen und eine erbärmliche Figur spielen. Daher sagt man: „Begossene Hunde fürchten das Wasser“ und von einem Menschen, der auf ähnliche Weise unangenehm überrascht worden ist: „Er läßt den Schwanz hängen wie ein begossener Hund“. Es ist viel mehr der Schrecken und das schlechte Gewissen, was die Hunde hier so furchtsam macht, als die Nässe, denn aus dem Naßwerden bei andern Gelegenheiten, z. B. wenn es regnet, machen sie sich so wenig, daß wir von Demjenigen, der sich über Alles, über Unglück und

sogar Schimpf hinauszusetzen weiß, zu sagen gewohnt sind: „Er schüttelt es ab wie der Hund den Regen“.

Wenn ein Hund bösartig und bissig ist, so gibt es zwei Regeln, wie man sich seiner erwehren kann. Die erste lautet: „Zu einem bösen Hunde gehört ein Knüppel“, das ist der Grundsatz unbefangener Geradheit und Derbheit, welche sich an keine Rücksichten bindet. Wer aber mit diesem Verfahren schon unangenehme Erfahrungen gemacht hat im Leben, der kommt zu der Ueberlegung, daß man lieber etwas zu viel thut, um sich einen lästigen Verfolger vom Halse zu schaffen: „Einem bösen Hunde muß man ein Stück Brod ins Maul halten oder man gibt ihm einen Knochen mehr“. Wenn beide vorigen Regeln überflüssig erscheinen, wenn man sich unbedingt Herr weiß, gibt man dem Hunde, der bissig wird, besonders seinem eigenen, einen Tritt, welcher, wie das Begießen mit Wasser, um so mehr Eindruck machen wird, je unversehener er kömmt. „Er kam dazu, wie der Hund zum Tritt“ sagen wir z. B. wenn Jemand unversehens unter eine Gesellschaft von geladenen Gästen geräth, die Hausfrau bietet ihm aus Artigkeit einen Stuhl an, und der Stegreifgast unterhält sich und andere nun allenfalls besser, als die ursprünglich geladenen. Was widerfährt denn dem bösartigen Hunde von seines Gleichen? Man höre: „Böse Hunde haben ein verbissen Fell“, dagegen „listige Hunde zerbissene Ohren“. Auch hier kömmt, wie oben, die List besser durch als die Geradheit. Wehe aber dem, der bei einem Streite der unterliegende Theil ist: „Liegt der Hund, so beißen ihn alle!“

„Hunde“ heißen auch die Bergleute ihre Karren, womit sie die nützlichen Gesteine und Erze zu Tage fördern, und welche schon lange in Schienen liefen, ehe es oberirdische Eisenbahnen gegeben, und „Wasserhunde“ werden die Pumpen genannt, welche in den Schachten der Bergwerke angebracht sind, um das Grubenwasser zu entfernen. Es sind dieß bildliche Namen, bei welchen

wohl die angestrengte, treue Arbeit eines Hundes vorgeschwebt hat, welche er z. B. leistet, wenn man ihn zum Treten eines Rads oder Blasebalgs, als Zugthier u. s. w. verwendet, und von welcher auch der Ausdruck „sich plagen oder schinden wie ein Hund" Zeugniß gibt. So reden wir auch von einer „Hundearbeit" und verstehen darunter eine beschwerliche und niedrige Arbeit. Schon durch das bloße Hin- und Herlaufen, wobei er den Weg seines ruhig dahinschreitenden Herrn gewiß dreimal macht, muß der Hund sich sehr ermüden. „Ich war müde wie ein Hund", sagt Heine irgendwo in seinen Reisebildern, und, setzt er dann hinzu, schlief wie ein Gott. „Hundemüde" fühlt sich der fleißige Arbeiter, Geschäftsmann oder Beamte am Abend, „hundemüde" der Spaziergänger, wenn er einen größeren Ausflug gemacht hat, „hundemüde" bekennt sich sogar heimlich die Tänzerinn, welche den ganzen Abend wie eine Sylphide dahingeschwebt ist, am Ende des Balles. Noch eine Stufe weiter gehen die Ausdrücke „hundeübel" für einen hohen Grad von Uebligkeit, und „hundeschlecht", das Letztere auch von moralischem Uebelbefinden. In der Studentensprache bezeichnen die Ausdrücke „auf den Hund kommen, auf dem Hunde seyn" zunächst eine Geldverlegenheit, dann auch sonstige leibliche und geistige Noth. Diese Redensarten sind nicht so fast in die Volkssprache übergegangen, als sie vielmehr ursprünglich daraus abzustammen scheinen. Es gibt schon ein altes Sprüchwort, wo es heißt: „Da kommst Du vom Hunde auf den Bettelsack".

In der Naturgeschichte hat der Hund als Vorbild gedient bei der Namengebung einiger Thiere. „Fliegender Hund" heißt eine große Gattung von Fledermäusen auf den Südseeinseln, welche, abgesehen von der Flughaut, beinahe die Gestalt eines Hundes hat und am wenigsten häßlich unter ihren Verwandten erscheint. Er lebt, anders als die einheimischen Flatterthiere, nur von Pflanzensäften und Früchten. „Seehund" heißt ein bekanntes

Meeresthier, dessen Kopf einem Hundskopfe mit stumpfer Schnauze gleicht. Er ist ein fischfressendes Thier, welches unvollkommen entwickelte Vorderfüße und nach hinten ausgestreckte Hinterfüße hat. Die Physiognomie dieser Thiere ist ausdrucksvoll und gutmüthig, ihre Seelenfähigkeiten sind groß, sie werden leicht zahm und kommen auf den Ruf. Die Seehunde sind für die Bewohner der Polarländer unentbehrlich, und die Existenz des Grönländers und Eskimos ist ganz an diese Thiere geknüpft, von welchen sie auch alle Theile benützen. „Stachelhund", auch „Sauhund" oder „Hundshai", auch lateinisch Squalus canis und canicula, heißen zwei Arten Haifische, welche drei bis sechs Fuß lang werden, schon in der Nordsee und im Mittelmeere vorkommen, sehr gefräßig sind und selbst Menschen anfallen. Die Aehnlichkeit mit einem Hunde beschränkt sich bei diesem Fische noch mehr, wie bei der vorigen Gattung auf die stumpfe Schnauze. Die Haut ist, wie bei allen Haifischen, rauh anzufühlen gleich einer Feile, daher rührt die Zusammensetzung Stachelhund; es sind aber keine wirklichen Stacheln, sondern eine Art feiner Schmelzstückchen vorhanden. „Steinhund" ist ein nicht sehr bezeichnender Name für das Wasserwiesel oder den Nörz (Mustela lutreola), welcher bei uns nur in Schlesien, häufiger im nördlichen und östlichen Europa gefunden wird und ein der Otter nahe kommendes, geschätztes Pelzwerk liefert. Mit dem Hunde stimmt er eben im allgemeinen Körperbaue überein, da beides Raubthiere aus der Abtheilung der Zehengänger sind; die erste Sylbe des Namens Steinhund erinnert an den in diese Gattung gehörigen Steinmarder.

Wie einen „Hundshai", so gibt es auch einen „Hundsaffen", d. i. einen hundsköpfigen Pavian, und beide sonst so verschiedenen Thiere, werden, so wie drittens der fliegende Hund, auch „Hundskopf" genannt. Schon bei den Alten hieß der angeführte Pavian Cynocephalus und spielte bei den Aegyptern

eine wichtige Rolle; man findet sein Bild häufig in ägyptischen Hieroglyphen. Sein gegenwärtiger Name in der wissenschaftlichen Sprache lautet vollständig Cynocephalus Hamadryas. So heißt auch „Hundsigel" der einheimische Igel mit einer Hundsschnauze, es ist keine eigene Art, sondern das Männchen.

Andere mit dem Worte Hund gebildete Zusammensetzungen beziehen sich auf die Eigenschaften des Hundes, von denen wir zum Theile noch ausführlicher sprechen müssen. Den Charakter des Raubthieres hat die Wortbildung „Bluthund" im Auge. Ich glaube nicht, daß man dabei an die eben so benannte Hundsrasse zu denken braucht, welche die entmenschten americanischen Pflanzer mit so empörender Grausamkeit zur Hütung ihrer Sklaven anwendeten; der Ausdruck Bluthund erklärt sich von selbst. Die Geschichte hat einigen Personen das Brandmal dieses Namens aufgedrückt, als dem Kaiser Nero, Herzog Alba, vor Allem aber dem Schreckensmanne Robespierre. Zu verwundern ist es, daß die vielen Vorzüge des Hundes nicht seinem Namen zu ähnlicher Ehre verholfen haben, wie z. B. jenem des Lammes als Opferlamme, und wenn Heine anderswo einmal den alten, treuen deutschen Hund in Schutz nimmt, von welchem die Fürsten glaubten, er sei plötzlich toll geworden und schnappe nach ihren geheiligten Waden, so ist das doch nur ein halbes Compliment, bei welchem der Pferdefuß hervorguckt.

Der Hund schmeichelt und wedelt seinem Herrn, auch wenn er ihm eben erst Schläge gegeben hat. Man verlangt dieß von einem gut dressirten Hunde, eben weil es in der Natur desselben liegt, ja das Gegentheil, daß ein Hund nach erhaltener Züchtigung fortläuft, wird in Verbindung mit andern Umständen als ein Symptom der fürchterlichen Hundswuth angesehen. Es gibt kaum etwas Erbärmlicheres, als etwa einen Pinscher, der nach zuerkannter und exequirter Prügelstrafe, oder wenn ihm die Hundspeitsche angemessen worden ist, gar nicht weiß was Alles

beginnen, um sich wieder in Gunst zu setzen; natürlich also, daß uns das Bild des Hundes für die Begriffe der Feigheit, Niederträchtigkeit, ja Gemeinheit und Schlechtigkeit so geläufig ist. In der christlichen Symbolik gilt der Hund als ein so gemeines Thier, daß er nur an der Außenseite der Kirchen angebracht erscheint. Schon der gewaltige Bergprediger sagte: „Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben!" „Hund" ist ein Unname in diesem Sinne, verstärkt „gemeiner Hund, schlechter Hund", wovon es auch die Ableitung „hündisch" gibt; die Muhammedaner gebrauchen ihn auch zur stereotypen Bezeichnung für die Giaurs, die Christenhunde, wie sie sich ausdrücken. So heißen wir auch ein schlechtes Bett ein „Hundebett", schlechte Speisen ein „Hundefressen", ein elendes Zimmer oder Gefängniß ein „Hundeloch" oder einen „Hundestall", schlechte Bezahlung ein „Hundegeld", indem wir mehr oder weniger deutlich an den Hund selbst und seine Ansprüche denken. Von Zusammensetzungen, wo Hund das Grundwort ist, gehört hieher „Lumpenhund", welche, wenn ich nicht irre, durch Abraham a St. Clara in die Schriftsprache eingeführt worden ist, wo er in seiner Weise reimt: Statt zu seyn lumina mundi, seid ihr Lumpenhundi! Auch der sächsisch-preußische „Schweinehund" sei hier wiederholt erwähnt, mit welchem vor einiger Zeit ein adeliger Hans das eigenthümliche Vorspiel zur ersten Aufführung der Zukunftsmusik von Tristan und Isolde gegeben hat.

So sehr hat sich der Begriff der Ehrlosigkeit an den Namen des Hundes geknüpft, daß das Führen oder Tragen von Hunden im Mittelalter als entehrende Strafe, wenigstens für Adelige, angewandt worden ist. So wurde der rheinische Pfalzgraf Hermann von Staleck durch Kaiser Friedrich I. 1155 auf dem Reichstage zu Worms wegen seiner Gewaltthätigkeit gegen den Erzbischof von Mainz zur Strafe des Hundetragens verurtheilt. „Du wirst noch Hunde führen müssen" sagen wir auch

heute noch zu dem Sinnlosen, der Vermögen und Ehre in die Schanze schlägt, ohne an die Zukunft zu denken, oder zu dem Hochmüthigen, welchem alle Arbeit entehrend vorkommt. Sogar an bestimmte Orte bindet sich noch das Gedächtniß dieser eigenthümlichen Strafe. „Er muß Hunde führen bis Bautzen" sagt man im ganzen übrigen Deutschland, nur in der Rheinpfalz besitzt der kleine Ort Enkenbach dieselbe Erinnerung. Dieses Enkenbach ist ein Dorf, ehedem Sitz eines Klosters, woher es noch eine Kirche mit sehr schönem Portale besitzt, zwei Stunden von Kaiserslautern, in welcher letzteren Stadt derselbe Friedrich Barbarossa eine Burg hatte und sich zeitweilig aufhielt. Auch Becker sagt in seinem Werke, Die Pfalz und die Pfälzer: Auf mittelalterliche Strafen scheint das oft gehörte Sprüchwort „den Hund tragen bis nach Enkenbach" Bezug zu haben. Es ist also wohl denkbar, daß Enkenbach dazumal von dem Kaiser als das Ziel bestimmt wurde, bis wohin von Kaiserslautern aus der Hund zur Strafe zu tragen war.

Unter den Ableitungen von dem Worte Hund finden wir die Vorstellung der Ehrlosigkeit mit einer von dunkler Herkunft verwebt, welche in den Ordensregeln des Zweikampfes eine traurige Classicität erlangt hat und fast nur in der Männerwelt bekannt ist, nämlich mit dem Ausdrucke „Hundsfott", welcher nach der Ansicht einiger Sprachlehrer aus Hundsvogt, so viel wie Hundswärter, entstanden seyn soll, wobei also wieder in der Bedienung eines Hunds etwas Entehrendes gefunden würde. Daneben ist die Zusammensetzung „Hundsjunge" zu stellen, welches die nämliche doppelte Bedeutung hat, außerdem aber auch zur Bezeichnung eines ordinäre Dienste leistenden Jungen gebraucht wurde. Der bekannteste Hundsjunge ist derjenige der Karlsschüler durch Laube's Drama geworden. Jetzt hat der Ausdruck seine ehrliche Bedeutung vollends verloren, und man hält es für unehrenhaft, Jemandem „den Hundsjungen zu machen". „Hunds-

begräbniß" hieß zu gewissen Zeiten die unehrliche Beerdigung der Ketzer auf dem Anger.

Sonst pflegt Hund in solchen Zusammensetzungen, besonders in Pflanzennamen, das Gemeine gegenüber einer edleren, schöneren Art zu bezeichnen, z. B. in „Hundsrose, Hundsveilchen, Hundsvergißmeinnicht, Hundslauch, Hundspflaume, Hundsdürlitze". Daran schließen sich noch folgende Ausdrücke, die einer kurzen Erläuterung bedürfen, indem die Pflanzen nicht mehr den Namen derselben Gattung, sondern bloß einen ähnlichen, manchmal ziemlich fernliegenden tragen: „Hundspetersilie" heißt sehr häufig der kleine Schierling oder die Gleiße, welche Giftpflanze sich allerdings mit der Petersilie leicht verwechseln läßt, sogar oft in Gärten mitten unter derselben wächst. Man unterscheidet jedoch die Hundspetersilie durch ihre nur einjährige Dauer, weiße Blumen statt der grünlichgelben der Petersilie u. a. „Hundsnelke" wird öfters das Seifenkraut genannt im Gegensatze zu den schönen und wohlriechenden Nelken nebst Federröschen, mit welchen es in eine Familie gehört. „Hundsmelde" heißt bald der stinkende Gänsefuß (Chenopodium vulvaria), bald auch der gute Heinrich oder die Lämmerohren, Beides gemeine meldenähnliche Pflanzen. „Hundskohl oder Hundskraut" ist eine sehr gebräuchliche, aber weniger bezeichnende Benennung für ein lästiges Unkraut, welches mit seinem eigentlichen Namen Bingelkraut, nach einem andern Hausthiere aber, wie wir früher gehört haben, auch Kuhkraut heißt. „Hundslattich" ist einer der zahllosen Namen des zuletzt als Schweinblume erwähnten Löwenzahns und besser gewählt als Hundskohl, da zwischen Lattich und Löwenzahn eine Familienverwandtschaft besteht. „Hundsgras" heißt das Knäuelgras (Dactylis glomerata), eine sehr gute Futterpflanze, welche diesen Namen wohl ihrer Gemeinheit, d. h. ihrer allgemeinen Verbreitung zu danken hat. Bekanntlich fressen auch die Hunde zeitenweise Gras, was ihnen aber nicht immer gut thut, daher gibt es auch

ein Sprüchwort: „Es wird dir bekommen, wie dem Hunde das Gras". „Hundsdistel, Hundsdille, Hundsblume" sind lauter Benennungen für die „Hundschamille" oder gemeine Chamille, welche im Gegensatze zur römischen Chamille so benannt wird und früher als Ochsenauge vorgekommen ist. „Hundsbeere oder Hundskirsche" heißt zunächst die Frucht, dann auch die ganze Pflanze der einheimischen Heckenkirsche oder des „Hundsbaumes" (Lonicera Xylosteum); sie trägt rothe, ungenießbare, purgirende Beeren. Auch noch andere Pflanzen führen diese beiden Namen. „Hundsapfel" heißt endlich auch der Rosenapfel, d. i. der haarige Auswuchs an den wilden Rosen, welcher durch den Stich einer kleinen Gallwespe verursacht wird.

Viel seltener werden durch solche Zusammensetzungen mit Hund auch unedlere Thierarten bezeichnet. Das bekannteste und vielleicht einzige Beispiel dazu liefert die „Hundsmeise", worunter die Sumpfmeise verstanden wird, ein rothgrauer deutscher Standvogel mit weißem Hals und Kopfe und einem tiefschwarzen Scheitel.

Von den Bezeichnungen, wo Körpertheile, körperliche oder gemüthliche Eigenthümlichkeiten und Producte des Hundes bildlich angewandt werden, ist einer der gebräuchlichsten wieder der Name einer Pflanze, nämlich „Hundszunge": so und schon seit dem Alterthume Cynoglossum heißt eine Pflanze mit hundszungenähnlichen Blättern; dieselben sind nämlich wie breite Bänder gestaltet, welche vorn spitzig zugeschnitten erscheinen. Die Blüthen sind roth oder violett bei der in Deutschland verbreitetsten Art. Das „Hundsauge" bedeutet einen neidischen, habsüchtigen Blick, wie denn bereits vom Neide der Hunde die Rede war; am lebhaftesten ausgemalt ist das Bild von dem hündischen Neide in den zwei Fabeln von dem Hunde auf dem Heubündel, welchen er beansprucht und bellend vertheidigt, ohne doch selbst Gebrauch davon machen zu können, und von dem andern Hunde

mit einem Knochen im Maule, welcher, als er über einen Steg gehend, sein Spiegelbild im Wasser erblickt, den eigenen Knochen fallen läßt, um seinem Doppelgänger den seinigen abzujagen. Außerdem heißt „Hundsauge" auch die Immortelle, eine bekannte, unverwelkliche Pflanze aus jener großen Familie, deren Angehörige mehrfach mit Thieraugen verglichen werden, wie die Namen Kalbs=, Ochsen= und Kuhauge uns gezeigt haben. „Hundskopf" ist schon oben als dreifacher Thiername aufgeführt worden; man heißt auch öfters die Pflanze so, welche gewöhnlicher Löwenmaul genannt wird. „Hundsrippe" oder, wie früher gesagt, Roßrippe heißt der spitzige oder lanzettblätterige Wegerich oder Wegetritt von den Rippen der Blätter. „Hundszahn" ist ein allgemeiner Ausdruck für die Eckzähne, vorzüglich bei den Raubthieren; zweitens bedeutet es ein spitziges Bildhauereisen, und drittens ein Zwiebelgewächs, welches noch im südlichsten Theile von Deutschland vorkömmt und auch in der Kunstsprache Erythronium dens canis heißt. Die Zwiebel ist länglich, fleischig und mit trocknen Schalen bedeckt, welche oben in drei bis vier Zähne gespalten sind, daher der Name. Unmittelbar daran reiht sich das „Hundszahngras", auch in der botanischen Terminologie Cynodon genannt, eine zierliche Grasart, welche bei uns nur in Böhmen, Schlesien und im südlichen Deutschland angetroffen wird. Der Name bezieht sich auf die oft in einem sanften Bogen gekrümmten, schmalen, durch die abstehenden Klappen wie sägezähnig aussehenden Aehren, welche zu vier bis sieben aus Einem Puncte entspringen. „Hundsmilch" ist in einigen Gegenden der gebräuchlichere Namen für die Giftpflanze, welche sonst Wolfsmilch genannt wird. „Hundstrab" heißt der langsame, hüpfende und so dem eines Hundes ähnliche Trab der Pferde im Gegensatze zum eigentlichen, raschen Trabe. „Hundszorn" ist ein Name, welcher von der lebhaften Phantasie des Volkes zeugt, für die Wetterdistel (Carlina acaulis); man stelle sich einen Hund vor, welcher

mit der Schnauze am Boden herumschnuppert, und sich dabei unversehens an den Dornen dieser niedrigen, fast stengellosen Distel sticht, so wird man sich den Hundszorn erklären können.

Noch eine dritte Abtheilung von Ausdrücken steht in einem bestimmten Zusammenhange mit dem Hunde und seinen eigenthümlichen Verhältnissen. „Hundsflechte" oder „Hundsmoos" heißt eine Schildflechte (Lichen caninus L.), weil sie wenigstens früher als Mittel gegen den Biß toller Hunde in Ansehen stand. Dagegen wird „Hundsbiß" hie und da die Herbstzeitlose genannt, indem dabei meiner Ansicht nach der bildende Sprachgeist die Wirkungen des Hundsbisses, welche vollständig einer Vergiftung gleich kommen, mit denen der Giftpflanze vergleicht. „Hundstage" sind die heißen Tage vom 25. Juli bis 25. August, als die Zeit der tollen Hunde, wie es gewöhnlich ausgelegt wird, da die große Hitze die Entstehung der „Hundswuth" befördert; sie hießen übrigens bereits bei den Römern dies caniculares nach der canicula oder dem Hundssterne. Folgerichtig heißt weiter der August „Hundstagsmonat". „Hundstod" und schon bei Dioscorides Apocynum, weil er Hunde und alle vierfüßigen Thiere tödte, ist eine giftige Pflanze, welche nur im südlichsten Theile Deutschlands bei Triest vorkömmt. So gibt es auch einen Wolfstod und einen Schweine- oder Sautod, ebenfalls Giftgewächse. Eine ganz ähnliche Wortbildung ist „Hundswürger", in der Kunstsprache Cynanchum, für eine deutsche Pflanze, welche vorzüglich Gebirgsgegenden angehört, mit weißlichen Blumen, deren Wurzelstock einen zuerst süßlichen, später bitterlich scharfen Geschmack und eine brechenerregende und schweißtreibende Wirkung besitzt.

Schwer zu erklären sind die Wortbildungen „Hundesporn" oder „Hundesattel", auch Katzensporn für die langhaarigen sogenannten Bärenraupen gewisser Nachtschmetterlinge. Da der Hund so wenig wie die Katze Sporen besitzt, und ein weiteres Zubehör

zum Reiten, der Sattel, hier als gleichbedeutend damit auftritt, so scheint die Phantasie des Volks wirklich an das Reiten eines Hunds oder einer Katze zu denken und ihnen dazu ein allerdings „hundemäßiges" Zubehör und einen eben solchen Sitz an einem so haarigen Thierrücken zu verleihen.

Die Hündinn wirft 3—15 Junge, welche blind geboren und erst nach 10—12 Tagen sehend werden, in diesem Umstande erblickt das Volk, von dessen lebendiger Einbildungskraft wir in diesem Artikel schon wiederholte Beispiele gehabt haben, eine Uebereilung, denn es sagt: „Eilte der Hund nicht, so brächte er nicht blinde Junge zur Welt!"

Noch einige Gewohnheiten des Hundes sind uns allen wohl bekannt. Dadurch, daß er nach seinem Körperbaue wohl eine Thürklinke aufdrücken, aber die Thür auch bei dem besten Willen nicht wieder zumachen kann, wird er manchmal unangenehm, besonders bei offenen Fenstern für Leute, die keinen Zug vertragen können, daher sagt das Volk, welches Parallelen zu ziehen liebt: „Edelleute und Hunde lassen die Thür auf". Ferner: „Greift man den Hund beim Schwanze, so knurrt er", wie er sich kein Bein nehmen läßt, ohne zu knurren: auch der Friedfertige läßt sich nicht ungestraft beleidigen.

Bunte und auffallende Farben sind so wenig beliebt, wie bei Rindern und Pferden; aber „es gibt mehr als Einen bunten Hund", welcher dann stets im ganzen Orte bekannt ist. Besonders traut man im Schwäbischen den rothen Hunden alles mögliche Schlechte zu und sagt: „Er lügt wie ein rother Hund, er stiehlt wie ein rother Hund" und noch Aergeres; hier hängt viel an der Farbe, die überdieß nur im uneigentlichen Sinne bei Hunden vorkommen kann.

Die fürchterlichste Krankheit des Hundes ist die Wuth, um so fürchterlicher, da sie durch den Biß auch auf den Menschen übertragen werden kann, und man bis jetzt kein ausreichendes

Mittel dagegen kennt. Doch tröstet man sich wenigstens im Bilde mit einer Betrachtung, die wohl noch der Bestätigung bedarf: „Ein wüthiger Hund läuft nur neun Tage". Wie wir oben gehört haben, daß der Hund Leder gefressen haben müsse, wenn man ihn schlagen will, so geht Der auch noch einen Schritt weiter, welcher Rachegedanken hegt: „Wenn man dem Hunde an die Haut will, so sagt man, er sei wüthig".

Sprüchwörtlich ist auch die natürliche Feindschaft zwischen dem Hund und der Katze, wo die pfusende Katze mit ihrem gewaltigen Buckel zwar die lächerlichere Rolle spielt, aber bis zu größeren Hundsrassen hinauf Siegerinn bleibt. „Wie Hund und Katze" ist eine in Jedermanns Munde lebende Redensart zur Bezeichnung eines feindseligen Verhältnisses; es könnte mir z. B. als Schriftsteller kein schlimmeres Loos fallen, als wenn ich jemals etwa wegen des gereimten Sprüchworts über das Heirathen oder irgend eines anderen mit der schönen Leserinn auf einen solchen Fuß gerathen sollte, wie Hund und Katze!

Von den so zahlreichen Rassen des Hundes schweben zwei am deutlichsten im allgemeinen Bewußtseyn, nämlich der „Mops", obwohl er merkwürdiger Weise so gut wie ausgestorben ist, und der „Pudel". Der Mops, ein früher so verbreiteter Schooßhund alter Jungfern und einsamer Wittwen, gilt als ein Sinnbild der langen Weile und Verdrießlichkeit. „Ich habe mich gelangweilt wie ein Mops" sagt ein naseweises Mädchen, welches auf Anordnung seiner Gouvernannte statt der ewigen Opern einmal hat ein classisches Schauspiel ansehen müssen, und unter „Mopsgesicht" denken wir uns ein mürrisches, verdrießliches oder sonst häßliches und breites Gesicht, entsprechend der Kopfbildung eines Mopses. Der Pudel bildet eine sehr gelehrige, muntere und aufgeweckte Rasse, welche sich zu allerlei Kunststücken abrichten läßt. Am berühmtesten ist jener Pudel im Faust geworden, und Göthe hat durch denselben den deutschen Sprachschatz um die Redensart

„des Pudels Kern" bereichert, welche nicht etwa einen naturgeschichtlichen Entstehungsgrund hat, sondern einen solchen bloß in dem Umstande besitzt, daß aus dem Pudel sich Mephistopheles entpuppt, und zwar vorerst als fahrender Scholasticus, worüber Faust enttäuscht ausruft:

Das also war des Pudels Kern?
Der Casus macht mich lachen!

Wagner hat noch in dem Zwiegespräch auf dem Spaziergange ganz getreu das Wesen des Pudels geschildert, wenn er sagt:

Es ist ein pudelnärrisch Thier,
Du stehest still, er wartet auf;
Du sprichst ihn an, er strebt an dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock ins Wasser springen.

Und wie hier Wagner im Eingange die Ableitung „pudelnärrisch" zu einem seiner pedantischen Witze benützt, so könnten wir am Schlusse beifügen: Wenn er den Stock aus dem Wasser holt, wird er „pudelnaß" wieder herauskommen. Außer diesen zwei genannten gibt es noch mehrere Ableitungen von dem Worte Pudel, welche ihn als die volksthümlichste Hundsrasse kennzeichnen, dessen eigener Name u. A. für einen Fehler sowohl im Billardspiel als beim Kegelschieben gebraucht wird. Man sagt „Pudelkopf" in der Familiensprache für einen krausen Lockenkopf, oder wie ihn die Sprache der Mode einmal genannt hat, einen Tituskopf, welcher manches jugendliche Gesichtchen so reizend kleidet. Eben so heißt „Pudelmütze" eine Pelz- oder Bärenmütze, welche man aus demselben Grunde auch Zottelmütze nennt, und „Pudelraupe" heißt eine zottige, rauhe Raupenart, also nicht viel anders, wie oben der Hundesporn. Ferner wird „Pudelfisch" der gemeine Wels genannt, jener ungeheure Fisch, welcher auch Katzenwels heißt, Beides von den sechs langen Bartfasern um den Mund, welche hier mit dem ansehnlichen Schnurrbarte eines

Pudels verglichen werden. Etwas Verächtliches liegt in der Zusammensetzung „Pudelkrämer", wie man in Norddeutschland einen hausirenden Landkrämer heißt, ferner in dem Zeitworte „pudeln", welches gebraucht wird für ausschelten, überhaupt schlecht behandeln wie einen Pudel. In einem andern Sinne sagt man „sich pudeln" für sich „pudelnaß" machen beim Waschen oder Baden, und zwar mit dem ausdrücklichen Nebenbegriffe des Behaglichen, so daß Einem „pudelwohl" dabei ist. Dieses „pudelwohl" entspricht der Wortbildung nach dem früher angeführten, derberen sauwohl.

Nachdem wir uns nunmehr so lange mit dem Hunde bei seinen Lebzeiten beschäftigt haben, wollen wir die Frage aufwerfen: Welches Schicksal erwartet ihn wohl nach dem Tode? Auch der geliebteste „Jungfern- oder Schooßhund", welcher einer alten Jungfer alle andern Lebensfreuden zu ersetzen vermocht hat, wird von seiner Herrin schnöd im Stiche gelassen, so bald er todt ist. Ein todter Hund bildet den Gegenstand allgemeinen Abscheus und stellt daher ein Bild der Verlassenheit vor. Der kranke Greis, welcher durch das lange Leiden verstimmt ist, wirft seiner Tochter trotz ihrer zärtlichen Sorgfalt vor, sie lasse ihn liegen „wie einen todten Hund". Das Gräßlichste, was einem Biertrinker in seinem Leben widerfahren kann, ist, wenn der sonst so edle Gerstensaft eines Abends im Glase liegt „wie ein todter Hund". Und würde zum Schlusse die Leserinn, wie es schon einmal eine sinnige Zuhörerinn gethan, zu mir sagen, sie hätte gar nicht geglaubt, daß man über ein so gewöhnliches Thier so viel sagen könnte, so würde ich ihr mit einer höflichen Verneigung erwiedern: „Ja, da liegt der Hund begraben!"

9. Die Katze.

Die Katze nimmt eine ähnliche Stellung im Hause ein wie der Hund; sie ist kein landwirthschaftliches Hausthier, das den Menschen bei seiner Arbeit unterstützte oder nützliche Erzeugnisse lieferte, sondern leistet ihre eigenthümlichen Dienste durch das Wegfangen der Mäuse und Ratten:

> Wer nicht ernähren will die Katzen,
> Muß ernähren die Mäus' und Ratzen

was manche unserer schönen Leserinnen, welche die Katzen nicht leiden kann, beherzigen möge. Mit dem Hunde stimmt die Katze auch darin überein, daß sie von Natur aus und nach ihrem Körperbau unter die Raubthiere gehört, aber im gezähmten Zustande eben so häufig nur zum Vergnügen gehalten wird. Eine ganze Reihe von Sprüchwörtern befaßt sich mit dem Hauptgeschäfte der Katzen, dem Mäusefangen oder Mausen. Dieses Zeitwort mausen ist ganz eigenthümlich gebildet, indem es nicht eine Thätigkeit der Maus bezeichnet, wie man vorn herein glauben sollte, und wie das von Affe abgeleitete äffen dieß wenigstens in bildlichem Sinne thut, sondern vielmehr eine Thätigkeit der Katze, der geschworenen Feindinn der Maus. Es gibt noch eine

ganz gleiche Wortbildung in der deutschen Sprache, welche in der Bedeutung mit mausen übereinstimmt, nämlich fischen für Fische fangen, wird jedoch gewöhnlich nur für Menschen angewandt, wiewohl man auch von fischfressenden Thieren, als Otter, Reiher u. a. sagen kann, sie fischen. Im weitern Sinne wird das Wort mausen vom Diebshandwerke überhaupt gebraucht, da die Katzen bekanntlich auch gern stehlen; das Mäusefangen selbst ist zwar durchaus kein Diebstahl, sondern darin besteht gerade der große und ausschließliche Nutzen der Katzen als Hausthiere, aber sie tragen doch auch die Mäuse wie etwas Gestohlenes in einen Winkel und verstecken sich damit. „Die Katze läßt das Mausen nicht", lautet ein Sprüchwort, was in Jedermanns Munde lebt, um die Macht einer in der Natur begründeten Gewohnheit auszudrücken, und eben so: „Reist eine Katze, so kommt ein Mäusefänger wieder". Das Volk hat aber dieses Treiben der Katze noch viel genauer betrachtet und beleuchtet. Dasselbe sagt vor allen Dingen: „Es sind so gute Katzen, die die Mäuse verjagen, als die sie fangen", wenn der Zweck nur erreicht wird, so ist das Mittel gleichgültig. „Katze, die mausen will, wird nie miauen": der Feind, welcher sich zum Angriff rüstet, hält sich still. In dem nämlichen Sinne: „Wenn die Katzen mausen, hängen sie keine Schellen an"; und doch wäre es den Mäusen so lieb, wenn das Klingeln einer Schelle das Nahen des vernichtenden Tyrannen verriethe, daß sie schon tausendmal Rath gehalten haben über die eine Frage: „Wer soll der Katze die Schelle anhängen?" Auch setzt man das Mäusefangen doch nicht immer als etwas sich von selbst Verstehendes voraus, was auch um so weniger der Fall seyn wird, je verhätschelter eine Haus- und Schooßkatze ist, und um in diesem Stücke einigermaßen sicher zu gehen, „kauft man wenigstens keine Katze im Sacke". Das Fangen der Mäuse wird also doch öfters an Bedingungen geknüpft: „Hunger lehrt die Katze mausen" und „hat die Katze

Junge, so lernt sie mausen“. „Ueble Katze“, sagt man kopfschüttelnd, „so nicht von selber maust“: wer den Naturtrieb nicht fühlt, muß gänzlich abgestumpft seyn. „Gute Katzen mausen daheim und in andern Häusern“: für eine naturgemäße Thätigkeit sollen keine engherzigen Schranken gezogen werden. Und was dem Ganzen die Krone aufsetzt: „Im Düstern maust die Katze am besten“ oder: Im Trüben ist gut fischen, in welch beiden Sprüchwörtern gerade so mausen und fischen neben einander gestellt sind, wie wir dieß oben in etymologischer Beziehung gethan.

„Wenn die Katze satt ist, spielt sie mit den Mäusen“ und beginnt nun mit ihnen jenes eben so graziöse als grausame Spiel, das wohl auch unsern freundlichen Leserinnen bekannt seyn wird, wenn sie sich nicht zu sehr vor den Mäusen oder vor den Katzen selbst fürchten: sie läßt die Maus anscheinend entwischen, schlägt aber gleich wieder, Alles mit der größten Zierlichkeit, die Tatze mit den herausgetretenen Krallen nach ihrem unglücklichen Opfer, versetzt ihm dazwischen Anfangs einige nicht gleich tödliche Bisse und fährt so fort bis das arme Thier endlich mausetodt ist. Die Bildung des Wortes mausetodt weist darauf hin, wie unzähliche Mal schon das eben beschriebene Spiel zwischen Katze und Maus aufmerksam lauschend beobachtet worden, und wie sehr das Bild davon in die allgemeine Vorstellung übergegangen ist. Daher sagt man mit großem Rechte: „Der Katzen Scherz ist der Mäuse Tod“ und „die Katze fängt die Mäuse nicht in Handschuhen“. „Drei Dinge“, sagt das Volk in seiner parallelisirenden Weise,

Drei Dinge sind nicht eins im Haus:
Zwei Hahnen, die Katze und die Maus,
Die Schwieger jagt die Schnur hinaus!

Aber „wenn die Katze aus dem Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tische herum“, oder mit einem nahe liegenden, schon oben verwendeten Reime:

Katz' aus dem Haus,
Rührt sich die Maus!

In der Naturgeschichte hat die Katze als Vorbild gedient zunächst für Arten aus derselben Gattung, wie „Tigerkatze", welche den Katzencharakter so unverkennbar an sich tragen, daß er schon dem Laien in die Augen springt; dann auch für ferner stehende Raubthiere, als „Zibethkatze", endlich, was am weitesten abliegt, für eine Gruppe von Affen, die „Meerkatzen". Die Aehnlichkeit dieser Affen mit einer Katze besteht hauptsächlich in dem Schweife, dann auch in der Fähigkeit zu klettern, worin sie ihr Urbild noch übertreffen, wodurch aber schon diese sich so oft vor den Verfolgungen ihres natürlichen Feindes, des Hundes, rettet. In Beziehung auf die erste Sylbe ist das Wort Meerkatze zusammenzuhalten mit Meerschweinchen, als ausländische, über das Meer zu uns gekommene Thiere. Daß aber die Katzen so geschickt im Klettern sind, wissen die Bauleute wohl, denn sie heißen den First- oder obersten Dachbalken den „Katzenbalken" oder „Katzenbaum", so wie sie ihn auch Hahnenbalken von dem hinauffliegenden Hahne benannt haben.

Was die Abstammung der Katze betrifft, so gibt es auch noch in Deutschland hie und da wilde Katzen, aber die Naturforscher lassen es gewöhnlich nicht gelten, daß unsere „Hauskatzen" daraus entstanden seien, weil beide in einigen Stücken von einander abweichen, besonders hinsichtlich des Schweifes, welcher bei der „Wildkatze" dicker ist und bis ans Ende gleich bleibt, bei der Hauskatze aber sich allmählich verschmälert. Man leitet deßhalb jetzt gewöhnlich die Hauskatze von der nubischen Katze ab, welche die nämliche Form des Schweifes besitzt und außer Nubien auch in Aegypten, Arabien und Syrien getroffen wird; und allerdings war diese Art schon bei den alten Aegyptern gezähmt und sogar heilig gehalten, man findet Abbildungen derselben auf den ältesten ägyptischen Denkmälern. Indessen hat mich ein

vieljähriger Aufenthalt zu Kaiserslautern in der Rheinpfalz auf die Ueberzeugung gebracht, daß die europäische Hauskatze dennoch von unserer Wildkatze abstamme; denn auf der einen Seite bildet Kaiserslautern mit den großen Waldungen seiner Umgegend einen der wenigen Puncte Deutschlands, wo die wilde Katze noch etwas häufiger auftritt, und andererseits findet sich gerade hier, was mit dem Vorigen ohne Zweifel zusammenhängt, eine Rasse von Hauskatzen, welche sowohl in der Farbe, als auch im ganzen Habitus deutlich an die wilden erinnert. Den Jägern sind die Wildkatzen noch wohl bekannt; sie schreiben vor: „Wer wilde Katzen fangen will, muß eiserne Handschuhe anhaben". Außerdem gibt es eine allgemein gebräuchliche spaßhafte Redensart, worin sie vorkommen: „Heraus mit den wilden Katzen!" welche nichts weiter als ein verstärktes Heraus ist und sich bei mancherlei Gelegenheiten anwenden läßt, z. B. dem Kartenspieler, welcher Solo spielt, rufen die andern so zu, oder Einer, der früh aufstehen will, aber die Augen noch nicht recht aufbringt, ermuntert sich selbst mit den Worten: „Heraus mit den wilden Katzen!" u. dgl.

Die Katze hat auch ihren ehrlichen Namen hergeben müssen für das berüchtigte Marterwerkzeug der englischen Matrosen, die „neunschwänzige Katze", welche der Münchner Punsch schon naturgetreu abgebildet hat. Das Verkleinerungswort „Kätzchen" ist ein sehr bezeichnender Namen für die Blüthenstände der Weiden und Pappeln, die sich so weich und zart anfühlen, wie ein „Schooßkätzchen"; in der Botanik hat nun der Ausdruck noch einen weitern Sinn angenommen. Wegen ihrer besonderen Bedeutung für die Feier des Palmsonntags in der katholischen Kirche ist eine Zusammensetzung „Palmkätzchen" gebildet worden. In einigen Gegenden von Norddeutschland sagt man unter einem ähnlichen Bilde Lämmchen statt Kätzchen. In einem ganz andern Sinne gebraucht man die zweite Verkleinerungsform „Kätzlein" für jenes eigenthümliche Unkraut der Leinfelder, welches gewöhnlich

Flachsseide genannt wird. Es besteht aus einem Gewinde von röthlichen Fäden, welche sich um Flachs, Hopfen und auch wild wachsende Pflanzen schlingen. Es umstrickt die Flachsstengel und schnürt sie stellenweise zusammen, sagt die naturgeschichtliche Beschreibung; wer denkt hiebei nicht unwillkürlich an die Katzen, von denen ängstliche Mütter berichten, daß sie sich schlafenden Kindern auf Gesicht und Hals legten und ihnen so die Kehlen zuschnürten? was leider sich kürzlich wieder bewahrheitet hat.

Von einzelnen Körpertheilen der Katze dienen folgende als Vorbilder und zur Namengebung für andere Gegenstände: „Katzenaugen" heißen wir auch an den uns umgebenden Mitmenschen die grünlichen oder gelblichen, leuchtenden Augen und wollen ihnen damit gerade keine Schmeichelei sagen. „Katzenauge" ist ferner der Name eines Halbedelsteins von ähnlicher, grünlichen und schillernden Farbe, eine Abänderung des Quarzes. Drittens werden ein Paar Pflanzen Katzenauge genannt, am häufigsten die Taubnessel, wo man sich durch die kleine Oeffnung der lippenförmigen Blume an das Auge einer Katze erinnern läßt. Analog ist der Name „Katzengesicht" für eine Pflanze aus derselben Familie und von ähnlicher sonstigen Benennung, nämlich die Hanfnessel oder den Hohlzahn (Galeopsis) mit rothen, weißgefleckten Blumen ebenfalls von lippenförmiger Gestalt. Auf der andern Seite vergleiche man die ebenfalls der nämlichen Familie angehörige Pflanze, welche Wolfsgesicht (Lycopsis) genannt wird. Bei Menschen versteht man unter einem „Katzengesicht" ein breites Gesicht mit kleinen Augen. „Katzendarm" heißt das Schirm- oder Blasenmoos von seinen zahlreichen, gelben, walzigen und aufrechten Samenbüchsen; es ist ein schönes, durch seinen großen Büchsenansatz ausgezeichnetes Moos, welches in Deutschland nicht gerade zu den gemeinen Pflanzen gehört und in beweideten Torfmooren theils auf der Erde, theils auf Kuhmist oft große Rasen bildet (Splachnum ampullaceum). „Katzenfuß" oder noch

bezeichnender „Katzenpfötchen" heißt man die Immortellen oder Strohblumen wegen der weißgraufilzigen, sammtartigen Blüthenkörbchen, welche vermöge der trockenhäutigen Beschaffenheit der Deckblätter ihr schönes Aussehen lange Zeit behalten. Auch die bekannte, dichtfilzige Wollblume wird in einigen Gegenden „Katzenpfote" genannt, und in wieder andern noch andere Pflanzen. In einem ganz verschiedenen Sinne aber heißt man „Katzenpfote" oder besser „Katzenklaue" die ausländischen, durch ihre Reizbarkeit berühmten Sinnpflanzen oder Mimosen, welche vermittelst ihrer Dornen die nämlichen Wunden verursachen, wie die Klauen einer Katze. Endlich wird noch in einer dritten Bedeutung „Katzenpfote" der Spindelbaum oder das Pfaffenkäppchen genannt, und zwar nach meiner Ansicht von seiner vier- bis fünfkantigen flachen Kapselfrucht, welche der Pfote einer Katze mit den an den Vorderfüßen fünf, an den Hinterfüßen vier ausgereckten Zehen ähnelt. Der „Katzenkopf" gilt für einen rundlich dreieckigen Kopf, man heißt so wegen ihrer Gestalt eine Winterbirne, deren Farbe gelbgrün mit etwas düsterem Roth ist, ferner eine Apfelsorte und eine rundliche Kartoffel. Am üblichsten ist aber die Bezeichnung „Katzenkopf" für die kleinen Feuermörser, womit in Orten ohne Artilleriegarnison die Königstage und andere Feste angeschossen werden. „Katzenmagen" wird hie und da der Feldmohn genannt, ohne Zweifel wegen des länglichrunden Fruchtknotens und sich daraus allmählich entwickelnden Mohnkopfes. „Katzenöhrlein" heißt die Morchel wegen ihrer durch starke Rippen gebildeten grubigen Felder von rundlicher oder rautenförmiger Gestalt; es ist ein bekannter eßbarer Pilz von grauer und braungelber bis nußbrauner Farbe. „Katzenschwanz", auch „Katzenwedel, Katzenzagel oder Katzenstert" heißt eben so wie auch Roßschweif, der Schachtelhalm oder das Zinnkraut, womit unsere Hausfrauen das zinnerne Geschirr scheuern, und zwar wegen der Aehnlichkeit in der länglichen Form der Blüthenähren mit einem Thierschweife.

Daran schließt sich unmittelbar das „Katzenschwanzgras“, eine ähnliche Wortbildung wie Fuchsschwanz und Cynosurus (d. i. Hundsschwanz für das Kammgras), Namen, die sich immer auf die länglichen Aehren beziehen; es ist darunter das Glanzgras (Phalaris) gemeint, wovon die Spielart mit gelblichweißen und dunkelgrünen Streifen unter dem Namen Bandgras in unsern Gärten gezogen wird. „Katzenzunge“ heißt eine rauhe, schuppige Tellmuschelart (Tellina) von eiförmiger Gestalt, welche also nicht bloß in dieser Form, sondern auch ihrer rauhen Beschaffenheit nach der Zunge einer Katze ähnelt; die Rauhigkeit der Zunge der Katzen, welche wir fühlen, wenn wir uns von ihnen die Hand lecken lassen, rührt eigentlich von darauf befindlichen, rückwärts gerichteten Stacheln her. „Katzenblut“ ist ein anderer Name für der Ackerandorn (Stachys germanica), von den hellpurpurrothen Blumen entlehnt; dieselben sind von lippenförmiger Gestalt, wie Katzenauge und Katzengesicht, und gleich den herzförmigen Blättern wollhaarig. Sogar „Katzeneier“, also etwas rein Fabelhaftes, wie in einem Sprüchworte Pferdeeier, erblickt die lebhafte Einbildungskraft des Volkes in den kleinen, weißen Maisblümchen mit ihrer rundlichen Gestalt und dem lieblichen Geruche. Statt der vermeintlichen Katzeneier wollen wir an eine Gewohnheit der Katzen erinnern, welche sie zeigen, wenn sie Junge haben, nämlich dieselben von Zeit zu Zeit an einen andern Ort zu tragen, wobei sie sie am Halse packen. Wenn ein gutmüthiger Mann sich dazu hergibt, sein Kind zu halten, so muß er sich noch von seiner Frau verspotten lassen, daß „er es herumschleppe, wie die Katze ihre Jungen“.

An die vorausgehenden Ausdrücke reihen sich natürlich folgende an: „Katzeneule“ für die Ohreulen, welche durch ihre vorstehenden Federohren allerdings Aehnlichkeit mit einer Katze gewinnen, da ohnehin die rundliche Form des Kopfes, der für eine nächtliche Lebensweise bestimmte Bau und sogar die Stellung

der Augen dieselben sind. „Katzenklee“ oder „Kätzelkraut“ heißt der sonst auch Hasenklee genannte (Trifolium arvense) von den weichhaarigen Blüthenköpfchen, welche Katzenpfoten gleichen, ähnlich wie es bei den Strohblumen der Fall ist. „Katzensperre“ ist wieder ein von der lebhaften Phantasie des Volkes zeugender Ausdruck für die Hauhechel (Ononis spinosa), da sie mit ihren scharfen, gebogenen Dornen den in Garten und Gefild herumschleichenden Katzen den Paß versperrt; unter einem ähnlichen Bilde wird sie Ochsenbrech genannt, weil sie das weidende Vieh verwundet. „Katzenwels“ oder noch ausdrücklicher „Katerwels“ heißt von den sechs langen Bartfasern, welche sich mit den Schnurrhaaren einer Katze oder des noch bärtigeren Katers vergleichen lassen, die europäische Art von Wels, unser größter Süßwasserfisch, welcher bis zu sechs und sieben Fuß lang werden kann, in der Donau, Oder und Elbe vorkömmt und ein wohlschmeckendes Fleisch besitzt. Von der Bezeichnung „Katzensporn“ für die Bärenraupen ist beim Hunde die Rede gewesen.

Einige Pflanzen tragen ihre Namen von der Katze deßhalb, weil dieselbe eine eigenthümliche Vorliebe für sie an den Tag legt. Es sind folgende: Das „Katzenkraut“ (Teucrium Marum), eine Art Gamander, welche wild in Spanien und Italien wächst und bei uns in Blumentöpfen gezogen wird. Die Katzen gehen diesem Kraute sehr nach, und machen doch, wenn man es ihnen gibt, wegen seines scharfen Geruchs viele Sprünge und wunderliche Grimassen. Noch eigenthümlicher äußern die Katzen diese ihre Vorliebe zu einer damit verwandten einheimischen Pflanze, der „Katzenminze“ (Nepeta cataria); sie suchen auch diese begierig auf, wenn sie aber eine gefunden haben, verderben und zerstören sie dieselbe. Diese heißt auch wohl Katzenkraut, ferner „Katzenbalsam, Katzennessel“, mit einem dichterischen Ausdruck „Katzenliebe“, und gehört in eine verwandte Gattung wie die Pfefferminze, Roßminze u. a. Drittens zählt zu diesen Liebhabereien

die „Katzenwurzel", d. i. der gemeine Baldrian, deßhalb auch ausdrücklich „Katzenbaldrian" genannt, dessen als Arzneimittel bekannte Wurzel einen für die Menschen widerwärtigen, bei den Katzen aber sehr beliebten Geruch besitzt. Sie riecht nämlich etwas ähnlich wie Katzenharn, und dadurch werden die Katzen so angezogen, daß sie der Baldrianwurzel begierig nachstellen, sich darauf herumwälzen und sie dabei gern mit ihrem Urine besudeln. Umgekehrt zeigen die Katzen einen eben so merkwürdigen Abscheu vor der Gartenraute, deren Geruch allerdings auch für den Menschen unangenehm ist, und welcher ein Mittel bietet, um die Katzen zu verscheuchen.

Andere Zusammensetzungen mit dem Wort Katze beziehen sich auf den Charakter und die Geltung derselben, welche wir nunmehr einer ausführlicheren Betrachtung unterziehen wollen. Sie ist von dem treuherzigen Hunde sehr verschieden, und ihre Schlauheit und Falschheit sind allgemein bekannt. Ich fühle mich übrigens berufen, als Anwalt der Katze in dieser Hinsicht aufzutreten: gar Manches in ihrem Benehmen, was man für Falschheit nimmt, ist es durchaus nicht, und das berüchtigte Kratzen mit den Krallen oft nichts weiter, als eine nothgedrungene Vertheidigung gegen unnütze und mitunter schmerzhafte Neckereien und Quälereien von Kindern sowohl als von Erwachsenen. Gleichwohl kann die Katze es nicht von sich abwälzen, daß sie als Vorbild der Falschheit gilt, und jedenfalls versteht es kein Thier so ausgezeichnet, und doch mit so viel mehr Selbstbewußtseyn als der Hund, zu schmeicheln; wir heißen daher Ihresgleichen in der Frauen- und Männerwelt auch „Schmeichelkatzen". Bedeutend abgeschwächt zeigt sich derselbe Begriff in dem Ausdrucke „Kammerkätzchen" für Zofe, worunter wir uns doch eine liebliche Erscheinung denken und gewiß auch die untadelhaft graziösen Bewegungen einer Katze im Sinne haben. Welchen herrlichen „Katzenbuckel" bekommen wir zu sehen, wenn Minzchen, um sich

einzuschmeicheln, sich an unsern Kleidern abwetzt oder uns durch die streichelnde Hand fährt und vor lauter Behagen dabei laut schnurrt und spinnt. Das richtigste Maß, was die Falschheit betrifft, mag in dem Sprüchworte liegen: „Es ist keine Katze so glatt, sie hat scharfe Nägel". Schon etwas weiter geht der Vers:

Hüte dich vor den Katzen,
Die vorne lecken und hinten kratzen!

Daher zähle ich auch die Redensart: „Der Katze die Schmiere oder den Schmeer abkaufen", indem man dem Falschen auch im Handel und Wandel nicht traut. „Wir kaufen immer der Katze die Schmiere ab", sagt der brummige Mann zu seiner Frau, wenn ihn deren Einkäufe nicht zufrieden stellen.

Die Schlauheit der Katze in einem triumphirenden Sinne hat die volksthümliche Gestalt des „gestiefelten Katers" im Märchen hervorgerufen, welcher dem Reineke Fuchs im verjüngten Maße entspricht, und welchen Tieck auch zum Gegenstande eines komischen Dramas gewählt hat. Durch allerlei Ränke und Schwänke macht der gestiefelte Kater den armen Müllerssohn, dessen einziges Erbtheil er bildet, von Stufe zu Stufe zum Grafen Carabas und zum Gemahl der allerschönsten Prinzessinn von der Welt. Daß er hier mit Stiefeln angethan wird, erklärt das Volksmärchen, indem es ihn zu seinem Herrn sagen läßt: Laßt mir ein Paar Stiefel machen, daß ich auch ins Gehege gehen kann. Am deutlichsten tritt dazwischen die Katzennatur hervor, wo er durch seine listigen Worte den Menschenfresser vermag, sich in eine Maus zu verwandeln, auf die der Kater augenblicklich losspringt und sie frißt.

Es gibt aber doch auch bei solchen für besonders gescheidt geltenden Thieren wieder einzelne Redensarten, wo der thierische Verstand gegenüber dem überlegeneren Geiste des Menschen ganz in den Hintergrund tritt und verschwindet: so hier der Ausdruck „für die Katze" statt vergebens. „Es ist Alles für die Katze,

was ich rede", spricht rathlos eine Mutter, welche ihren halbwüchsigen Sohn nicht mehr bändigt; „es ist Alles für die Katze, ich mag mich plagen, wie ich will", sagt vielleicht der Nämlichen Mann, einer der schlechtbesoldeten Beamten, welche verdammt sind, am Hungertuche zu nagen.

Entsprechend der gegebenen Charakterschilderung bezeichnet nun das Wort Katze auch in einigen Zusammensetzungen etwas Falsches und Unächtes, und kann da manchmal mit dem Hunde übereintreffen, z. B. statt Hundspetersilie, der falschen, giftigen Petersilie, sagt man auch „Katzenpetersilie". Die „Katzenliebe", welche uns oben als Pflanzenname begegnet ist, bezeichnet auch eine Scheinliebe, eben so wie die berüchtigte „Katzenfreundlichkeit". Unter „Katzengold" versteht man als falsches Gold den goldgelben Glimmer, manchmal auch das goldgelbe, durchsichtige Harz an den Kirschbäumen, welches auch „Katzenklar" genannt wird; unter „Katzensilber" den silberähnlichen Glimmer, unter „Katzenglas" das nämliche Mineral, wenn es vollkommen durchsichtig ist wie Glas, auch zu Scheiben und jetzt zu Lampencylindern angewandt wird, welche sogar vor dem ächten Glase den Vorzug der Unzerbrechlichkeit besitzen. „Katzenkorn", Taubgerste und dergleichen Namen erhält der Fuchsschwanz als eine Grasart mit unbrauchbarer, nicht mehliger Frucht, im Gegensatze zu dem so unendlich nützlichen Korn und den andern Getreidearten.

Hier läßt sich auch am besten eine eigenthümliche, komische Wortbildung einschalten, welche man in Süddeutschland hören kann, nämlich „Katzenträgerinn" für eine heimliche Wäschverkäuferinn und -versetzerinn. Der Sprachgeist würde nicht gerade die Katze zu diesem Bilde auserlesen haben, wenn nicht schon an diese selbst der Begriff der Falschheit und des Heimlichthuns geknüpft wäre. So sagt man auch „nach der Katze werfen" für einen unerlaubten Handwerksvortheil; Münchhausens adeliger Hausvater stellt an seinen Kleiderkünstler die Gewissensfrage:

Mein Schneider, sag mirs frei heraus,
Wirfst du kein Tuch mehr nach der Katzen?

Sowie die Katzen selbst gern schmeicheln, eben so lieben sie es auch außerordentlich, wenn sie geschmeichelt und gestreichelt werden: „Wo man die Katze streichelt, da ist sie gern", und „wenn man den Kater streichelt, reckt er den Schwanz aus". Man sieht es als Zeichen einer heimlichen, d. h. sich anheimelnden Katze an, daß sie es gern hat, wenn man ihr schmeichelt: „Läßt sich die Katze gern streicheln, so ist sie schon mehr bei Leuten gewesen".

Das Geschrei der Katze heißt miauen, wovon wir schon oben gehört haben, sie werde es nicht ertönen lassen, wenn sie mausen will; es ist etwas, das zu ihrer Natur gehört, so gut wie das Mäusefangen, daher sagt man: „Bring eine Katze nach England, sie wird miauen", ganz entsprechend einem Verschen vom Esel:

Zieht ein Esel über Rhein,
Kommt ein I — a wieder heim!

und einem ähnlichen von dem Gänschen, das als Gigak nach Hause kommt. Die Köchinnen gebrauchen das Wort „Katzengeschrei" als eine Verdeutschung von Ragout, sowie sie Gänsegeschrei sagen für das mit Gänseblut gekochte Gänseklein; nur geht der Ausdruck Katzengeschrei noch einen Schritt weiter, indem dieses Gericht keine Theile der auf unsern Speisezetteln verpönten und nur manchmal heimlich eingeschmuggelten Katze enthält. Das Wort Geschrei bezieht sich nach meiner Meinung beidemal auf das eigenthümliche Mischmasch dieser Speisen. Niemand hat das Katzengeschrei so naturgetreu aufgefaßt, als Lichtwer in seiner alten Fabel, wo er es bezeichnet als:

So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann!

Diese Schilderung muß man sich gehörig eingeprägt haben,

um völlig zu fühlen, was in dem Sprüchworte liegt: „Beten ist kein Katzengeschrei". Es soll damit vor allen Dingen an den Ernst des Gebetes gemahnt werden, dann aber auch ohne Zweifel an die Aufrichtigkeit desselben; in dieser Hinsicht fügt ein zweites Sprüchwort erläuternd hinzu: „Katzengebet bringt nicht in den Himmel". Ein solches Gebet stammt aus dem Munde und Herzen solcher Leute, von denen man hinwieder achselzuckend sagt: „Die Katze liest in der Bibel!" An das Katzengeschrei reiht sich der „Katzenjammer", ein ähnliches Chaos von Dissonanzen physiologischer und moralischer Natur, wie die „Katzenmusik" von akustischer, letztere das bekannte Mißtrauensvotum des souveränen Volkes.

Noch sind einige Zusammensetzungen zu erwähnen, welche ganz das gemüthliche Verhältniß anschaulich machen, in welchem die Katze sich bei uns als Hausthier bewegt. „Katzenheerd" heißt man den Rand des Kamins über dem Heerde als einen Platz, wohin recht eigentlich die Katzen gehören, welche ja so sehr der Wärme nachstreben, daß sie sich nicht nur öfters an noch glühender Asche verbrennen, sondern sogar, wenn sie die Wahl haben, sich gewiß lieber auf das dünnste Stück Papier, als auf den bloßen Boden setzen werden. „Katzenloch" wird das Loch in der Speicherthüre genannt, welches noch mehr als in einer städtischen Haushaltung, auf dem Getreideboden eines umsichtigen Landwirthes angebracht ist, um für die Katzen den Zugang offen zu lassen wegen der Mäuse, und von welchem jener Oesterreicher, der zum ersten Male ein solches sah, meinte, es sei von zweierlei Größe erforderlich, eines für die große Katze und eines für das kleine „Katzerl!" Auch von dem großen Astronom Newton wird dasselbe erzählt, daß er nämlich ein kleines und ein großes Katzenloch an seiner Thür angebracht habe. Und gibt es etwas Gemüthlicheres als ein „Katzentischchen", an welchem die muthwillige Jugend sich dafür entschädigt, daß sie aus dem ernsten

Kreise des gereiften Alters verbannt worden ist? Uebrigens was den letzten Ausdruck selbst betrifft, so stammt er unbezweifelt von der Gewohnheit mancher „Katzenliebhaber", die man schon beinahe „Katzennarren" heißen könnte, für ihre Lieblinge ein besonderes Tischchen decken zu lassen, was allerdings am Ende noch um einen Grad besser ist, als wenn die Katzen gemeinschaftlichen Tisch mit ihrer Herrschaft haben.

Etwas weniger gemüthlich lautet die Redensart „sich katzbalgen", ein verstärktes sich balgen, und das davon abgeleitete Hauptwort „Katzbalgerei", wo man die Katzen, besonders aber die jungen, als das Urbild aller Balgereien im Auge hat. Solche Katzbalgereien führten im Mittelalter die einzelnen italienischen Städte, welche fast eben so viel Republiken angehörten, so lange unter einander auf, bis sie einem dritten Mächtigeren als wohlfeile Beute in den Schooß fielen. Eine ähnliche süddeutsche Wortbildung ist „katzfangen", d. h. fangen wie eine Katze die Maus; der Ausdruck bezieht sich auf das oben beschriebene Spiel der Katze, wo die Maus anfänglich entwischt, und bedeutet: vergeblich haschen.

Von Diebsgelüsten und Naschhaftigkeit ist die Katze gewiß weniger freizusprechen, als von Falschheit; aber wie nicht leicht ein Unglück ohne Glück kömmt, so heißt es auch hier: „Näschige Katze macht achtsame Mägde". „Wenn die Katze ans Brod geht, so ist sie hungerig", das wissen wir Alle von Kindsbeinen an; „die Katze will auch Bratwürste". Man muß aber auch Niemand in Versuchung führen: „Es ist zu viel von der Katze begehrt, daß sie bei der Milch sitze und nicht schlecke". Liegt dieß doch so sehr in ihrer Natur, daß man, um eine Geschäftigkeit ohne Ende zu malen, wie sie vor Kirchweihen und dergleichen festlichen Anlässen das Haus zu unterst zu oberst kehrt, mit keinem treffenderen Bilde sprechen kann, als: „geschäftig wie eine Katze, die sieben Töpfe zugleich zu lecken hat!" So wenig wie

zur Milch darf man die Katze auch zum Käse setzen: „Das ist der Katze den Käs anvertraut", heißt so viel wie: Das ist den Bock zum Gärtner machen.

Auf der andern Seite sind die Katzen vorsichtig im Essen und genießen besonders nie etwas zu Heißes, sowie der schlappernde Hund ein langsamer Trinker ist, daher die diätetische Vorschrift:

Willst du lange leben gesund,
Iß wie die Katze, trink wie der Hund!

Im Trinken ist früher auch schon die Gans als Muster empfohlen worden.

Fische sind ein Leibgericht der Katzen. „Die Katze frißt Fische, sie will aber nicht ins Wasser" führt uns zu einer weitern Eigenthümlichkeit der Katzen. Zuvor sei aber noch über den ersten Theil dieses Sprüchworts Folgendes eingeschaltet: Wer seine Hauskatze einmal mit Fischen füttern will, der wird keine Forellen oder sechspfündige Hechte und Karpfen aussuchen, daher heißen die Fischer „Katzfische" kleine und schlechte Fische. Die Wasserscheu der Katzen ist eine bekannte Sache; wenn nur die Spitze einer Pfote naß wird, können sie nicht genug das Bein schlenkern und den Kopf schütteln. „Du wäschest dich wie eine Katze" wirft die reinliche Mutter ihrem wasserscheuen Töchterchen vor, und „Wer soll die Katze durch den Bach schleifen?" ist eine nicht minder heikelige Frage, als wer ihr die Schelle anhängen wolle. Trotz diesem Widerwillen vor dem Wasser ist die Katze, welche das Waschen durch Lecken ersetzt, reinlich in einem solchen Grade, daß man für ganz rein sagt „katzenrein", nämlich so rein wie eine Katze sich leckt. Alle Tage mehr als einmal sehen wir eine Katze sich lecken und mit der benetzten Pfote über das Gesicht fahren, aber bei außerordentlichen Gelegenheiten thut sie noch etwas Uebriges: „Putzt die Katze den Bart, so bedeutet es Fremde", sagen die Frauen, welche aus verschiedenen

Gründen immer gern Besuch erwarten. Da die Katzen sich mit so großer Vorliebe in die Nähe des Heerdes halten, so kriegen sie auch manchmal unversehens von der Köchinn etwas heißes Wasser ab, dann erhält ihre Wasserscheu eine Entschuldigung: „Gebrühte Katze scheut auch das kalte Wasser“.

Die Katze besitzt eine zähe Lebenskraft, besonders aber „grindige Katzen leben lange“, Unkraut verdirbt nicht. Ein Gärtner sah sich veranlaßt, einer Katze, welche durch Scharren viel Verheerungen in seinem Garten anrichtete, aufzupassen, und schlug sie mit einem Grabscheite dermaßen, daß sie auf dem Platze liegen blieb, worauf er sie in das Erdreich eingrub; am andern Tage war er nicht wenig verwundert, als er den Platz aufgewühlt und keine Katze mehr in dem Loche fand, bis er dieselbe nach einiger Zeit schüchtern auf dem Dache vorkommen sah. Die Katzen bleiben auch dadurch vor lebensgefährlichen Verletzungen bewahrt, daß sie immer auf die Füße fallen, sie mögen noch so hoch herabspringen oder geworfen werden. Es ist das eine eigene Kunst, welche auch manchen Menschen, die das Leben recht hin und her wirft, nachgerühmt wird, „immer auf die Füße zu fallen wie eine Katze“. Wegen dieser großen Lebenszähigkeit der Katzen sagt eins jener Sprüchwörter, welche eine boshafte Parallele ziehen: „Eine Katze hat neun Leben, die Zwiebel und das Weib sieben Häute“. Ich habe auch dieß letzte Sprüchwort so gewissenhaft wie die andern alle aufgezählt, ich hoffe aber, daß die schöne Leserinn deßhalb nicht böse auf mich seyn wird; sonst wäre ich bereit, zur Strafe mich mit ihr an das „Katzentischchen“ setzen zu lassen. Wenigstens wird sie mir Das nicht nachsagen können, daß „ich um die Sache herumgegangen wäre, wie die Katze um den heißen Brei!“

10. Die Maus.

Die Maus gehört zu einer Ordnung der Säugethiere, wohin kein Hausthier gerechnet wird, zu den Nagethieren. Diese ganze Ordnung hat einen sehr bezeichnenden Zahnbau aufzuweisen, wovon das Wesentlichste die zwei nie stumpf werdenden Vorderzähne sind, mit welchen sie nicht bloß unsere Lebensmittel in Speisekammern und Schränken annagen, sondern sogar sehr harte Gegenstände durchnagen können. Nach der Analogie nennt man auch bei andern Thieren, die mehr als zwei Schneidezähne haben, und bei dem Menschen die beiden vordersten die „Mäusezähne". Dagegen heißen diejenigen meiner schönen Leserinnen, welche sich rühmen, etwas von Spitzen zu verstehen, so oder „Mauszähne" eine Art Spitzen, und zwar wegen der zackigen Ränder, welche aussehen wie „Mäusefraß", d. h. als ob die Mäuse daran gefressen hätten. Wir verwundern uns, wenn etwas für die Zähne einer Maus zu fest oder zu hart seyn soll; „da beißt die Maus keinen Faden ab", sagen wir, wenn etwas unabänderlich feststeht.

Wenn, wie ein Sprüchwort sagt, „der Katzen Scherz der Mäuse Tod ist", so hat auch gleichsam die deutsche Sprache

einen grausamen Scherz getrieben, indem sie dem von Maus abgeleiteten Zeitworte „mausen" die Bedeutung des Mäusefangens und folgerichtig des Mäusetödtens unterlegte. „Die Katze läßt das Mausen nicht" haben wir als das gebräuchlichste von den vielen Sprüchwörtern kennen gelernt, welche sich mit dieser Thätigkeit der Katzen beschäftigen. Im weiteren Sinne gebraucht man dann „mausen" gleichbedeutend mit stehlen, und ein Spruch, welcher so zu sagen ein Wortspiel bildet mit der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung von mausen, sagt: „Wer selbst mausen kann, braucht keine Katzen". Ganz analog verhält sich ein zweites Sprüchwort: „Wer sich mausig macht, den fressen die Katzen". Einer Katze gegenüber gehört Kühnheit und mehr dazu, sich zur Maus zu machen; daher kann gar nichts besser die bildliche Bedeutung dieses zweiten von Maus abgeleiteten Worts, des Adjectivs „mausig", erklären, wenn es im Sinne von kühn und verwegen gebraucht wird. Noch anzüglicher duckt man den Vorwitzigen mit der Warnung: „Mach Dich nicht mausig, wir haben Katzen!"

Außer der Katze gibt es noch eine ganze Reihe von „Mäusefeinden", welche wir zum Theile noch eigens aufzählen werden, da sie ihre Namen von der Maus erhalten haben. Unter Anderem gehört zu ihnen der Fuchs, welcher, wenn er gerade keinen besseren Bissen erwischen kann, auch mit Feldmäusen vorlieb nimmt und so nicht unerheblichen Nutzen stiftet. Aber auch das wehrloseste Geschöpf ist nicht so einfältig, daß es einem vernichtenden Feinde gegenüber nicht einen zufällig gebotenen Vortheil ersähe: „Dem schlafenden Fuchs läuft keine weise Maus in den Mund".

Das Verkleinerungswort von Maus gebrauchen die Schweizer in ihrer gemüthlichen Form „Mäusli" für den Salbei mit seinen weichen, weißgraufilzigen Blättern, welche am Grunde oft geöhrt sind, d. h. zwei kleine, runde, nach außen gebogene Lappen

wie Oehrchen haben und so einem Mäuschen ähneln. So hat auch eine mit den Immortellen verwandte Pflanze (Filago germanica) von dem weichen, weißen Filze, womit sie bedeckt ist, den Namen „Mäusekraut" bekommen, welcher sich zur allgemeinen Annahme empfiehlt, da es bisher an einer gültigen deutschen Benennung fehlt. Das Gewächs ist dazu nur fingers- oder spannelang, hat sechs bis acht gleichfalls filzige Blüthenköpfchen und wächst auf trockenen Hügeln und Aeckern.

Die schon erwähnten Ableitungen von dem Namen der Maus führen uns ganz natürlich auf die übrigen. In der Naturgeschichte hat die Maus als Vorbild gedient zum Theil noch für ziemlich fern stehende Thiere. Nur im Vorbeigehen führen wir Arten aus derselben Gattung an, wie die „Waldmaus, Brandmaus", und die jetzt in eine gesonderte Gattung verwiesene „Feldmaus". Daran reihen sich andere Nagethiere, also noch Verwandte, wie „Haselmaus, Eichelmaus" und die ausländischen „Blindmaus, Zibethmaus". Der Name „Schermaus", auch Schärmaus, Scheermaus und Schärrmaus geschrieben, wird in dreierlei Bedeutung gebraucht. Am richtigsten versteht man darunter eine Art aus der Gattung der Feldmaus, welche der Wasserratte vollkommen gleicht, nur höhere, trockne Gegenden bewohnt. Man heißt aber auch „Schermaus" in einem Theile Deutschlands den Hamster, endlich meint man unter „Schermaus" auch hie und da den Maulwurf, und wir kommen damit an die kleinen Raubthiere oder Insectenfresser, zu denen auch die „Spitzmaus" gehört. Daß diese Spitzmäuse so häufig mit den Feldmäusen verwechselt und an deren Statt, oder gar weil man sie für giftig hält, todtgeschlagen werden, ist sehr zu bedauern, denn die Spitzmäuse stiften viel Nutzen durch Vertilgung von Engerlingen, Regenwürmern und andern schädlichen Thieren, besonders Insecten. Sie sind von den wirklichen und verfolgungswürdigen Mäusen leicht zu unterscheiden durch den spitzigen Rüssel, welchem

sie ihren Namen verdanken; außerdem haben sie einen moschusartigen Geruch an sich, welcher sie vor den Verfolgungen aller Mäusefeinde sicher stellt, nur die Katzen beißen auch die Spitzmäuse todt, ohne sie aber aufzufressen. Wenn also schon die Natur für die Erhaltung dieser nützlichen Thiere besondere Vorsorge getragen hat, so sollte doch der Mensch nicht so unwissend oder unvernünftig seyn, sie umzubringen. Unsinniger Weise meinen die Landleute häufig, die Spitzmäuse könnten den Pferden Geschwülste an verschiedenen Körpertheilen verursachen. Am weitesten ab von der eigentlichen Maus liegt die „Fledermaus" und die „Speckmaus", letztere nichts Anderes als eine speckfressende Fledermaus. Wenn man indessen von dem nicht in die Augen fallenden Zahnbau absieht und sich die Flügel wegdenkt, so wird man die Aehnlichkeit zwischen einer Fledermaus und einer wahren Maus doch nicht verkennen.

In einer etwas anderen Weise von der Aehnlichkeit entlehnt ist der Ausdruck „Seemäuse", welchen die Schiffer für die viereckigen Eier, eigentlich die Eischalen der Haifische gebrauchen, welche nämlich lederartig sind und an jeder Ecke einen langen, geringelten Faden wie einen „Mäuseschwanz" tragen. Daran reihen sich Ausdrücke wie „Mausbirne" für eine lange, gelbe Kochbirne, die besonders durch den Stiel so lang und wie eine Maus mit ihrem Schwanze aussieht, und „Mauskartoffel" für eine lange maus- oder nierenförmige Kartoffelsorte.

Mit dem Worte Maus zusammengesetzt sind ferner vor Allem die Namen einiger Thiere, auf welche wir schon unter dem allgemeinen Namen „Mäusefeinde" verwiesen haben. Dazu gehört der „Mäusefalk", auch „Mäusegeier, Mäusehabicht, Mausadler, Mausaar" und bildlich „Mäusewächter" genannt, unser gemeinster, aber beinahe durchaus nützlicher Raubvogel, welcher in den meisten Gegenden Deutschlands Geier schlechtweg genannt wird, am bestimmtesten aber nicht bloß in der Wissenschaft,

sondern schon im gemeinen Leben Bußaar oder Bussard. Auch die damit verwandte Kornweihe, welche schon an Vogelbruten und selbst an Rebhühnern Schaden thut, wird ausdrücklich „Mausweihe“ geheißen, indem sie ebenfalls die Feld- und Waldmäuse verringern hilft; eben so heißt die gemeine Nachteule verstärkt „Mauseule“. „Mäuseesser, Mäusebeißer“ oder kurz „Mauser“ nennt man den Döbel, einen der sogenannten Weißfische (Cyprinus, jetzt Squalius dobula), weil man glaubt, daß er Wasserratten fresse. Bei Straßburg heißt er auch Furn, und weil er in der bezeichneten Weise einen Nebenbuhler der Katzen abgibt, so ist daselbst ein Scherzwort entstanden: „Ein Furn ist ein Kater.“ „Mäusefänger“ heißt eine Art Riesenschlange (Python) auf Borneo und wird nach den Erzählungen von Reisenden ohne alle Furcht zu diesem Zwecke in den Wohnungen gehalten. Dagegen gibt es noch einen „Mausfisch“, welcher, wie man schon aus dessen anderweitigen Benennungen Meerdohle und Meerdrossel schließen kann, diesen Namen vorzüglich seiner Farbe verdankt, welche man auch bei andern Gegenständen „mäusefahl“ heißt; es ist eine Art Lippfisch (Labrus merula), nur spannenlang, also auch von „Mausgröße“, oben bläulichgrau, unten silberglänzend, und findet sich im Mittelmeere. Eben daher ist auch die Benennung „Mauskopf“ zu ziehen, welche öfters das als Singvogel beliebte Schwarzplättchen führt; diese Vögelchen haben auf dem Kopf eine Platte, welche bei den Männchen ganz schwarz ist, bei den Weibchen heller, also „mausfarben“.

An den Namen der Mäusefeinde reihen wir die Gegenstände und Stoffe an, welche zur Vertilgung der Mäuse gebraucht werden oder schon von der Natur dazu bestimmt sind. An ihrer Spitze steht die in hunderterlei Einrichtungen vorkommende „Mausfalle“, und es mag hiebei bemerkt werden, daß es auch für den Menschen allerlei Mausfallen gibt, welche mitunter von den verführerischsten Händen und Augen gestellt werden. Der üblichste

Köder in Mausfallen ist Speck: „Mit Speck fängt man Mäuse". Man verläßt sich auf die alltägliche Erfahrung: „Hat die Maus einmal den Speck gekostet, so kommt sie wieder". „Mäusegift" oder „Mäusepulver" d. h. weißen Arsenik zu legen, bleibt allezeit eine mißliche Sache, welche durch Vergeßlichkeit irgend eines Mitwissers oder einer Mitwisserinn zu Mißhelligkeiten, ja zum schrecklichsten Unglücke führen kann, und die Regierungen haben ganz Recht, wenn sie Verbote dawider ergehen lassen. Als weniger bedenkliche, aber auch weniger sichere Gifte wendet man folgende an: Das „Mäuseholz" d. i. nichts Anderes als die holzigen Stengel jener Nachtschattenart, welche am häufigsten Bittersüß und zwar deßwegen genannt wird, weil dieses Holz, welches ein wichtiges Arzneimittel bildet, wenn man darauf beißt, Anfangs einen bittern, später einen süßlichen Geschmack zeigt, so daß der lateinische Namen Dulcamara gerade verkehrt ist; ferner den „Mäusepfeffer", wie man die sehr scharfen Samen des mit Recht sogenannten scharfen Rittersporns (Delphinium Staphisagria) nennt, welche auch unter dem Namen Stephanskörner in Apotheken gebraucht werden. „Mäusepfeffer" heißt man weiter den Roßpolei oder Waldziest (Stachys sylvatica), welcher durch seinen sehr unangenehmen Geruch die Mäuse verscheuchen, dagegen die Kröten anlocken soll, und noch mehrere Pflanzen, welche zur Vertilgung oder Vertreibung der Mäuse angewandt werden können, in einem andern Sinne aber auch den „Mäusekoth". „Der Mausdreck will allezeit unter den Pfeffer" sagt ein etwas derbes Sprüchwort, welches wir aber doch nicht umgehen können, da es zur Beleuchtung des Ausdrucks Mäusepfeffer in der letzten Bedeutung beiträgt.

Auch die brechenerregende und giftige Meerzwiebel aus dem Süden führt als Mäusevertilgungsmittel den Namen „Mäusezwiebel". Sie ist noch immer als Arzneimittel gebräuchlich, und die alten Aegypter hielten so viel von den Heilkräften derselben,

daß sie ihr Tempel bauten. Weiter ist allgemein üblich der Name „Mäusedorn" für einen noch im südlichen Tyrol wild wachsenden, bei uns in Anlagen gepflanzten, zwei bis vier Fuß hohen, immergrünen Strauch (Ruscus aculeatus), welcher sehr eigenthümlich aussieht. Die dornspitzigen Aestchen erscheinen nämlich ganz wie Blätter und tragen etwa in der Mitte ein aufgewachsenes wirkliches Blättchen und in dessen Winkel eine oder zwei kurzgestielte grünlichweiße Blüthen. Der Name wird davon abgeleitet, daß der Mäusedorn die Mäuse vom Speck abhalten soll.

Gegenstände, bei deren Namengebung Körpertheile der Maus als Muster gedient haben, sind folgende: „Mäuseohr" oder „Mäuseöhrlein" und in der Kunstsprache Myosotis heißt das bekannte Symbol der Treue, welches den viel sinnigeren Namen Vergißmeinnicht führt, außerdem auch der Feldsalat oder das Vielläppchen (Fedia olitoria); bei beiden Pflanzen ist die Benennung von der länglichen Form der Blätter entlehnt. Man benennt ferner „Mäuseöhrlein" die bekannteste Art von Habichtskraut, sonst auch Nagelkraut geheißen (Hieracium pilosella), und hier war auch der „mauseweiche" Filz der ovalen Wurzelblätter bei der Wahl des Namens maßgebend, wie bei Mäusli" und Mäusekraut. Man muß dabei und noch mehr bei der folgenden Pflanze an die Fledermäuse denken, denn die Hausmaus hat nur ganz dünn behaarte oder nackte Ohren. Mit seinen haarigen Stielen und gelben Blüthchen liegt dieses Mäuseöhrlein an sonnigen trocknen Plätzen auf dem Boden auf. Aus demselben Grunde hat das kriechende filzige Hornkraut (Cerastium tomentosum) den Namen „kriechendes Mäuseohr" erhalten; es stammt von den Küsten des Mittelmeeres, und wird bei uns in Gärten als Zierpflanze getroffen, welche Felsenparthien mit ihrem silberglänzenden Rasen überzieht. „Mäusedarm" oder „Mäusegedärm" ist ein anderer Name für das eigenthümlich gebaute Unkraut, welches gewöhnlicher Hühnerdarm genannt wird (Alsine media),

wie seiner Zeit auseinandergesetzt wurde. „Mäuseschwanz" und in der botanischen Terminologie Myosurus ist die einzige Pflanze, welche in der sechsten Ordnung der fünften Linneischen Classe steht, im Frühlinge auf thonigen Aeckern wächst und ihren Namen von dem nach der Blüthezeit sehr verlängerten Fruchtboden, der einem Mäuseschwanze gleicht, erhalten hat. Sie wird auch „Mäusegras" genannt, gehört aber nicht etwa in die Familie der Gräser, sondern zu den Hahnenfußgewächsen. Hingegen sind wirkliche Gräser die „Mäusegerste" oder der „Mäusehafer", auch Taubgerste, Katzenkorn u. s. w. benannt, d. i. nichts Anderes als der Fuchsschwanz, und der „Mausweizen", d. i. der gemeine Lolch, zwei vortreffliche Futtergräser, deren nicht mehlige Früchte aber für den Menschen keinen Werth haben, und welche daher das Volk den Mäusen überläßt. Eine ähnliche Wortbildung, wie die letzten, ist „Mäusebrod" für das Feigwarzenkraut (Ranunculus Ficaria), auf dessen längliche Wurzelknöllchen, sowie die später in den Blattachseln entwickelten, leicht abfallenden Brutknöllchen sich der Name bezieht. Die Knöllchen dieser der Gattung Hahnenfuß angehörigen Pflanze haben, da sie öfters durch Platzregen zusammengeschwemmt werden, zu der manchen Ortes im Schwung befindlichen Sage von Getreideregen Anlaß gegeben. Man erinnere sich auch an das „Schweinsbrod".

Wenn schon bei den letzten Ausdrücken der Maßstab einer Maus angelegt war, so gilt dieß wieder in einem etwas abgeänderten Sinne von der Benennung „Mäusekönig" für unsern kleinsten Vogel, den gewöhnlich sogenannten Zaunkönig. Die Maus, und namentlich von den verschiedenen Arten die Zwergmaus, ist das kleinste unter allen Säugethieren; erscheint es also nicht folgerichtig, den kleinsten unter den Vögeln, der auch ein König über die Zäune ist, den König der Mäuse zu nennen? Was übrigens die Kleinheit betrifft, so soll man sie nicht bespötteln, sie ist auch manchmal zu etwas nutz, wie dieß das

Sprüchwort würdigt: „Unter einem Fuder Heu erstickt keine Maus." Es gibt noch ein tief durchdachtes und von dem Gerechtigkeitssinne des Volks zeugendes Sprüchwort, welches die Kleinheit der Maus betont: „Was dir nicht gehört, das streift eine Maus mit dem Schwanze weg", wie gewonnen, so auch durch den geringfügigsten Umstand zerronnen!

Den Namen „Mausbaum" für den Faulbaum oder das Pulverholz (Rhamnus Frangula) glaube ich auf den widrigen „mäuselnden" Geruch des Bastes beziehen zu sollen, und finde eine Bestätigung dieser Ansicht schon in der Benennung Faulbaum, noch mehr aber in dem Namen Stinkbaum, der ihm auch ertheilt wird.

Wir haben uns nach und nach daran gewöhnt, die Mäuse fast zur Haushaltung zu rechnen, wie der Vers singt:

Kein Haus
Ohne Maus,
Keine Scheuer ohne Korn,
Keine Rose ohne Dorn.

Besonders finden sich „in alten Häusern viele Mäuse"; man behauptet aber, wenn ein altes Haus dem Einsturze nahe sei, so verließen es die Mäuse, von ihrem Instincte geleitet. Wo nicht auf dem Festlande, so doch jedenfalls zu Schiffe, zählt man die Mäuse förmlich zum Hausrath; denn wenn ein bedauernswerthes Schiff mit Allem, was darauf ist, vom Ocean verschlungen wird, so sagen wir, es sei mit „Mann und Maus" untergegangen. Auf Seeschiffen sind aber in der That auch die Mäuse eine viel ärgere Last, als in den Häusern, und durch ihre Schiffe haben ferner die Europäer dieses Ungeziefer in die von ihnen entdeckten Länder der fremden Welttheile verschleppt, wo sie mitunter bei der großen Fruchtbarkeit, wodurch sie sich überall unlieb auszeichnen, zur wahren Landplage wurden; bis endlich die weißen Männer, welche das Uebel gebracht, sich wieder erbarmten und

auch die Erlöserinn sandten, die Katze. Eine Katze ist zur Vertilgung der Mäuse unter allen tausend vorgeschlagenen Mitteln immer das beste; es muß aber auch eine „Mausekatze" seyn, keine verhätschelte Schooßkatze, welche die Mäuse nicht fängt. Ein ganz einfaches Auskunftsmittel ist es auch, die Mäuse todtzuschlagen, wenn man sie nämlich erwischt, die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn vor! Der Maus bleibt es natürlich unbenommen, sich in ein „Mausloch" zu flüchten, wenn sie ihrerseits es noch erreichen kann, und man darf schon sagen: „Es ist eine schlechte Maus, die nur Ein Loch weiß". Das versteht sich wohl nebenher: „Die Maus soll das Loch suchen, nicht das Loch die Maus", wie man auch sagt: Das Pferd soll zur Krippe gehen, nicht die Krippe zum Pferde. Und die Hand aufs Herz, gibt es nicht Fälle im Leben, wo der kühne Verfolger der Maus, der gewaltige Herr der Erde, sich selbst in ein Mausloch verkriechen möchte! Auch Betten, Schränke und andere Möbel bieten der verfolgten Maus immer leicht wieder einen Unterschlupf, und während Du mit zum Schlage ausgeholtem Stocke oder erhobenem Stiefelknechte dastehst, sitzt das gehetzte Thierchen im entgegengesetzten Winkel des Zimmers versteckt und hält sich „mäuschenstille". Wer, der schon einmal eine solche „Mäusejagd" angestellt hat, fühlt nicht das Malerische dieses Ausdrucks für die ängstlich lauschende Maus? und „kleine Mäuse haben auch Ohren". Wenn Du sie aber wieder aufgescheucht hast, und der geschwungene Stock hat sie getroffen, dann ist sie „mausetodt". Diese zwei malerischen Wortbildungen „mäuschenstille" und „mausetodt" sind ein sprechender Beweis, wie oft und mit welcher gespannten Aufmerksamkeit schon das Thun und Treiben der Mäuse, sowie der Kampf des Menschen und der Katze wider dieselben beobachtet worden ist.

In Keller und Speisekammer, in Scheunen und auf Kornspeichern ist der Platz, wo Mäuse sich mit Behagen herumtreiben

können, und sie verstehen sich auch ganz gut auf ihr Fach. „In leere Scheuern kriecht keine Maus". Mit Bezug darauf sagt ein anderes Sprüchwort: „Wer zu viel Korn hat, stelle sich Mäuse ein", und erläutert sich gleich selbst wieder durch den Vergleich: „und wer zu viel Geld hat, fange Proceß an!" Beim Käse können Katze und Maus zusammentreffen, denn eine frißt ihn so gern wie die andere, und „beißt die Maus einmal am Käse, kommt sie wieder", wie wir vorhin das Nämliche vom Specke gehört haben. Der Käse kann sich's noch zur Ehre anrechnen, wenn die Mäuse daran gehen; denn wie wir von früher her wissen: „es sind die besten Käse, welche von den Mäusen angefressen werden". Indessen jede Lust wird einmal gebüßt: „Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter". Ueberall, wo Menschen wohnen, gibt es für eine Maus etwas zu nagen, nur in einer Kirche findet sie nichts, woran sie sich bereichern könnte; daher sagen wir: „arm wie eine Kirchenmaus".

Das Weibchen wirft mehrmals des Jahres vier bis acht blinde und nackte Junge, und legt hiezu eine Art Nest von Stroh, Papier u. dgl. an, wozu es in der Regel einen möglichst verborgenen Winkel auswählt. Ausnahmen in dem letzten Puncte sind sehr selten, und wenn sie sich nun gar an ihren Erzfeind wagt, so schlägt man die Hände über dem Kopfe zusammen und spricht: „Es ist eine kühne Maus, die der Katze ein Nest ins Ohr darf machen!" Mancher trägt ein „Mäusenest" im Kopfe herum und heckt die wunderlichsten Geburten aus!

Der Name der Maus ist verewigt durch den „Mäusethurm", welcher bei Bingen mitten im Rheine steht. Der Sage nach soll ihn Hatto, Erzbischof von Mainz, erbaut haben. Bei einer großen Hungersnoth ließ der Unmensch das um Brod schreiende Volk in eine Scheune sperren und hierauf diese anzünden. Es war ein schrecklicher Anblick, nur der Bischof blieb unerweicht und spottete vielmehr, indem er sagte: „Hört wie die Mäuslein

pfeifen!" Da kam das Strafgericht des Himmels über Hatto; ungeheure Schwärme von Mäusen erschienen in seinem Schlosse, und je mehr man ihrer tödtete, desto größer wurde ihre Anzahl. Nun ließ Hatto den Thurm bauen und rettete sich auf einem Nachen dahin. Doch die Mäuse schwammen durch den Rhein, kletterten in den Thurm und fraßen ihn bei lebendigem Leibe auf; daher ist der Name Mäusethurm entstanden und geblieben bis heute.

Liebe Leserinn, wenn Du im Stande bist, eine Maus mit kaltem Blute, ohne Herzklopfen zu betrachten, so wirst Du Dich überzeugen, daß es ein ganz niedliches Thierchen ist, welches gar nicht begreifen kann, wie sie einem so gebieterischen Wesen, wie Dir, das an zwanzigmal so lang, als sie selbst, und entsprechend breit und dick ist, so unendlichen Schrecken einzuflößen vermöge; nur der lange, kahle Schweif beleidigt das Schönheitsgefühl. Auch wette ich meinen Kopf, daß sogar die Hasenfüßigste, welche auf Tisch und Bänke klettert, um sich vor einer Maus zu flüchten, sich gern aus liebem Munde „Mäuschen" nennen hört!

---

11. Der Fuchs.

Der Fuchs ist gegenwärtig noch unser häufigstes und daher auch schädlichstes Raubthier; er gehört nicht nur in die nämliche Familie, sondern auch in dieselbe Gattung, wie der Haushund, und gleicht mit seiner spitzigen Schnauze dem Spitz unter den Hundsrassen. Obwohl er durch Vertilgung schädlicher Thiere, wie namentlich Feldmäuse uud Maikäfer, wenn er gerade keinen besseren Bissen erwischen kann, so wie nachträglich durch seinen Pelz nicht unerheblichen Nutzen stiftet, so ist er doch ein arger Hühner- und Hasendieb, und mit wahrer Waidmannslust gehen die Jäger auf seinen Tod aus zu allen Jahreszeiten nach dem Spruche: „An einem Fuchse bricht man nicht Wildbann". Indessen beiläufig bemerkt gibt es doch auch Ausnahmen, manchmal zieht kein Strang: „Wenn man den Fuchs nicht beißen will, so kann man keinen Hund finden". Am Hausgeflügel richtet er oft empfindlichen Schaden an, daher sagt ein Sprüchwort: „Wer mit Füchsen zu thun hat, muß den Hühnerstall zuhalten"; nur „schlafender Fuchs fängt kein Huhn", wie wir das vorige Mal gehört haben, daß einem schlafenden Fuchse auch keine weise Maus in den Mund läuft. Dagegen ist wieder wohl zu beherzigen: „Wenn der Fuchs

predigt, hüte der Gänse; wenn der Fuchs die Gänse lehrt, so ist ihr Kragen sein Schulgeld".

Die Farbe des Fuchspelzes ist dunkelgelbroth, indeß finden sich hellere und dunklere Abarten, wovon die ersten „Goldfüchse", die zweiten „Brandfüchse" genannt werden. Es gibt aber auch „Goldfüchse", die hinter Schloß und Riegel aufbewahrt werden so lange, bis sie lachende Erben machen, und gibt noch auf Universitäten „Brandfüchse", welche den Comment studieren. Das Fuchsroth hat mehrfach bei Benennungen anderer Thiere zum Vorbilde gedient. So heißt man „Füchse" die ähnlich gefärbten Pferde, wovon wieder mehrere Abänderungen unterschieden werden; darunter z. B. der „Schweißfuchs", welcher von Weitem immer aussieht, als ob er schwitze. Außerdem gibt es zwei Schmetterlinge von verwandter Färbung, welche auch Füchse heißen, den großen und kleinen Fuchs. Von ihnen ist namentlich der kleine Fuchs, welcher auch nach der Nahrung der Raupe Nesselfalter genannt wird, ein häufiger, übrigens recht hübsch gefärbter Schmetterling. Der ganze schwarze Körper desselben ist mit fuchsrothen Härchen besetzt, ferner erscheinen die vier ausgeschweiften Flügel gleichfalls rothgelb; dazu ist nun der Saum mit hellblauer Fleckenreihe geziert. Wir reden auch von einem „Fuchsbart, Fuchshaar", einer „Fuchstraube" mit rothen Beeren u. s. w.

Der Fuchs besitzt einen stattlichen, buschigen Wedel oder Schwanz, welcher mehr wie die halbe Länge des ganzen übrigen Körpers mißt. Merkwürdiger Weise spielt dieser Wedel eine große Rolle bei allen Schelmenstreichen des Fuchses. Der müde Fußgänger, wenn das ersehnte Nachtquartier immer wieder in die Ferne schwindet, seufzt: „Die Meile hat der Fuchs gemessen und den Schwanz drein gegeben". Dieß ist der einzige Fall, wo der Fuchs der Vorstellung nach seinen Schwanz wirklich zu Hülfe nimmt, um eines seiner Stückchen auszuführen, sonst läßt sich ein eigentlicher Zusammenhang nirgends nachweisen. Und wir

kommen damit ganz von selbst auf den Charakter des Fuchses. Er ist gefräßig, vor Allem jedoch listig, vorsichtig und im Gegensatze zum Esel, der Gans u. a. das Vorbild der Klugheit. „Es stecken viele Esel in Einem Fuchse“ sagt man. Die volksthümlichste Vorstellung von der Klugheit des Fuchses liegt in der altclassischen Fabel, wo der Fuchs sagt, die Trauben, die ihm zu hoch hängen, seien noch sauer, und wenn er einen solchen Schmaus auf dem Korne hat, so kommt es ihm auf einen vergeblichen Bückling nicht an, dann „grüßt der Fuchs auch den Zaun um des Gartens willen“. Doch ist es, wie man schon hieraus ersieht, mehr List, Schlauheit, Pfiffigkeit, was man sich unter dem Bilde des Fuchses vorstellt, als ächte, edle Klugheit oder Weisheit, und die Bezeichnung „Fuchs, alter Fuchs“ für einen Menschen ist zwar keine Beleidigung, aber doch auch gerade kein Compliment. Nun erzählt man zwar manches Märchen von dem Fuchse, aber dessenungeachtet bleibt es wahr und die Jäger können sich jeden Tag davon überzeugen, daß er die genannten Eigenschaften in hohem Grade besitzt, sich dadurch und von seinen scharfen Sinnen unterstützt ihren Verfolgungen sehr geschickt zu entziehen weiß und sie vor Verdruß manchmal selbst „fuchswild“ macht, wie ein süddeutscher Ausdruck lautet. Der unterirdische Bau, den er sich zu seiner Wohnung anlegt, das „Fuchsloch“, hat 30 bis 50 Fuß im Umkreise und immer zahlreiche Ausgänge oder nach der Jagdsprache Röhren, welche oft ganz versteckt sind, so daß ihm, wenn man nicht sorgfältig alle mit Hunden besetzt, stets noch einer oder der andere offen bleibt, zu entwischen. „Es ist ein armer Fuchs, der nur Ein Loch hat“, urtheilt einer achselzuckend über den andern; bei der Maus haben wir sogar gehört, es sei eine schlechte Maus, die nur Ein Loch wisse. Selten dagegen jubelt der Jäger: „Zwei Füchse in Einem Loch!“ wie der glückliche Fliegenfänger: Zwei Mücken mit Einem Klapps!

Aus Furcht vor Entdeckung ist der Fuchs pfiffig genug,

seine Räubereien niemals in der Nähe des Baues zu verüben. „Wo der Fuchs sein Lager hat, da raubt er nicht“ lehrt die Diebspraktik.

Wie tief und ausgeprägt das Bild dieses Thieres im Volksbewußtseyn wurzelt, beweist am schönsten das alte deutsche Märchen vom Reineke Fuchs, welches zwei Großmeister der Kunst in edlem, sich überbietenden Wetteifer, der eine mit dichterischem, der andere in unseren Tagen mit malerischem Gewande ausgeschmückt haben. Auf irgend eine der wiederholten Verkleidungen Reinekes bezieht sich vielleicht zunächst der bekannte Ausdruck vom Hervorgucken des Fuchsschwanzes für eine heimliche Schelmerei. Schon das Sprüchwort sagt: „Der Fuchs kann seinen Schwanz nicht bergen“. Auch Kaulbach, wo er Reineke in Kleidern abbildet, vergißt nie, den Schwanz vorgucken zu lassen, namentlich wo der Fuchs im ersten Gesange als Clausner mit langer Kutte vor Henning dem Hahne Besserung heuchelt. Dieß führt uns in natürlichem Zusammenhange auf die eigenthümlichen Ausdrücke „fuchsschwänzen, Fuchsschwänzer, Fuchsschwänzerei“ für hinterlistige Charaktere:

Fuchsschwänzer sind den Herren lieb,
Und stehlen mehr doch als ein Dieb!

Die Erklärung dieser Wortbildungen ist zu suchen in dem ausführlicheren Ausdrucke: „Den Fuchsschwanz streichen“ für schmeicheln, wie man denn auch „Fuchsschwanzstreicher“ für Fuchsschwänzer sagt. Auch die Katzen lieben es, daß man ihnen den Schweif streichelt, oder recken den Schweif aus, wenn sie gestreichelt werden, und in ähnlichem Sinne, sowie unter ähnlicher Voraussetzung sagt man: Einem Menschen den Bart streichen. Derlei Benennungen, welche von einzelnen Theilen eines Thieres abgeleitet sind, müssen gewiß höchst merkwürdig erscheinen und ein beredtes Zeugniß geben von der Bildsamkeit der deutschen Sprache.

Was nun weitere etymologische Ableitungen angeht, so ist

von Fuchs selbst das Zeitwort „fuchsen“ gebildet worden, was gewiß die Förster auf der Fuchsjagd, wo ihnen Reineke seinen Schabernack spielt, im Aerger ersonnen haben. „Das fuchst mich“ sagen wir und fahren uns in die Haare, wenn uns ein verdrießlicher Vorfall durch den Kopf geht, an dem wir doch nichts zu ändern wissen. „Der Landrichter fuchst die Bauern“ ist die alte Vorstellung von dem Wirkungskreise gewisser Beamten, und so ließen sich noch mehr Beispiele angeben. Noch mehr ins Hochdeutsche aufgenommen sind ein Paar einschlägige Zusammensetzungen: der nämliche Landrichter z. B. thront inmitten eines Heeres von „Federfuchsern“ und ist oft selbst für seine Untergebenen der größte Federfuchser. Jener Steuereinnehmer, zu dem der Doctor das Kind schickte, welches eine Kupfermünze verschluckt hatte, mit der Anweisung: Wenn der sie nicht herausbringt, gebt die Hoffnung auf, der bringt den Leuten allemal sicher den letzten Pfennig heraus! — jener Einnehmer also war gewiß ein „Pfennigfuchser“. „Fuchsen“ für fleißig arbeiten und studieren ist ein Studentenausdruck, zu vergleichen mit ochsen; eben so wie „Fuchs“ nebst dem erwähnten Brandfuchs für den Neuling in einer Landsmannschaft. Dagegen in allen Kreisen wieder gebraucht man den Ausdruck „Schulfuchs“, welcher als Uebersetzung von Pedant, freilich nur in dem einen Sinne, gelten kann, und dessen Ableitungen „schulfuchsen und Schulfuchserei“, wo der Fuchs wieder als Plage, wie für den Jäger, angesehen wird.

Von einzelnen Körpertheilen des Fuchses ist es abermals der für so wichtig geltende Fuchsschwanz gewesen, welcher als Muster bei der Namengebung für andere Naturgegenstände vorgeschwebt hat. „Fuchsschwanz“, eben so griechisch-lateinisch Alopecurus, heißt von seiner buschigen Aehre mit in der Zeit der Blüthe heraushängenden gelbröthlichen Staubfäden eines unserer besten Futtergräser, welches überall auf guten Wiesengründen

vorkömmt, sehr früh im Mai und Juni blüht, sich stark bestockt und schnell wieder nachwächst; das nämliche haben wir auch schon als Katzenkorn und Mäusehafer kennen gelernt. Außerdem nennt man auch „Fuchsschwanz“ den Amaranth oder Tausendschön (Amarantus caudatus), diesen ausdrücklich wegen seiner dunkelrothen Blümchen, welche in dichten Knäueln beisammenstehend oft mehrere Fuß lange, hängende Schweife bilden. Dieser Fuchsschwanz ist im südlichen und mittleren Asien einheimisch und wird bei uns häufig als Zierpflanze in Gärten gezogen.

Die Lebensweise des Fuchses hat das Vorbild abgegeben bei der Benennung der „Fuchsente“ und vielleicht auch der „Fuchsgans“. Die „Fuchsente“ nämlich, welche auch von einem breiten rostgelben Bande über die Brust Brandente genannt wird (Anas Tadorna), hat ihren Aufenthalt in unterirdischen Höhlen, darin kommt sie mit dem Fuchse überein. Mit eintretendem Frühjahre zeigt sie sich an den Küsten der Nord- und Ostsee, und sowie sie anlangt, sucht sie in den verlassenen Kaninchenhöhlen der Dünen, sogar in Fuchsbauten selbst ihren Brüteplatz. Am Tage nach dem Auskriechen führt die Alte ihre Jungen ins Meer, und überrascht man sie zur Zeit der Heimkehr, so sucht sie den Jäger durch allerlei Künste und Grimassen in einiger Entfernung an sich zu locken, was auch an den Fuchs in einer andern Hinsicht erinnert. Wie viele andere Arten von Wildenten kommt sie mitunter, namentlich des Winters, auch ins innere Deutschland. Die „Fuchsgans“ verfliegt sich nur bisweilen in das südliche Europa, ihr Vaterland ist Aegypten, daher sie in der Naturgeschichte ägyptische Gans genannt wird. Es ist der lang mit der Fuchsente verwechselte vulpanser, griechisch chenalopex der Alten, von dem schon Herodot spricht, und welcher oft auf den ägyptischen Denkmälern abgebildet ist. Nach der älteren Meinung soll sie sich ebenfalls in Höhlen unter dem Boden aufhalten, nach der neueren Ansicht beruht diese Angabe auf

der Verwechselung mit der vorigen, und der Name ist von ihrem pfiffigen Fuchscharakter entlehnt.

„Fuchsbeere“ heißt man wieder nach einer ganz anderen Rücksicht in einigen Gegenden die Brombeere, wohl als eine der Obstarten, welche der Fuchs frißt.

Betrachten wir nun weiter nach Maßgabe der Volksanschauung das Leben und Treiben des Fuchses. Er ist oben auch als gefräßig geschildert worden, damit harmonirt das Sprüchwort: „Jeder Fuchs pflegt seines Balges“. — Das Meiste aber, was noch von ihm zu sagen ist, bezieht sich auf seinen bereits ausführlich geschilderten Charakter:

Fuchs ohne Tück'
Ist ein Tausendglück!

Schon die eigenthümlich schräg stehenden Augen verleihen seinem Gesichte den Ausdruck der Verschmitztheit. Jede Hoffnung auf Sinnesänderung ist vergeblich: „Der Fuchs ändert den Pelz und behält den Schalk“. Mit zunehmendem Alter wird er vielmehr immer pfiffiger: „Alter Fuchs kommt nicht ins Garn“. Man fängt nämlich die Füchse entweder im Garn, oder man legt „Fuchseisen“, oder stellt „Fuchsgeschosse“ auf d. s. sich selbst entladende Geschosse für dieselben, oder man schießt sie mit „Fuchsschrot“, oder veranstaltet ein „Fuchsgraben“ in ihren unterirdischen Bauten. Wenn einer einmal mit blauem Auge davon gekommen, so ist er gewitzigt: „Der Fuchs geht nicht zum zweiten Mal ins Garn“. Aber „man fängt keinen Fuchs, außer im Fuchsbalge“; daher trachte man, mit gleichen Waffen zu kämpfen: „Füchse muß man mit Füchsen fangen“. Doch Geduld! Untreue schlägt ihren eigenen Herrn: „Man fängt auch wohl den gescheidten Fuchs“. Wie im Leben selbst der Pfiffigste am Ende seinen Meister findet, so gibt es auch seit Menschengedenken eine Satyre auf die Klugheit des Fuchses in dem allbekann-

ten, auch zwischen dem jugendlichen Göthe und Dorilis hin und her gegangenen Volksspiele und Volksreime:

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg,
Lebt er lang, so wird er alt!

Ja „wenn der Fuchs zeitig ist, trägt er selbst den Balg zum Kürschner“ oder anders ausgedrückt: „Alle listigen Füchse kommen endlich beim Kürschner in der Beize zusammen“; und wenn sein Fell gegärbt ist, so verwendet es der Buchbinder zu Zwecken, worüber sich der Verblichene noch im Grabe umdrehen würde: „Der listige Fuchs wird doch endlich noch unterm Arm zur Kirche getragen“.

Mit zwei andern thierischen Charakteren wird der Fuchs zusammengestellt und verglichen, mit dem Löwen und dem Hasen:

Was der Fuchs nicht kann erschleichen,
Da muß des Löwen Klau' hinreichen:

nach diesem wechselnden Grundsatze hat Ludwig XIV. das herrliche unwiederbringliche Elsaß von Deutschland losgerissen.

Auf der andern Seite steht der Hase dem verschmitzten, gar nicht wählerischen Fuchse, bei welchem der Zweck die Mittel heiligt, als die verfolgte Unschuld gegenüber; es gibt aber auch Leute, die weder verschmitzt, noch unschuldig, „weder Fuchs, noch Hase“ sind. Und doch wäre es manchmal gut, wenn man Beides vereinigen könnte: „Man muß Fuchs und Hase, schwarz und weiß seyn können“. Nun schließlich darf ich wohl hoffen, mich in der Gunst der schönen Leserinn, welcher ich gewiß dießmal nicht zu nahe getreten bin, so weit emporgeschwungen zu haben, daß sie mich nicht dahin wünscht, „wo Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen!“

12. Der Wolf.

Der Wolf liefert ein merkwürdiges Beispiel, wie ein in der Wirklichkeit so gut wie bei uns ausgerottetes Thier doch noch in der Phantasie des Volkes fortlebt, und wird uns auch hier länger beschäftigen, als der noch so häufige Fuchs. Man kann in ganz Deutschland keinen bestimmten Bereich mehr angeben, wo der Wolf regelmäßig vorkäme, nur ausnahmsweise verirrt er sich einmal zu uns, und doch ist er noch am vollen Leben in zahlreichen Sprüchwörtern und Wortbildungen, welche von ihm und seinem Namen herrühren. Freilich ist er auch ein Thier, das nicht so leicht sich aus dem Gedächtnisse verwischt; wer einmal in dessen Rachen gesehen hat, wird seiner Lebtage es nicht mehr vergessen. Vor Allem ist es das feindliche Verhältniß zwischen Wolf und Schaf, was der Einbildungskraft des Volkes mit unauslöschlichen Zügen sich eingeprägt hat; „es grüßt kein Wolf ein Lamm" sagt eins der vielen Sprüchwörter; und „wenn der Wolf das Schaf heiratet" heißt so viel, als das lateinische ad calendas graecas, oder wenn sich Himmel und Erde küssen und andere Unmöglichkeiten. Dann ist der Wolf das Sinnbild roher Gefräßigkeit: „Was dem Wolf in die Kehle kommt, ist Alles verloren"; diejenigen,

welche sogar Leichen ausscharren, werden „Währwölfe" genannt, und dienen unter Anderem den Ammen als besonders kräftiger Popanz für die Kinder. Gleich dem Fuchse ist der Wolf eine Art aus der Gattung des Hundes, und sowie der Fuchs unter den Hundsrassen dem Spitz am nächsten steht, ebenso der Wolf mit seinen zottigen Haaren dem Schäferhunde. Mehrere Sprüchwörter lauten ähnlich wie bei dem Fuchse, und der letztere wird ausdrücklich mit dem Wolfe zusammengestellt:

Der Fuchs ändert den Balg
Und bleibt ein Schalk;
Der Wolf ändert das Haar
Und bleibt wie er war!

„Dem schlafenden Wolfe" heißt es hier mutatis mutandis, „läuft kein Schaf ins Maul"; und wie der Fuchs den Gänsen predigt, um ihnen hinterher den Kragen umzudrehen, so lautet hier die Parallele dazu: „Wenn der Wolf die Geißen beten lehrt, so frißt er sie für's Lehrgeld". Ein anderes Sprüchwort macht schon einen gewissen Unterschied: „Wolf und Fuchs haben ungleiche Stimmen, aber gleichen Sinn", und hat auch in der ersten Hälfte vollkommen Recht, denn die Füchse bellen wie Hunde, die Wölfe aber heulen. Das Letztere wissen wir ja eigentlich schon lange, denn von Jugend auf hören wir als eine goldene Lebensregel preisen: „Wenn man unter den Wölfen ist, muß man mit ihnen heulen", oder indem man auch noch die lichtscheuen Nachtvögel darauf reimt:

Bei Wölfen und Eulen
Lernt man heulen!

und in Mönchslatein:

Ulula cum lupis,
Quibuscum esse cupis.

Der Name des Wolfs ist auf ein räuberisches Insect übertragen worden: „Wolf im Korn" heißt man die Getreidemotte,

deren Räupchen auch unter dem Namen weißer Kornwurm auf den Fruchtspeichern mit Recht gefürchtet sind. Trefflich gewählt ist auch der Name „Wolf" für das Borstengras (Nardus stricta), welches sich durch seine gedrungenen, starren Büsche und die ungemein starken, langen Fasern, womit es sich festwurzelt, auffallend auszeichnet; in dem moosigen Boden, worin die Pflanze wächst, drängt sie durch ihre Starrheit Alles zur Seite, und bildet dadurch trichterförmige Vertiefungen, gleichsam wie ein Wolf um sich fressend, an dessen zottiges Fell auch ihre starren Büsche erinnern. Außerdem kommt der Wolf etwa in ein Dutzend bildlichen und technischen Ausdrücken vor; doch meist nicht in ganz Deutschland oder nur in der Sprache einzelner Gewerbe, wir wollen daher nur ein Paar davon anführen. Am üblichsten ist in der Industrie die Benennung „Wolf" für die erste Maschine, womit sowohl Schaf= als Baumwolle bearbeitet werden, und bezieht sich hier auf eine mit ungeheuren eisernen Zähnen besetzte Hohlwalze als Hauptheil derselben, welche an das gewaltige Gebiß des Wolfes erinnert. Weiter heißt man „Wolf" eine durch Reiben entstandene Hautentzündung, von welcher angehende Fußgänger oder Sonntagsreiter öfters heimgesucht werden: „wer selten reitet, hat bald einen Wolf". Hier schreiben wir den Namen dem Umsichfressen von derlei Hautkrankheiten zu.

Das Verkleinerungswort „Wölflein" gebraucht man in einigen Bezirken Süddeutschlands für die entzündliche Beule eines hervorbrechenden Zahnes, und eben daselbst ist auch für das Zahnen der Kinder das Zeitwort „wölfen" üblich, welches außerdem auch die Bedeutung von Jungewerfen hat, nicht bloß für den Wolf selbst, sondern auch für Hund, Luchs und verwandte Thiere. Aehnliche Wortbildungen, die früher vorgekommen, sind kalben und lammen, jedoch letztere von dem besonderen Namen abgeleitet, welchen das Junge bei diesen Thierarten führt.

Auch bei der Bildung der zahlreichen Zusammensetzungen

haben die Eigenthümlichkeiten des Wolfes vorgeschwebt, namentlich wieder seine gefräßige Raubgier. „Meerwolf" oder „Seewolf" heißt man ein Paar Fische, einmal den unersättlichen, grimmigen Hai, dann aber noch einen in der Ost- und Nordsee hausenden Fisch von Mannslänge (Anarrhichas Lupus), welcher seine Raubsucht und Gefräßigkeit schon durch den großen, weiten, mit starken Zähnen besetzten Rachen verräth. Der Seewolf zermalmt damit Muscheln und Krebse, die seine Nahrung bilden. Die glatte Haut desselben ist schwarzgrün und sein Fleisch wohlschmeckend. Außerdem ist „Meerwolf" ein veralteter Ausdruck für Hyäne, ähnlich gebildet wie Meerkatze und Meerschweinchen, und es ist bei dieser Namengebung richtig beachtet, daß die Hyäne noch in dieselbe Thierfamilie gehört, wie der Wolf. Auch ein inländischer Fisch führt den Namen des Wolfes, nämlich der sogenannte „Ratzwolf", richtiger „Rotzwolf" gesprochen, und zwar wegen des Schleimes, mit welchem dessen Körper bedeckt ist. Dieser Fisch heißt sonst Kaulbarsch, auch Rotzbarsch, dann Schroll u. s. w. (Perca cernua), und gehört in die Gattung der Barsche oder Bärsche, welche so raubgierig sind, daß sie ihrer eigenen Art nicht schonen. Er wird nur sechs bis acht Zoll lang, ist aber dennoch seines trefflichen Fleisches wegen geschätzt.

„Immenwolf" ist eine weitere Zusammensetzung, welche als Namen für zwei Bienenfeinde, theils für einen gewissen Vogel, theils und noch häufiger für einen Käfer gebraucht wird. Der Vogel, welcher auch Bienenfresser heißt, findet sich im gelobten Lande und schon im südlichen Europa, und kommt zu uns nur zufällig auf seinen kleinen Wanderungen, besonders in heißen Sommern. Es ist ein mehr bunt als schön gefärbter Vogel gelb, grün und braun gefleckt; er frißt Bienen, aber auch viele Heuschrecken und andere schädliche Insecten. Der Käfer, welcher „Immen- oder Bienenwolf" genannt wird (Trichodes apiarius), kommt bei uns regelmäßig vor, hat schön roth und stahlblau

gebänderte Flügeldecken; seine Larve hält sich im Innern der Bienenstöcke auf und lebt von der Brut der Bienen.

„Wasserwolf" heißt man hie und da die große Sichelschnepfe (Numenius arcuata), welche als Zugvogel auf ihren Wanderungen von den Meeresküsten, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, ins Innere regelmäßig den Gewässern folgt. Sie wird auch „Regenwolf", Regen- und Wettervogel genannt, indem man ihr Geschrei, wie das der sogenannten Regenpfeifer, als ein Anzeichen von bevorstehendem oder anhaltendem Regenwetter gelten läßt. Auf den Wasserwolf wollen wir zum Gegensatz den „Feuerwolf" folgen lassen; so heißen die Bäcker ein prasselndes Feuer im Backofen, und hier bezieht sich der Name unserer Ansicht nach auf die Heftigkeit, Gewaltigkeit des Feuers.

Von einer andern Eigenheit, nämlich der Stimme des Wolfes entlehnt, ist der musikalische Kunstausdruck „Orgelwolf" für einen heulenden Ton im Innern der Orgel, wenn der Wind einen falschen Weg macht. Endlich gibt es noch eine aus den Spinnstuben stammende, komische Zusammensetzung „Rockenwolf", welche so viel als Faulpelz oder Flegel bedeutet, und sonder Zweifel mit Bezug auf das Zerstören und Verwirren des Spinnrockens durch einen solchen Herumlungerer von den schönen Spinnerinnen erdacht worden ist, um sich lästige Anbeter vom Halse zu schaffen.

Nur in Einer Zusammensetzung, wo auch die Raubgier angedeutet werden soll, steht das Wort Wolf als Bestimmungswort vorne, nämlich in dem Namen der „Wolfsspinne", griechisch-lateinisch Lycosa, derjenigen, welche kein Gewebe verfertigt, sondern ihre Beute im Lauf oder Sprunge erhascht. Mehrere Gattungen davon finden sich auch bei uns auf Aeckern, in Gärten und Wäldern; am bekanntesten ist aber die Tarantel in Italien, berüchtigt wegen der Fabel, daß die von ihr gestochenen Menschen eine Art Krampf bekämen, in Folge dessen sie unwillkürlich tanzen

müßten und nur durch Musik davon geheilt werden könnten. Fürchterlich sieht sie allerdings aus, denn sie erreicht die außerordentliche Größe von einem Zolle.

Wir kommen damit auf die ähnlich gebildeten Namen einer Anzahl von Naturkörpern, bei deren Benennung einzelne Körpertheile oder Erzeugnisse des Wolfes als Muster gedient haben. Die meisten sind Pflanzen, und der gebräuchlichste von all diesen Namen ist „Wolfsmilch" für das bekannte Giftgewächs, welches schon als Eselsmilch besprochen wurde und außerdem noch Hunds- und Teufelsmilch genannt wird. Die mit dem giftigen Milchsafte erfüllten Blätter werden von der schönen Raupe des nicht minder schön gefärbten „Wolfsmilchschwärmers" ohne Nachtheil verzehrt. Während sich hier die Einbildungskraft des Volkes die Milch eines so gefährlichen Raubthieres selbst als etwas Gefährliches vorstellt, hat es einen davon ganz verschiedenen Grund, wenn man eine andere Giftpflanze „Wolfswurz" oder „Wolfskraut" nennt, nämlich den Sturm- oder Eisenhut mit gelben Blüthen; der letztere ist auch für die Wölfe ein Gift und heißt auch ausdrücklich „Wolfsgift", eben so in der wissenschaftlichen Kunstsprache Aconitum lycococtonum. Wir stoßen hier auf eine höchst merkwürdige Analogie zwischen dem Wolf und dem Schweine. Während die Namengebung der Wolfswurz genau jener der für die Schweine giftigen Schweinmelde entspricht, schließen sich nun auch hier an die Wolfswurz, wie dort an die Schweinmelde, mehrere Namen von Giftpflanzen an, bei denen man in Zweifel bleibt, ob sie als giftig für den Wolf bezeichnet werden sollen, oder ob die grimmige Natur eines Raubthieres vorgeschwebt hat, in welcher sich die giftige Beschaffenheit der Pflanze wiederspiegeln soll, oder ob endlich Beides bei der Schöpfung der Namen zusammengewirkt hat. Der Saukirsche entspricht hier die „Wolfskirsche" und zwar ganz in derselben Bedeutung für die Belladonna; der Saubeere die „Wolfsbeere", worunter hier die

Einbeere verstanden wird, welche auch „Wolfstraube“ oder ebenfalls Wolfskirsche heißt. So sagt man ferner „Wolfsbast“ für den giftigen Seidelbast oder Kellerhals mit seiner arzneikräftigen Rinde. Endlich stelle ich hieher den Ausdruck „Wolfsschote“, womit mehrere Arten von Platterbsen belegt werden, am richtigsten aber die rothe Platterbse oder wilde Kicher, deren Samen man für giftig hält, obwohl diese Angabe noch der Bestätigung bedarf. Sie ist mit der eßbaren deutschen Kicher verwandt und in Südeuropa einheimisch. Was aber diese Benennung giftiger oder doch schädlicher Pflanzen gerade nach den Thieren, welchen sie schaden, betrifft, so haben wir Anklänge daran auch schon bei andern Thieren getroffen; man erinnere sich an den dem Wolfskraute entsprechenden Namen Ochsenkraut für den die Ochsen verwundenden Ochsenbrech oder die Hauhechel; auch Kuhpilz für den die Milch verschlechternden Pilz, Schaflinse für die giftige Kronenwicke u. a. „Wolfsfuß“ oder „Wolfstrappe“ und eben so in der botanischen Terminologie Lycopus heißt eine bei uns am Wasser wachsende, nicht sehr bekannte Pflanze mit kleinen, innen roth gestrichelten Blüthen, etwa von der Form der Löwenmäulchen, welche in dichten Quirlen um den viereckigen Stengel her stehen. Auf diesen letzteren bezieht sich hier der Name, indem derselbe mit tiefen Furchen versehen und an den Kanten mit krausen Haaren bedeckt, eine entfernte Aehnlichkeit mit einem haarigen Thierbeine besitzt. Das Gewächs wird auch ausdrücklich „Wolfsbein“ genannt. Ganz dieselbe griechische Wortbildung ist Lycopodium, welcher Namen auch im Deutschen gebraucht wird für das sogenannte Hexenmehl zum Blitzmachen und zum Streupulver für kleine Kinder. In der Botanik heißt man Lycopodium nicht bloß diesen gelben Staub, welcher die unvollkommenen Samen vorstellt, sondern das ganze Gewächs, und eine hin und wieder gebräuchliche Uebersetzung von Lycopodium lautet „Wolfsklaue“, gewöhnlich jedoch wird die Pflanze

Bärlapp genannt. Beide Benennungen sind von den eng zusammengedrängten, kleinen, zugespitzten Blättchen entlehnt, welche sich mit Klauen und derlei vergleichen lassen. Nach einer romantischeren Anschauung wird das Pflänzchen auch Jungfernfuß, von einer etwas heruntergekommenen Phantasie aber Sautanne genannt.

„Wolfsgesicht“ wie früher Katzengesicht, auch „Wolfsschein“ und Lycopsis heißt ein Unkraut, an welchem die Röhre der blauen, trichterförmigen Blumen krumm gebogen ist und so, da sie noch an einem borstigen Stengel sitzen, die Einbildungskraft des Volkes an den aufgesperrten Rachen eines Wolfs mit der ihm eigenthümlichen Krümmung des Halses gemahnt; eben daher führt die Pflanze auch den Namen Krummhals. „Wolfsbart“ heißt ein weiteres Gewächs, welches häufiger den Namen Bocksbart führt, und zwar von den langhaarigen Federkronen der Früchtchen. „Wolfsauge“ ist endlich ein Naturkörper aus einem andern Reiche, nämlich der Schmuckstein, welcher gewöhnlich den Namen Katzenauge führt. „Wolfsbohne“ ist die Uebersetzung von Lupine, die sonst auch Feigbohne genannt wird. Sie ist bei uns hauptsächlich in Gärten als Ziergewächs anzutreffen, wovon es gelb-, weiß- und blaublühende Arten gibt. Im südlichen Europa dienen die Samenkerne als Nahrungsmittel und Viehfutter, bei uns ist die Pflanze für die sogenannte Gründüngung zum Anbau empfohlen worden. Das Wort Wolf bedeutet hier etwas Unedles, Unächtes, Falsches, und während man so einerseits an die Roß- und Saubohne erinnert wird, läßt sich andererseits auch die „Wolfsschote“ damit zusammenstellen, wenn der Name auch für ungiftige Arten von Platterbsen gebraucht wird. So entspricht hier auch der seiner Zeit angeführten Mäusegerste eine „Wolfsgerste“, d. i. nichts Anderes als das mit viel mehr Schwung sogenannte Frauenhaar, ein zierliches Farrenkraut mit dünnen, ja fast haarfeinen Blattstielchen, welche röthlich-schwarzbraun,

glatt und glänzend sind. Die Aehnlichkeit mit Gerste ist also viel entfernter, als bei der Mäusegerste.

Gehen wir nun an die eigentliche Charakterschilderung des Wolfes. Keines von allen Raubthieren gilt in dem Grade als das eigentliche Muster unersättlichen Heißhungers. „Ich habe einen Hunger wie ein Wolf" ruft der Mann beim Nachhausekommen der Frau entgegen, wenn er den ganzen Morgen in seinem Berufe thätig war. Vollends die Anforderungen, welche man glaubt an einen „Wolfsmagen" stellen zu können, beweisen erst recht, welchen Begriff man sich von dessen Leistungsfähigkeit macht. „Der Wolf frißt kein Ziel" seufzt der Schuldner auf Martini, wenn die Zinsen fällig sind, und „es hat noch kein Wolf einen Winter gefressen" klagen wir etwas später, wenn uns das Holz ausgeht, oder Scherz bei Seite, wenn mit voller Macht die Sehnsucht nach dem Frühlinge in unserm Herzen wach wird.

Der Wolf geht an die größten Hausthiere, wie Pferde und Rinder, und leider werden alljährlich auch noch in Europa Menschen von ihm zerrissen, nicht bloß in der Moldau, Wallachei, Polen und Rußland, sondern auch manchmal in Spanien und Frankreich bis in die Ardennen, vor Allem im Winter, wo es den Wölfen an Futter gebricht. Schaarenweise fallen sie auf den Landstraßen die Reisenden, besonders im Schlitten an und dringen in die Dörfer ein; denn „der Hunger treibt den Wolf aus dem Busch und über Schnee und Eis". Wenn sie auch zehnmal abgeschlagen werden, sie warten ihre Zeit ab: „Ich komme doch noch ins Dorf" sagt der Wolf. Die liebste Speise des Wolfes ist das Schaf, vom Lamme bis zum erwachsenen Hammel, welchen er noch ganz gut im Rachen davontragen kann. Da bricht er nun die Gelegenheit vom Zaune: „Der Wolf findet leicht eine Ursache, wenn er das Schaf fressen will". „Aus Liebe frißt der Wolf das Schaf" fügt der Sarkasmus hinzu. „Lamm!

Lamm! ist des Wolfes Vesperglocke" lautet ein ausgezeichnetes, so zu sagen tonmalerisches Sprüchwort, indem es offenbar das Bimbam der Glocken nachahmt. Wir werden damit schon zum zweiten Male auf geistliche Functionen hingewiesen, welche nach der Volksanschauung der Wolf in heuchlerischer Weise verrichtet. Oben war die Rede davon, daß er die Geißen beten lehre, um sie zu fressen; er stellt auch den Beichtvater vor in majorem Dei gloriam! „Es ist ein albern Schaf, das dem Wolfe beichtet". Und wieder ganz der Heuchler ist abconterfeit in dem Spruche: „Wenn der Wolf psalmodirt, gelüstet ihn der Schafe". Das boshafteste aber von den daher gehörigen Sprüchwörtern lautet: „Was ein Wolf gebissen oder ein Pfaffe, heilt hart!"

„Nicht um meinetwillen, sagt der Wolf in der Volksfabel, aber ein Schaf schmeckt doch gut", und „es geht klein her, sprach er ein anderes Mal, da er Schnaken fraß".

Die Schäfer müssen einmüthig ihre Maßregeln ergreifen, um den gemeinsamen Feind abzuwehren: „Wenn die Hirten sich zanken, hat der Wolf gewonnen Spiel". Selbst wenn „der Wolf im Schafspelz" kommt, darf sich der Schäfer nicht täuschen lassen. Auch ist es nicht genug, daß der Hirt genau die Zahl seiner Heerde kennt oder die Thiere mit Zeichen versieht, denn „der Wolf frißt auch die gezeichneten Schafe". Keine Nachgiebigkeit einem entschiedenen Gegner gegenüber, dazu wenn fremde Wohlfahrt auf dem Spiele steht: „Wer des Wolfs schont, der gefährdet die Schafe"; denn „Wölfe rathen den Schafen nicht, was ihnen zuträglich ist". Aber doch lieber ein ehrlicher Feind, als ein falscher Freund: „Besser es fresse mich ein Wolf als ein Schaf!" Wie man der Katze den Käs nicht anvertrauen kann, so darf man auch hier den Bock nicht zum Gärtner machen:

Wo der Wolf weidet die Heerd',
Sind die Schäflein bald verzehrt;

oder in Prosa: „Wo der Wolf Schafhirt ist, da geht es nicht

bloß an die Wolle, sondern auch ans Fell". Ja „der Wolf schnappt nach dem Lamm noch wenn ihm die Seel' ausgeht"; und doch gibt es Leute, welche selbst dieses stark aufgetragene Bild durch ihre Habgier noch überbieten, von einem solchen Menschen sagt man: „Er jagt dem Wolfe das gefressene Schaf ab!"

Nicht immer ist es den Hirten Ernst mit der Verfolgung des Wolfes, manchmal muß er auch, ähnlich wie der Hund, den Sündenbock machen: „Wenn das Schaf gestohlen ist, so sagt der Schäfer: der Wolf hat's gethan". Wenn aber die Hirten ihre Pflicht thun wollen, so heißt es vor allen Dingen: „Man muß zuvor eine Grube machen, wenn man den Wolf fangen will". Ist der Fang geglückt, so lasse man sich nicht abermals durch Heuchelei täuschen; „wenn der Wolf gefangen ist, stellt er sich als wie ein Schaf". Nein, jetzt ist sein letztes Stündlein gekommen, und die ganze Heerde jauchzt: „Der Wölfe Tod ist der Schafe Heil!"

Es gibt ein Sprüchwort, welches darauf sich bezieht, daß der Wolf auch die Menschen anfällt, es handelt vom Saumseligen, der wartet, bis ihm das Wasser an den Hals geht: „Der schreit zu langsam, den der Wolf erwürgt!"

Trotz jener uralten Feindschaft zwischen den Schäfern und Wölfen gibt es eine Bauernregel, welche damit in Widerspruch zu stehen scheint, nämlich: „Zu Lichtmessen hat der Schäfer lieber den Wolf als die Sonne im Stalle". Diese Regel bezieht sich darauf, daß man zu Anfang Februar warmes Wetter für schädlich hält und mit Bestimmtheit annimmt, daß es später noch einmal kalt werde. Anders ausgedrückt lautet sie: Wenn zu Lichtmeß der Dachs seinen Schatten sieht, so kriecht er wieder auf sechs Wochen ins Loch.

Früher hatte man vor solchen Raubthieren, wie Wolf und Bär, den einzigen, welche in Europa dem Menschen zu Leibe gingen, eine so abergläubische Furcht, daß man sie gar nicht bei

ihrem wahren Namen zu nennen wagte, sondern ihnen ganz andere gab, z. B. Holzhund oder Unthier für Wolf. Man glaubte, die Thiere hörten es, wenn man sie nenne, durch eine Art Zauber überall, wo sie gerade wären, und es käme eines herbei, um den Frevler anzupacken und aufzufressen. Daher stammen solche Sprüchwörter wie: „Wenn man vom Wolfe redet, guckt er über die Hecke" oder „so sieht man (von) ihm den Schwanz" und in Reime gebracht:

Wenn man den Wolf nennt,
Kommt er gerennt;

auch schon im Alterthume: Lupus in fabula, welche wir noch immer im Munde führen, ohne deren Sinn zu verstehen, wenn Jemand in die Gesellschaft eintritt, von dem eben gesprochen wurde. Schon etwas anzüglicher ist der folgende Ausspruch: „Ich schweige — der Wolf ist mir nicht fern!" Ließ nun aber doch in alter Zeit ein Wolf sich blicken, so suchte man ihn hinwieder zu berufen und zu behexen; darauf bezieht sich der Spruch: „Bliebe der Wolf im Walde, so würde er nicht beschrieen". Aber „ein Wolf beschreit den andern nicht", wie man auch sagt: „Es beißt kein Wolf den andern", keine Krähe hackt der andern ein Auge aus.

Noch sind einzelne Züge zu dem Charakter des Wolfes beizufügen. „Der Wolf kann nicht schmeicheln" sagt das Volk, und darin unterscheidet es ihn bestimmt von dem Fuchse. Dann wieder Bezeichnungen seiner Gewaltthätigkeit: „Wen der Wolf rächt, der ist wohl gerochen". Aber auch Angabe von Mitteln, sich dagegen zu schützen: „Zu Wolfsfleisch gehört ein Hundszahn", und ein köstliches Bild in ein Paar kurzen Strichen entrollend: „Wer beim Wolfe Gevatter stehen will, muß einen Hund unterm Mantel haben", wie seiner Zeit erwähnt wurde. Es besteht nämlich eine natürliche Feindschaft zwischen Wolf und Hund, namentlich geht der große Bauernhund mit Wuth auf ihn los. Siegt der

Hund, so läßt er den getödteten Feind liegen; bleibt aber der Wolf Sieger, so frißt er seinen Gegner auf. Auch Klugheit und Vorsicht schützt nicht immer vor den Verfolgungen des Feindes: „Wölfe tragen auch weiße Hündlein ins Holz“ (um sie nämlich dort in Ruhe aufzuzehren).

Der Wolf ändert so wenig seinen Sinn als der Fuchs, haben wir schon im Eingange erwähnt: „Wie der Wolf behäutet ist, wird er wohl behaaren“. Solche veraltete Ausdrücke, wie behaaren für sich behaaren, erinnern daran, daß der Wolf selbst veraltet oder ausgestorben ist. „Der Wolf wird älter, aber nicht besser“, und „er bessert sich wie junge Wölfe“ sagen wir von einem Unverbesserlichen. „Ein Wolf kennt den andern wohl“: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Nur die äußerste Noth zerreißt die Gemeinschaft der verbrecherischen Spießgesellen: „Wenn ein Wolf den andern frißt, ist Hungersnoth im Walde“.

Doch was ist das Ende vom Liede? Das hülflose Alter macht auch den gefürchtetsten Tyrannen zum Kinderspotte: „Wenn der Wolf altert, reiten ihn die Krähen!“

13. Der Löwe.

Der Löwe gilt wegen seiner außerordentlichen Stärke, seines majestätischen Ansehens, seines stolzen Anstandes und des allgemeinen Schreckens, der die andern Thiere bei seinem Anblicke befällt, seit alten Zeiten als der König der Thiere.

Wüstenkönig ist der Löwe

beginnt Freiligrath's schwungvoller „Löwenritt".

Namentlich dem Männchen verleiht die lange, etwas dunkler gefärbte Mähne, mit welcher Kopf, Hals und Brust umgeben sind, ein würdevolles Aeußere. Mit einem Schlage seiner Tatze schlägt er einem Pferde das Rückgrat entzwei, wirft mit seinem Schwanze den stärksten Mann zu Boden, und in ungeheuren Sprüngen von 20 bis 36 Fuß bemächtigt er sich seiner Beute. Seine Stimme ist ein furchtbares Brüllen, das, so weit es gehört wird, alle Thiere in Schrecken setzt: „Wenn der Löwe brüllt, so zittert der Wald". Doch ist er bei Weitem nicht so kühn, als der Tiger, aber auch nicht so blutdürstig wie dieser. Sein Charakter ist ernst und ruhig, seine gerühmte Großmuth aber sehr übertrieben worden, er verläugnet vielmehr keineswegs

die ächte Natur der Katzen, zu deren Geschlecht er gehört, greift aber den Menschen ungereizt nie an. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Affen und Gazellen. Durch Anzünden von Feuern können sich Karawanen leicht vor seinen, sowie anderer Raubthiere, Anfällen schützen; aber daß er sich vor einem Hahne, namantlich dessen Krähen fürchte, ist eine aus dem Alterthume stammende Fabel. Ehemals war er bis nach Griechenland verbreitet; jetzt ist er längst aus Europa gänzlich verschwunden, aber wenigstens seinem Charakter nach allgemein bekannt geblieben.

So furchtbar der Löwe ist, so hat man doch schon öfters beobachtet, daß er sich gewissen Personen zutraulich angeschlossen hat. Aus dem Alterthum wird die Geschichte vom Sklaven Androklus erzählt, welcher bei einem jener grausamen römischen Volksschauspiele mit einem Löwen fechten sollte, dessen Fuß er einmal geheilt hatte, aber von demselben mit großer Dankbarkeit wieder erkannt wurde. Ob diese Geschichte auf Wahrheit beruhe, mag dahingestellt bleiben, doch kennt man beglaubigte ähnliche Fälle. Ein gewisser Compagnon fand am Flusse Senegal einen todkranken jungen Löwen und nahm sich aus Mitleid seiner an. Das Thier erholte sich und faßte dadurch zu seinem Wohlthäter eine solche Zuneigung, daß es ihm überall wie ein Hund, mit dem Stricke um den Hals nachfolgte. In zwei Gedichten besungen ist die Begebenheit eines Löwen mit dem Kreuzfahrer Walter vom Thurm oder Gottfried Latour, genannt der „Löwenritter". Dieser hatte einen Löwen aus den tödlichen Umarmungen einer Schlange befreit, wofür ihm der Löwe aus Dankbarkeit von Stund an wie ein Hund auf Tritt und Schritt folgte. Als nun der Kreuzritter sich zur Heimfahrt anschickte, mußte er den Löwen zurücklassen, weil er keinen Schiffer fand, welcher das gewaltige Thier an Bord genommen hätte. Der Löwe rannte am Ufer auf und ab und stürzte sich endlich in das Meer, um dem bereits fernen Schiffe nachzuschwimmen, der Ritter erkennt ihn,

Auch der Leu wird sein gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar,
Hebt, vom Strudel schon errafft,
Hoch sein Haupt mit letzter Kraft —
Er blickt ihn an: O Retter, hab Dank
Für alles Gute, und versank.

Auch jener Löwe des Großherzogs von Toscana hat sich bekannt gemacht, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus dem Thiergarten in der Hauptstadt entsprang und ganz Florenz in Schrecken setzte. Alles zog sich mit scheuer Eile ins Innere der Häuser zurück, nur ein kleines Kind blieb in ahnungsloser Unschuld an einem Brunnen sitzen. Der Löwe naht sich und erhebt schon die Tatzen gegen sein wehrloses Opfer, da stürzt aus einem nahen Hause ein Weib mit fliegenden Haaren, die unglückliche Mutter! Furchtlos fällt sie den Löwen an und reißt ihm das Kind aus dem Rachen. Der Löwe stutzt und läßt die Mutter mit ihrem Kinde entrinnen:

Da erkannte gerührt so Jung wie Alt
Des Mutterherzens Allgewalt
Und des Leuen großmüthigen Sinn zugleich!

Jung läßt er sich, wie auch der erste solche Fall zeigt, am leichtesten und bis zu einem gewissen Grade zähmen, und immer zeigt er einige, manchmal außerordentliche Anhänglichkeit an seinen Wärter. Vor dem scharfen Blicke des Menschen weicht er scheu zurück, worauf größtentheils die Kunst der Thierbändiger beruht.

Von den Körpertheilen des Löwen, die eine bildliche Anwendung gefunden haben, ist nichts bekannter, als der „Löwenzahn", auch in der botanischen Kunstsprache Leontodon, eine unserer gemeinsten Pflanzen, welche daher auch alle möglichen, mitunter die seltsamsten Namen führt. Sie heißt Butter-, Eier- und Dotterblume von der gelben Farbe, Kuh-, Pferde- und Schweineblume als ein beliebtes Futter, Milchstöckel und Milch-

röthel von ihrem Milchsafte, Schäfchenblume von den weißen Federkronen der Früchtchen; außerdem Pfaffenröhrchen, Mönchskopf, Kettenblume u. s. w. Der Name Löwenzahn ist so gebildet, wie Schafeuter für einen gewissen weißen Pilz, und einige andere. Das Wort Zahn bezieht sich auf die Gestalt der einzelnen, in dem Mönchskopfe beisammenstehenden Blumen, es ist aber dabei nicht an die Farbe eines Zahnes selbst, sondern an die des „Löwenfelles“ gedacht. Der Name Pfaffenröhrchen bezieht sich auf die hohlen, röhrenförmigen Stengel oder eigentlich Blüthenstiele, und so deute ich auch Mönchskopf von dem hinfälligen, kugeligen Fruchtstande, dessen einzelne Früchtchen vermöge der schon erwähnten Federkronen sich so leicht wegblasen lassen. Weil die Kinder gern die hohlen Stengel zu Ketten zusammenstecken, heißt sie aus der Kindersprache auch Kettenblume.

Allgemein gebräuchlich ist ferner der Name „Löwenmaul“ für eine Blume, die auch in der Botanik eine rachenförmige genannt wird (Antirrhinum), und besonders bei der großen Art mit roth und gelben Blumen, die in unsern Gärten gezogen wird, ist eine gewisse entfernte Aehnlichkeit mit ihrem Vorbilde unverkennbar. Es ist eine ganze Gattung mit vielen Arten, wovon eine, die verbreitetste, auch Leinkraut (längst als eigene Gattung Linaria) heißt und schöne gelbe Blumen mit Sporen hat, also auch in der Farbe wieder an den Löwen erinnert. Seltener nennt man „Löwenmaul“ eine Pflanze, die auch Lerchensporn genannt wird (Corydalis bulbosa). Die Blume ist nicht mehr eigentlich rachenförmig, aber doch ähnlich gestaltet, und gleicht der des nahe verwandten Erdrauchs, Farbe purpurroth und weiß. Der Stengel hat nur zwei gefingerte Blätter und endigt unten in einen tief unter der Erde liegenden hohlen Knollen. Bezüglich der Wortbildung sind mit dieser Benennung zu vergleichen Kuhmaul, Schafmaul und Schafmäulchen, dann Affenmäulchen, lauter Pflanzennamen.

„Löwenfuß" ist erstlich ein anderer Name für den Bärlapp oder die Wolfsklaue, das Lycopodium, also diesen beiden Ausdrücken ganz analog. Am gebräuchlichsten ist aber die Benennung „Löwenfuß" oder „Löwentappe", auch französisch pied de lion für eine Pflanze, die sonst auch Sinau genannt wird (Alchemilla vulgaris), und bezieht sich auf die ein bis drei Zoll breiten Wurzelblätter mit sieben bis neun runden Lappen, welche einem Thierfuße mit ausgespreizten Zehen gleichen. Auch mit Mantelkrägen lassen sich diese Blätter vergleichen, woher das Gewächs weiter den romantischen Namen Frauenmantel erhalten hat. Die Blüthchen sind gelblichgrün und sehr unansehnlich. Die Alchemisten sammelten den Thau von den Blättern des Löwenfußes, daher der lateinische Name Alchemilla.

„Löwenklaue" ist eine seltenere Benennung für die gewöhnlicher sogenannte Bärenklaue, nämlich die einheimische unächte, oder den Bärenklau, ein verbreitetes Wiesenunkraut aus der Familie der Doldengewächse (Heracleum Sphondylium). Von den wirklichen Löwenklauen schreibt sich das Sprüchwort her: „An der Klaue erkennt man den Löwen", das alte lateinische: Ex ungue leonem! „Löwenohr" heißt eine Pflanze vom Vorgebirge der guten Hoffnung, welche einen schönen, vier Fuß hohen Zierstrauch unserer Treibhäuser bildet (früher auch Leonotis, jetzt Phlomis leonurus genannt), von den hochgelben, sammetartigen Lippenblumen, woran die Unterlippe sehr klein ist.

„Löwenschwanz" heißen zwei Pflanzen, einmal als Uebersetzung vom eigentlichen Leonurus eine, die auch den veralteten Namen Herzgespann (cardiaca) führt, und zwar als Mittel gegen das Herzklopfen bei Kindern. Die blaßrothen Lippenblumen stehen zu 14—18 im Kreise oder in sogenannten Quirlen, welche hier meiner Ansicht nach mit einem geringelten Löwenschweife verglichen werden. Zweitens nennt man „Löwenschwanz" den sonst ungenau und schleppend sogenannten Erbsenwürger

(Orobanche), ein Schmarotzergewächs, welches auf den Wurzeln anderer Pflanzen, einiger Hülsenfrüchte, des Hanfes, Tabaks uud vieler andern wächst, und diesen die Säfte aussaugt. Die Arten dieser Pflanzengattung sehen nicht grün, sondern bleich gelb oder bräunlich aus und sind häufig mit eben solcher Wolle überzogen; statt Blätter haben sie Schuppen, und die rachenförmige Blume ist auch öfters gelb. Die Benennung Löwenschwanz läßt sich also aus dem eigenthümlichen Ansehen des ganzen Gewächses hier wohl erklären. Endlich heißt man „Löwenschwanz" auch ein Thier, nämlich einen geschwänzten ostindischen Affen, der auch Lowando genannt wird (Inuus Silenus); er hat einen Schwanz mit einer Quaste am Ende, wie der Löwe, aber eine ganz andere Farbe, er ist nämlich schwarz mit einem ebenfalls schwarzen oder auch grauen Kragen und Bart, wird zwei Fuß groß und findet sich auf der Insel Ceylon.

Ein anderer nach dem Löwen benannter Affe ist das zierliche „Löwenäffchen" (Hapale Rosalia), nicht größer als ein Eichhörnchen, aus Südamerica, goldgelb, am Kopfe mit langer Mähne. Es sind muntere, lebendige Thiere, welche leicht zahm werden. Hier bezieht sich der Name auf die Farbe und Mähne. Auf die Farbe allein bezieht er sich bei dem Namen „Löwenbirn" für eine vorzügliche Winterbirnsorte. Von der Mähne allein ist der Name „Löwenhündchen" entlehnt für ein löwenartig behaartes, geschätztes Schooßhündchen; es ist gewöhnlich von weißer Farbe mit braunen Flecken, die Haare lang, besonders an den hängenden Ohren und an der Schwanzspitze, wo sie die sogenannte Fahne bilden.

Seinen vollen Namen hat der Löwe ein Paar anderen Thieren verliehen, vor Allem dem „Seelöwen" oder der „Löwenrobbe", einer mit dem Seebären in die gleiche Gattung gehörigen Art von Robbe oder Seehund. Er ist rothgelb, und das Männchen hat eine löwenähnliche Mähne, was Beides neben

dem Löwen an das Löwenäffchen erinnert; er wird zwölf Fuß lang und findet sich im stillen Meere. Hingegen „Ameisenlöwe" und in der Kunstsprache Myrmeleon heißt man ein ganz kleines Thier, ein Insect aus der Ordnung Wasserjungfern, welches im vollkommenen Zustande nach der Analogie Ameisenjungfer und nur als Larve Ameisenlöwe genannt wird. Es ist ein etwa erbsengroßes, birnförmig rundes Thierchen, und weil dasselbe sich nur langsam bewegen kann, so würde es ihm schwer halten, Ameisen und andere Insecten, von denen es sich nährt, zu erhaschen, wenn es nicht die Kunst verstände, diesen Fallen zu legen. Man bemerkt hie und da an Waldrändern und sonst in fein sandigem Boden kleine trichterförmige Gruben; wirft man dahinein eine Ameise, so sieht man, daß nun aus der Mitte der Grube kleine Strahlen von Sand geschleudert werden, was der hier versteckte Ameisenlöwe mit seinem Kopfe thut, so daß die Ameise nicht weiter kann, sondern rückwärts in die Grube fällt, wo sie der Ameisenlöwe mit seinen Fangzangen packt und aussaugt. Dieses merkwürdige Thierchen trägt also den Löwennamen als ein Raubthier unter Seinesgleichen.

Der Löwe ist das Sinnbild der Stärke, Kühnheit, des Muthes und der Tapferkeit. „Löwenmuth, Löwenkühnheit, Löwenkraft", ein „Löwenherz", überhaupt „Löwensinn" sind Eigenschaften, auf die ein Mensch stolz ist: „Löwenherz" ist der bekannte Beinamen jenes romantischen und bis auf unsere Tage in Liedern lebenden Königs Richard von England. Hie und da einmal treibt der Löwe Mißbrauch mit seiner Stärke: aus jener Fabel des Phädrus, wo Kuh, Ziege und Schaf mit dem Löwen gemeinsam Jagd auf einen Hirsch machen, ist uns der Ausdruck vom „Löwentheil" geläufig, welchen gegenwärtig manche Politiker auf ein Bündniß aus der neuesten deutschen Geschichte anwenden wollen. Zwei Thiere werden dem Löwen in verschiednen Richtungen gegenübergestellt, der Fuchs mit seiner List und der

Hase als das Bild der Furchtsamkeit. Von dem ersten heißt es: „Was der Löwe nicht kann, das kann der Fuchs“, oder in dem Bilderreichthum der Volkssprache greifbar ausgedrückt: „Wo die Löwenhaut nicht ausreicht, da knüpft man den Fuchspelz daran“. Noch mehr ist der Hase seinem ganzen Charakter nach das Gegentheil des Löwen: „Ein Löwe geht mit keinem Hasen schwanger“, wie umgekehrt eine Taube keinen Sperber heckt. Gar manchmal sind die Tugenden des Löwen bloß geborgt und erheuchelt: „Das Löwenmaul hat ein Hasenherz“, in welchem Sprüchworte uns das Löwenmaul noch einmal in einer ganz anderen, auch bildlichen Bedeutung vorkömmt. Noch anzüglicher sagt man von solchen Soldaten, die der Franzose soldats du pape nennt: „Zu Hause Löwen, im Treffen Hasen!“ Aber „den todten Löwen kann jeder Hase an der Mähne zupfen“, wie den Wolf, schon wenn er alt wird, die Krähen reiten. Manchmal „will es gar der Esel mit dem Löwen aufnehmen“ und gegen die Dummheit kämpfen selbst Götter vergebens! Wie übel es dem „Esel in der Löwenhaut“ ergangen, wissen wir aus der Aesopischen Fabel. Auch der Große, der Edle, der Hochherzige ist vor kleinlichen Plagen nicht sicher: „Auch der Löwe muß sich vor der Mücke wehren“.

Trotz dieser idealen Anschauung von den Seelenkräften des Löwen bleibt er in der nackten Prosa des Lebens eines der fürchterlichsten Raubthiere; doch hat Schiller uns belehrt, daß es noch etwas Fürchterlicheres gebe, in jenen tief empfundenen Zeilen:

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!

Nur Einen Fall gibt es, wo das Bild des Löwen ins Lächerliche gezogen wird, bei jenen „Löwen“ mit wallender Mähne,

welche wie aus dem Modejournal geschnitten und mit ins Auge gepreßtem Zwicker auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen sich vergeblich abmühen, die Augen verständiger Mädchen auf sich zu ziehen.

Und nun zum Schlusse bittet der Verfasser das geneigte Publicum, wenn er es anders verdient haben sollte, mit dem Volke im Sommernachtstraum ihm zuzurufen:

Gut gebrüllt, Löwe!

---

14. Die Vögel.

Die Thiere, welche uns die ausgeprägtesten Charaktere und in größter Zahl geliefert haben, hieß man früher vierfüßige Thiere; da es aber noch mehr Thiere mit vier Füßen gibt, so hat die neuere Naturforschung einen strenger wissenschaftlichen Namen erfunden, welcher jedoch bisher gar nicht ins Volk gedrungen ist, und welchen man den herrschenden, etwas prüden Begriffen gemäß beinahe nicht ohne leises Bedenken in gemischter Gesellschaft aussprechen darf, weil man unwillkürlich daran erinnert wird, daß der Mensch, wie unendlich erhaben er auch durch seinen unsterblichen Geist über dem gesammten Thierreiche steht, doch nach seinem leiblichen Baue auch dieser Thierclasse angehört. Wie mit den vier Füßen, so ist es auch mit manchen anderen Merkmalen, sie reichen in andere Abtheilungen der Thiere hinüber: es haftet kein ganz bestimmter, ausgesprochener Begriff an diesen vierfüßigen oder Säugethieren, und dieß ist ohne Zweifel ein weiterer Grund, warum in der Einbildungskraft des Volkes noch immer kein Bild von Säugethieren existirt. Anders in beiden Stücken verhält es sich mit den Vögeln; die Vögel machen in der Natur-

geschichte eine abgeschlossene und abgerundete Classe, aus welcher keine Uebergänge in andere Classen stattfinden, und die Vögel haben auch ein Bild mit ganz bestimmten Zügen in des Volkes Phantasie gewonnen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet,

so singt — fast alle Sprachen haben dasselbe Wort für die Dichter wie für die Vögel — der große Meister des Gesangs in der Person seines Sängers, und er denkt dabei an das harm- und sorgenlose Leben der Vögel, deren Lieder nur Lust und Liebe athmen. Eine fromme Volksbetrachtung sagt: „Laß die Vöglein sorgen, die schwache Beinlein haben", und erinnert an jenes erhabene Wort: Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nähret sie doch; seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?

Und doch will Niemand „sitzen wie der Vogel auf dem Zweige", und ist das Bild des Vogels nicht so ganz ohne schlimmen Nebenbegriff in unsere Sprache übergegangen; wir haben recht wohl das Neckische, Muthwillige, sogar etwas Uebermüthiges im Gebahren der Vögel ausgefunden, und sagen mit leisem Vorwurfe „loser Vogel", etwas stärker, doch immer noch in gutmüthigem, versöhnlichen Scherze „Spottvogel", ohne bei dem letzteren Ausdrucke gerade an den einheimischen Spottvogel oder Spötter zu denken, welcher einer Grasmücke gleicht und seinen Namen daher führt, weil er in seinen eignen, sehr melodischen Gesang die Stimmen anderer Vögel einflicht. Noch einen Schritt weiter und in einem etwas verschiedenen Sinne geht die gleichfalls spaßhafte Redensart „lockerer Zeisig", worin bestimmter ausgedrückt wird, wie ein sorgenfreies Leben zum Uebermuthe und zu schlaffen Sitten führt. Auf dem Gipfel dieses Uebermuthes wiegt sich das Reimlein:

Vogel freier Wicht
. Bedarf des Galgens nicht!

Gewiß kann es auch keine passendere Stelle geben, den Ausdruck „vogelfrei" einzuschalten, als hier; der Geächtete, des Schutzes der Gesetze Beraubte war ein freier Wicht, wie der Vogel, und bedurfte auch des Galgens nicht mehr, um sein elendes Daseyn zu enden. Jetzt gebrauchen wir blos noch im Scherze die Redensart „für vogelfrei erklären" von als herrenlos erkannten Gegenständen. Aus all den aufgezählten Wortbildungen und Sprüchen jedoch leuchtet immer hervor, daß das Volk den Vögeln nicht gram seyn kann trotz ihrer Fehler, wenn sie je daran leiden.

Aber nicht bloß dem Gesange, sondern seinem innersten Wesen nach fühlt sich der Dichter verwandt mit den Vögeln in jenen unvergleichlich schönen, vom tiefsten Naturgefühle eingegebenen Zeilen:

Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Berge, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt!

Wo gibt es eine zweite Classe von Thieren, die ein Menschenherz so zu begeistern vermag?

Der Gesang bildet ein Merkmal zur Kenntniß der verschiedenen Vogelarten, auch ohne daß man sie nur sieht, jedoch fast bloß in der einen Ordnung Singvögel; darauf legt zwar die Naturforschung ebenfalls, noch mehr aber das Volk Gewicht, denn es sagt: „Am Pfeifen kennt man den Vogel", und ausführlicher mit beigefügten Vergleichen:

Den Vogel kennt man am Gesang,
Den Hasen an dem Klang,
Den Esel an den Ohren
Und an den Worten den Thoren.

So zieht man auch die Schlußfolgerung, welche schon sehr ins Allegorische hinüberspielt: „Böser Vogel, böser Gesang". In diesem Kreise darf man sich fest darauf verlassen, daß „jeder Vogel singe, wie ihm der Schnabel gewachsen ist", während sich die Menschen häufig erst noch dazu ermahnen lassen. Die jungen erlernen den Gesang immer wieder von ihren Aeltern, und wenn's auch für den Anfang nicht ganz gelingen will, so bleibt es doch immer die nämliche Tonart:

Wie die Alten sungen,
So zwitschern die Jungen!

Mehrere Vögel, wie Gimpel, Staaren, Canarienvögel u. a., welche zum Theil von Natur aus eine widerwärtige Stimme besitzen, werden künstlich zum Gesange abgerichtet; aber „man muß den Vogel erst im Käfig haben, ehe man ihn singen lehrt". Der Vorlaute wird gestraft: „Die Vögel, die zu früh singen, holt am Abend die Katze". Dieß letztere Schicksal scheint besonders eine Art von Fliegenschnäpper zu theilen, denn man heißt ihn schlechtweg den „Katzenvogel"; man setzt denselben, obwohl er nicht wirklich zahm wird, in Zimmer, um die Fliegen wegzuschaffen, wo er sich gern hinter die Stubenthüre hockt.

Bei manchen Vögeln lauten die Töne nicht so getragen, wie beim Singen, sondern haben mehr Aehnlichkeit mit einem Geschwätze. Es gibt einen bei uns hie und da in wasserreichen Gegenden häufigen Vogel, welcher der „Schwätzer" genannt wird; gewöhnlicher heißt man ihn Wasserstaar oder Bachamsel, da er mit beiden Vögeln Einiges gemein hat, ungefähr so groß wie ein Staar ist, aber einen stärkeren Leib und andere Farben hat, oben schwärzlich wie eine Amsel, unten rostbraun mit weißer Brust. Er lebt von kleinen Fischen und andern Wasserthieren,

bleibt mitten im härtesten Winter bei uns und singt an hellen sonnigen Wintertagen fröhlich auf einsamen Waldwiesen, selbst auf dem Eise einige helle Strophen, welche durch schnarrende, gleichsam schwatzende Töne unterbrochen werden.

Bekannter sind die „Steinschmätzer", welche gleichfalls vom Schwätzen so heißen; denn man sagt in einigen Mundarten Süddeutschlands schmätzen und schmatzen statt schwätzen und schwatzen. Es gibt mehrere Arten, am treffendsten aber ist der Name für die Art, welche auch Weißschwanz genannt wird. Sie sind muntere Vögel, welche sich am liebsten auf Steinhaufen und Felsen setzen, um von da ihren schwatzenden Gesang ertönen zu lassen, während die meisten Singvögel, wie ihre Königinn die Nachtigall, im lauschigen Dunkel des Laubes versteckt ihre schmelzenden Weisen ausflöten.

Für am stärksten im Schwätzen nicht bloß, sondern vielmehr im Schelten gilt der Rohrsperling, denn man sagt: „Schimpfen wie ein Rohrspatz". So gewöhnlich diese Redensart ist, so glaube ich doch, daß die Wenigsten, welche sie im Munde führen, den Vogel kennen, welcher sie veranlaßt hat. Mit dem gewöhnlichen Sperling stimmt er in der unansehnlichen Färbung fast ganz überein; richtiger heißt er jedoch Rohrammer und ist nahe verwandt mit dem Goldammer oder Emmerling, welcher sich besonders im Winter mit den Spatzen zusammenhält und dann häufig auf den Straßen zu sehen ist. Er liebt sumpfige, vom Wasser durchzogene Gegenden, wo viel Rohr mit Weiden- und Erlensträuchern wächst; von hier läßt er beinahe den ganzen Tag unablässig seine Stimme hören: sie klingt ganz eigenthümlich, als ob es ihm ordentlich sauer würde, die einzelnen Sylben hervorzustoßen, und erlangt so Aehnlichkeit mit der vom Zorne halb erstickten Stimme eines Scheltenden. Besonders wenn sich Jemand ihrem Aufenthalte nähert, sollen sie ein sperlingsartiges Geschrei erheben. Außer diesem Rohrammer gibt es noch drei

Vögel, welche gleichfalls in einigen Gegenden Rohrsperlinge genannt werden, nämlich der Rohrsänger (Silvia arundinacea), der Schilfsänger (S. phragmitis) und die Rohrdrossel (S. turdoides), wovon besonders der erste und die letzte einen schnarrenden, nicht wohltönenden Gesang besitzen und auch wohl für die Urheber der sprüchwörtlichen Redensart von dem Rohrspatz gehalten werden.

Als Muster eines gedankenlosen Schwätzens stellt man einige Vögel hin, welche nicht singen können, wenigstens nicht von Natur aus, dagegen menschliche Worte nachsprechen lernen, vor Allem den ausländischen Papagei, dann die Atzel oder Aelster und den Staar. Der Papagei und die Aelster besitzen eine fleischigere Zunge als andere Vögel, im Verhältnisse etwa so wie der Mensch, ferner der Staar, und die Aelster ebenfalls, den sogenannten Singmuskelapparat an dem Kehlkopfe, und haben hieran Hülfsmittel, menschliche Worte zu lallen. Da aber all das nur ein Geplapper ohne Bewußtseyn des Gesprochenen seyn kann, und diese Vögel einen natürlichen Trieb haben, wenn sie einmal abgerichtet sind, Gehörtes nachzusprechen, so sagen wir von blinden Nachbetern, ungefähr solchen, die wir auch Affen heißen, daß sie etwas „nachschwätzen wie ein Papagei oder wie ein Staar.“

Die Vögel zeichnen sich durch die wahrhaft mütterliche Sorgfalt aus, womit sie ihre Eier ausbrüten und die Jungen groß ziehen oder „hecken“. Ehe das Eierlegen anfangen kann, bauen sie Nester aus Haaren, Wolle, Grashalmen, Moos u. dgl., welche Stoffe sie Stück für Stück mit unermüdlichen Fleiße im Schnabel nach Hause tragen und dem werdenden Neste einfügen; daher sagt ein Sprüchwort, welches den Anfänger und jungen Hausvater Geduld lehrt: „Nach und nach macht der Vogel sein Nest.“ Fast jeder Vogel baut ein anderes Nest, was Form und Zubehör sowohl, als auch Standort betrifft; in diesem Sinne heißt es: „Den Vogel erkennt man aus dem Neste“ und mit einem ge-

müthlicheren Anstriche: „Jeder Vogel hat sein Nest lieb.“ So lieb aber auch einem Vogel sein Nest seyn mag, so wäre es doch keine anmuthende Behausung für einen Menschen; wer mit seinem Aufenthaltsorte aus irgend einem Grunde unzufrieden ist, besonders ein Großstädter, der in ein Landstädtchen oder gar ein Dorf verschlagen worden, schilt über das „Nest“, in dem er sein Leben vertrauern müsse. Ein Adler, Storch u. dgl. haben begreiflich größere Nester, als die winzigen Singvögel oder gar Kolibris; daher sagt man: „Großer Vogel, großes Nest“ und „kleine Vöglein, kleine Nestlein“, doch gibt es auch hin und wieder Ausnahmen, der Zaunkönig z. B., welcher gewöhnlich für den kleinsten europäischen Vogel gilt, hat ein verhältnißmäßig großes und künstliches, eiförmiges Nest.

Der Ausdruck „Nest“ wird auch auf andere Thiere übertragen, z. B. auf die Waben der Wespen und Hummeln, in deren einzelne Zellen die Weibchen oder Königinnen ihre Eier legen; dann weiter auf solche, wo von einem Zusammenhange mit Eierlegen keine Rede mehr ist, sogar auf Säugethiere; z. B. die Eichhörnchen legen sogenannte Nester an, und zwar eines jederzeit mehrere, worin sie große Vorräthe von Obstkernen, Nüssen, Nadelholzsamen u. s. w. aufhäufen, die sie im Winter verzehren. Göthe weist seiner Ratte in dem Liede vom neusten Schnitt ein „Kellernest“ zum Sitze an. Aehnlich heißt man „Nestkammer“ die Schlafkammer des Hamsters, den unterirdischen Bau, worin er seinen Winterschlaf hält. Und wie manche Mutter muß am frühen Morgen schon sich ärgern, wenn das verwöhnte Herzenssöhnchen gar nicht aus dem „Neste“ zu bringen ist! Ferner spinnen gewisse Raupen von Nachtschmetterlingen aus der Abtheilung Spinner sich Nester, worin sie gesellig leben und daher „Nestraupen“ genannt werden; da sich darunter solche befinden, welche an den Obstbäumen Schaden anrichten, so müssen diese vertilgt werden, so lange sie sich noch beisammen in den Nestern auf-

halten, während sie sich später zerstreuen. Auch in der Bergmannssprache kommt die Bezeichnung „Nester" vor, und zwar für kleinere, zerstreut sich findende Massen von Mineralien.

Sorgfältig räumen die Vögel den Unrath aus ihrem Neste, nur höchst selten unterläßt es einmal einer, wie der Wiedehopf, welcher wegen seiner Unreinlichkeit Kothhahn genannt wird, jeder hält sein Nest sauber. Dieß haben die Diebe den Vögeln abgelernt. Als in einem Hause Gänse gestohlen wurden und man einen Insassen deßhalb im Verdacht hatte, sagte er zu dem Eigenthümer: Ich schwöre, daß ich sie nicht gestohlen habe, kann sie aber Ihnen wieder verschaffen; habe ich doch den einfältigen Kerlen eingeschärft, sie sollten „das Nest sauber halten."

Die Zahl der Eier ist bei den einzelnen Vögeln sehr verschieden, nicht minder ihre Größe und Farbe: „wie es vogelt, so legt es Eier" sagt das Volk mit einer ganz eigenthümlichen Wortbildung, oder mit noch bestimmterer Ideenverkettung: „Wie der Vogel, so das Ei."

Während das Weibchen auf den Eiern sitzt, trägt, wenigstens bei den paarweise lebenden Vögeln, das Männchen mit Gattensorgfalt Futter für dasselbe herzu, und eben so auch noch später gemeinschaftlich mit dem Weibchen für die ausgeschlüpfte Brut. Bei einzelnen, wie den Tauben, mehreren Singvögeln, Störchen u. a. wird auch das Weibchen vom Männchen im Brüten abgelöst. Ist nun die Alte ihre genau bestimmte Zeit geduldig und oft wie angenagelt auf dem Neste gesessen, so kommt aus einem Ei nach dem andern ein junger Gelbschnabel hervor, welcher neugierig und unerfahren in die Welt blickt. „Jung Vöglein, weich Schnäblein" heißt es hier; die Vögel haben beim Auskriechen aus den Eiern eine eigenthümliche gelbe Haut am Schnabel, welche sich in der Folge wieder verliert. Wie viel tausendmal und mit welcher Vorliebe diese Vorgänge schon beobachtet worden, beweist nicht nur der bildliche Gebrauch des Wortes

„Gelbschnabel", sondern mehr noch der Ausdruck „Nesthockchen, Nestquäkchen, Nestküchlein", welcher so oder ähnlich gebildet in ganz Deutschland für das jüngste Kind der Familie gang und gäbe ist, das am meisten gepflegt und verhätschelt wird und gewöhnlich am längsten zu Hause bleibt. „Die Jungen sollen auch nicht eher fliegen wollen, als bis sie flügge sind." Noch andere Redensarten, wie „brüten, hecken" und in der Zusammensetzung „ausbrüten, aushecken" sind aus dem Leben der Vögel entlehnt worden, um die mit zärtlicher, sogar übermäßiger Sorgfalt betriebene Entwicklung einer Sache aus ihrem Keime zu bezeichnen.

Wie am Gesang und am Neste, so drittens „kennt man den Vogel an den Federn." Die Federn bilden die charakteristische Bekleidung des Vogelleibes, wovon sich in keiner Thierclasse auch nur eine Spur wieder findet, und bei verschiedenen Vögeln zeigen sie die abweichendste, mannigfachste Färbung. Die Federn an den Flügeln, welche „Schwungfedern" genannt werden, geben das Mittel zum Fliegen, und nur ganz wenig Vögel können nicht fliegen, weil ihre Flügel zu kurz sind, wie der Strauß und Kasuar. Also das Sprüchwort: „Die Vögel, die zu viel Federn haben, fliegen nicht hoch" ist naturgeschichtlich nicht begründet, wohl aber moralisch. Mit den Flügeln schwingen sie sich „vogelleicht" und „vogelschnell" in den blauen, freien Aether. und wie sehnsüchtig beneiden wir sie oft um dieses köstliche Vorrecht!

Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher sich gesellen

klagt der himmelanstrebende, titanenhafte Faust, und Schiller singt in Sehnsucht:

Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin!

Doch das Volk erkennt auch die nüchterne, prosaische Kehrseite: „Kein Vogel fliegt so hoch", sagt es, „er kommt wieder auf die Erde". Da die Vögel beim Fluge den Körper stets

genau wagrecht halten, so gibt es einen alterthümlichen Ausdruck „vogelschlecht" für horizontal.

Bildlich verstehen wir unter „Flügel" alles in der Luft Bewegliche, als einen „Windmühlenflügel", einen „Rockflügel", dann etwas, das an einem Mittelstücke angebracht ist, wie die Flügel am Vogelleibe, z. B. die „Lungenflügel", einen Anbau, eine Seitenabtheilung, die beiden Enden einer Linie Soldaten, anderer Leute oder Gegenstände, endlich alles mehr oder minder flügelförmige, als die „Fensterflügel, Thürflügel" und ein Clavier in Flügelform. Bekannt ist, daß auch die Flugorgane in andern Thierclassen, besonders bei den Insecten, Flügel genannt werden. Wir fügen daran eine Reihe Zusammensetzungen mit dem Worte „Flügel" in einer der bildlichen Bedeutungen oder auch in der eigentlichen. „Flügelhaube" ist eine Haube mit herabhängenden Streifen, welche zu manchem Gesichte, das noch nicht lang unter der Haube ist, allerliebst steht, und „Flügelmütze" eine Mütze für Männer mit Seitenstreifen oder Ohrklappen; „Flügelschraube" eine Schraube, deren Kopf zwei breite Ohren hat. „Flügelmann" heißt der Soldat am Ende einer Reihe, der erste und letzte Schüler in einer Bank, und „Flügelmeister" der Führer eines Flügels auf der Jagd; „Flügelwerk" das Seitenwerk einer Orgel, aber auch so viel wie Geflügel oder Federvieh. Die „Flügelschnecken", welche von der flügelähnlichen, hervorragenden und ausgezackten Lippe ihres Gehäuses den Namen tragen, sind beim Haushuhn als Kampfhähne beschrieben worden. „Flügelfarren" heißt eine Art von Farrenkraut nach seiner Wurzel, noch ausdrücklicher Adlerfarren, und wird beim Adler vorkommen. Jedermann kennt ferner die Zusammensetzungen „Flügelthor" und „Flügelthüre".

Was wir am Fluge der Vögel mit Recht am meisten bewundern, das ist die Schnelligkeit und Leichtigkeit, deßhalb reden wir von einem „beflügelten oder Flügelschritte" als einem leichten, schnellen, eiligen Schritte, und „flugs" sagen wir für ge-

schwind, sofort, augenblicklich. Schon die griechische nnd römische Mythologie kennt „Flügelgötter", als Amor, Mercur, Saturn, die Genien, welche letztere auch „Flügelknaben" oder „Flügelkinder" genannt werden. Von dem ersten singt Schiller in den Geschlechtern:

Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg!

Sämmtliche werden entweder mit Vogelflügeln abgebildet oder mit Schmetterlingsflügeln, wie Letzteres regelmäßig bei Psyche der Fall ist, für welche der sich entpuppende Schmetterling als das hehre Sinnbild der Unsterblichkeit gilt. Mercur, der Bote der Götter, wird sowohl mit „Flügelfüßen", als auch mit einem „Flügelhute" dargestellt. Unsere Fürsten haben jetzt „Flügeladjutanten". Auch die christliche Vorstellung sträubt sich nicht dagegen, die Erhabenheit himmlischer Wesen über die räumlichen Schranken auf die nämliche Weise anzudeuten, und verleiht namentlich den Engeln Flügel, indem sie dieselben bald mit ganzem Leibe, bald als bloße Köpfe mit Flügeln abbildet. Aehnlich denken sich Dichter das schrankenlose Umherschweifen der Einbildungskraft als der „Phantasie im Flügelkleide". Eine Personification dieser beschwingten Phantasie ist das „Flügelroß", der Pegasus, in welchem wir früher die Verklärung des Pferdes gefeiert haben. Das oben genannte „Flügelkleid" war früher auch für Kinder gebräuchlich, ohne übrigens gerade mit Flügeln versehen zu seyn, sondern überhaupt im Sinne eines leichten Kleidchens:

Als ich noch im Flügelkleide
In die Mädchenschule ging

sind die Eingangsworte jenes alten, in Musik gesetzten Liebesliebs, worin der frühreife Sänger eine Reminiscenz aus seiner ersten Jugend vorführt. Auch dem Muthe oder andern Seelenkräften und Leidenschaften schreiben wir Flügel zu; so Schiller, wenn er spricht:

— Sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl u. s. f.

Vor Allem aber ist die Liebe, wie ehedem Gott Amor, mit Flügeln ausgerüstet, und so alt auch der Ausdruck schon seyn mag, so bleibt er doch immer schön und neu, daß der Bräutigam „auf den Flügeln der Liebe" zu der Heißersehnten hineilt. Aber ach! wie oft sind inmitten der Erbärmlichkeiten des Lebens dem Genius „die Flügel gebunden oder beschnitten". So klagt, freilich etwas eigennützig, Wallensteins Vertrauter, Illo, in der ersten Scene der Piccolomini über dessen Behandlung am kaiserlichen Hofe:

Doch wie verkürzen sie in Wien ihm nicht den Arm,
Beschneiden, wie sie können, ihm die Flügel!

Auch mit dem Worte „Flug" sind Zusammensetzungen gebildet worden. Die bekanntesten davon sind die auf kleinere, zu schneller Verbreitung bestimmte Drucksachen sich beziehenden Ausdrücke „Flugblatt, Flugschrift", wie wir ja auch „Fliegende Blätter" nicht bloß humoristischen, sondern sogar kirchlichen Inhalts haben, dann allenfalls noch „Flugwisch", wie eine solche Bezeichnung in der Hitze eines Federkrieges fallen mag. Der eigentlichen Bedeutung näher stehen Ausdrücke, wie „Flughafer" für den Wind- oder Taubhafer, dessen Samen taub im Winde verfliegen; „Flugmehl" für das in den Mühlen umherfliegende Mehl, und „Flugfeuer" für umherfliegende Brände bei einer Feuersbrunst; „Flugsand" für den losen, im Winde fortfliegenden Sand; „Flugschiff" für einen Schnellsegler u. s. w.

Die Federn werden dem Vogel selbst entgegengesetzt, wie die Wolle dem Schaf in dem Sprüchworte: Es ist ihm nicht um das Schaf, sondern um die Wolle; so spricht man hier umgekehrt: „Laß mir den Vogel und behalt du die Federn", und indem wieder der Außenseite ein gewisser Vorzug eingeräumt wird: „Was nicht am Vogel ist, das ist an den Federn".

Das Wort „Feder“ hat mehrere bildliche Bedeutungen angenommen, vor Allem bezeichnet es eine prallweiche, gewundene Drahtschnelle aus Stahl oder auch Kupfer, welche ohne Zweifel ihrer Schwungkraft und Elasticität wegen mit einer Vogelfeder verglichen wird; dann versteht man darunter die einzelnen Theilchen eines haarigen Blumenkelches oder einer Samenkrone u. dgl. Ferner gibt es eine große Zahl von Zusammensetzungen mit Feder als Bestimmungswort, welche sich bald auf die Natur einer Feder im eigentlichen oder bildlichen Sinne, bald auf die mancherlei Anwendungen der Federn verschiedener Vögel beziehen. „Federfuß“ heißt ganz wörtlich ein befiederter Fuß, dann solche „federfüßige“ Vögel, namentlich eine Taubenrasse, welche sonst von dem dadurch entstandenen schleifenden Gange Latschtaube genannt wird. „Federspiel“ ist ein alter Ausdruck mit poetischem Anstriche für das gleichbedeutende „Federwild“ oder Vogel überhaupt, am gebräuchlichsten für den Falken bei der „Vogelbeize“ wo das Edelfräulein mit ihrem Federspiele oder „Handvogel“ in den Tann hinausreitet. Prosaischer ist in ähnlichem Sinne die Wortbildung „Federvieh“, welche neben ihrer eigentlichen Bedeutung manchmal beim Militär boshafter Weise auf inspicirende Generäle nebst Adjutanten mit ihren „Federhüten“ angewandt wird. „Federleicht“ ruht das zierliche Mädchen im Arme des Tänzers, wenn es getragen von den Klängen der Musik über den Boden dahinschwebt. Dagegen heißt „federhart“, nach der bildlichen Bedeutung von Feder, so viel wie spannkräftig, elastisch, etwas das „Federkraft“ besitzt, das „federt“. Dieses Zeitwort „federn“ kann aber auch wieder im eigentlichen Sinne gebraucht werden und heißt dann die Federn wechseln oder, wie der eigenthümliche Ausdruck dafür lautet, mausern. Von der Elasticität führt ferner seinen Namen das „Federharz“, was ein ganz gutes, aber wenig übliches Wort ist für das elastische Gummi oder Kautschuk.

Es gibt eine Abtheilung von Motten, welche „Federmotten" genannt werden, da ihre Hinterflügel stets und meist auch die Vorderflügel gespalten und einer Vogelfeder sehr ähnlich, seitlich mit Haaren besetzt sind. Von dem „federartigen" Ansehen haben mehrere meist faserige Mineralien ihre Namen erhalten; es gibt ein „Federsalz" d. i. Steinsalz in Krystallspitzen, ein „Federerz", ein haarförmiges Bleierz im Harze, einen „Federgyps" oder „Federspath", „Federalaun" und „Federasbest", welche drei letzten, da es lauter hell gefärbte Mineralien sind, auch sämmtlich, besonders der Fasergyps „Federweiß" genannt werden. Merkwürdig trifft hiemit zusammen, daß man in den Rheingegenden auch den Most auf dem Puncte der heftigsten Gährung, wo er wegen seiner berauschenden Kraft halb gefürchtet und doch so verführerisch einladend ist, „federweiß" oder den „Federweißen" benennt, welcher Name sich ohne Zweifel zunächst auf die weiße Farbe, dann auch auf die Kräuselungen des aufsteigenden, prickelnden Schaumes bezieht.

„Federblatt", auch „Federball" heißt ein kleines, bis auf die Blüthenähre untergetauchtes Wassergewächs, und zwar von seinen im Kreise stehenden Blättern, welche in dünne Zipfel gespalten sind, etwa wie die Fasern am Barte einer Feder. Derlei Blätter heißen in der Botanik überhaupt „fiederspaltig"; die Pflanze aber wird sonst Tausendblatt, Myriophyllum, genannt. Aehnliche Blätter hat die „Federrübe", d. i. die Bodenkohlrabe oder Erddorsche, und der „Federkohl" oder Krauskohl, dessen Blätter zugleich sehr fein, wie eine Manschette, gekräuselt sind. Daran reiht sich der süddeutsche Ausdruck „Federhafer" für Fahnenhafer, wo die einseitige Blüthenrispe nur eine halbe Feder oder Federfahne vorstellt. Aehnlich führt von den zerschlissenen Blumenblättern die wohlriechende Pfingstnelke den zierlichen Namen „Federröschen"; auch eine „Federhyacinthe" gibt es, eine wahrscheinlich bloß durch die Cultur ausgeartete Schopfhyacinthe (Muscari comosum).

Ausdrücke, wo von einem haarigen Blumenkelche oder etwas Aehnlichem die Rede ist, sind: „Federbinse" für das Wollgras mit den silberweißen Haaren um die Samen her; „Federgras" oder nach einem bestimmten Vogel Reihergras, auch „Sandfeder" genannt, ist eine sehr schöne Grasart mit schuhlangen gewundenen Grannen, welche hie und da auf trockenen Hügeln und Sandfeldern wächst. Die Rispen dieses ausgezeichneten Grases werden in den Gegenden, wo dasselbe häufiger vorkömmt, in „federstraußähnliche" Bündel gebunden und zur Zierde der Zimmer in Blumenkrügen aufgestellt. „Federkrone" selbst sagt man für eine Haarkrone auf den Samen, eigentlich Früchten der großen Pflanzenfamilie, wohin der Löwenzahn gehört; so heißt auch „Federkraut" eine andere Pflanze aus derselben Familie, es ist die ziemlich bekannte Goldruthe. Man gibt ihnen auch wohl insgesammt den Namen „Federträger".

Von der Anwendung der weichen, kleineren „Flaumfedern" oder Dunen zum Ausfüllen der Betten stammt der anheimelnde Ausdruck „Federbett" oder „Federpfühl", dann „Federkissen, „Federpolster" u. dgl.

Auf den Gebrauch der Strauß-, Reiher-, Hahnen- und anderer Federn zum Schmucke beziehen sich die bekannten Zusammensetzungen: „Federhut", wie solche als Zeichen eines wiederkehrenden bessern Geschmackes jetzt so häufig in der Frauenwelt getragen werden, auch schon oben für Männer erwähnt; dann „Federstrauß" oder „Federbusch". Davon ist wieder abgeleitet „Federbuschpolypen", auch lateinisch Plumatella (s. Alcyonella), eine Gattung Polypen mit einer runden Mündung, aus welcher viele fein gefiederte Arme wie ein Federbusch hervorragen, und wenn das Thier sie in Bewegung setzt, einen Strudel im Wasser erregen, durch den ihnen ihre Nahrung zugeführt wird. Diese kleinen, niedlichen Thiere kommen in unsern einheimischen Gewässern vor, wo sie an Pfählen, Meerlinsen u. dgl. festsitzen.

Auf die „Gänsefedern" als die eigentlichen „Schreibfedern", welche übrigens fast ganz durch die „Stahlfedern" verdrängt sind, beziehen sich die sehr gebräuchlichen und leicht verständlichen Ausdrücke: „Federheld, Federkrieg, Federstrich oder Federzug, Federzeichnung", die letzte häufig mit „Rabenfedern" angefertigt; dann wieder „Federmesser, Federrohr" u. s. w.

In einigen Gegenden sagt man „federlecken" und „Federlecker" statt des gebräuchlichern speichellecken und Speichellecker; beiderlei Ausdrücke setzen zu ihrer Erklärung eine lebhafte Einbildungskraft voraus, doch dürfte der Unterschied zu machen seyn, daß man unter „Federlecken" vorzüglich schriftliche Schmeicheleien zu verstehen hätte.

„Federmeißel" ist ein noch weniger als Federharz gebräuchlicher deutscher Ausdruck für das aus dem Französischen herübergenommene Scharpie, wovon in den letzten Monaten leider so viel verbraucht worden.

Außer den gelegentlich schon erwähnten Zusammensetzungen, wo Feder das Stammwort ist, wie Sandfeder, Schreibfeder, Stahlfeder u. s. w. ist noch anzuführen die „Seefeder", lateinisch Pennatula, aus der Abtheilung der „Federkorallen", ein merkwürdiges, aus viel tausend kleinen Thierchen bestehendes größeres Thier, das gerade so aussieht, wie eine Feder mit ihrem Kiele und dem Fähnlein oben daran. Sie stecken meist im Meeresboden oder liegen darauf, und viele verbreiten ein lebhaftes, phosphorisches Licht.

Die etymologische Ableitung „Federling" ist sowohl für ein Thier, als auch für eine Pflanze gebräuchlich. Als Thier wird unter dieser Benennung die den Freunden von Singvögeln verhaßte „Vogellaus" verstanden, und zwar weil sie sich von den Federn der Vögel ernährt und daher auch im Systeme Philopterus genannt wird. Als Pflanze ist es eine Gattung von Lebermoosen (Ptilidium), wo der Name sich wieder auf die Form der Blätter bezieht, ähnlich wie bei dem Federblatt ꝛc.

Ich hätte mit den langweiligen Federn nicht so viel „Federlesens" gemacht, wird hier die ungeduldige Leserinn ausrufen, und der Verfasser muß ein wahrer „Federleser" seyn, daß er es nicht hat über das Herz bringen können, auch nur einen einzigen von diesen zahllosen Ausdrücken wegzulassen! Wer weiß aber, ob sie nicht selbst im häuslichen Kreise eine gerad solche „Federleserinn" ist? und dann getrost! wir kommen auch wieder an unterhaltendere Abschnitte.

Wie Flügel und Federn, so ist auch der „Schnabel" etwas den Vögeln ausschließend Eigenthümliches. Wir übertragen dieses Wort auf allerlei hervorragende Enden, auf den „Schiffsschnabel", Verlängerungen an Samen und Früchten u. dgl. Scherzhaft oder verächtlich heißen wir auch unsern lieben Mund so:

Wetzt mehr den Schnabel als den Sabel

schilt in einem seiner Wortspiele der Capuziner mit der Wallensteinischen Armee, und etwas Gutes „schnabeliren" wir Alle gerne. Eine ganz andere Bedeutung, als dieses Zeitwort schnabeliren, hat ein zweites, das ohne fremdländische Endung abgeleitet ist, nämlich „schnäbeln", ein Ausdruck, welchen Jedermann von den Tauben kennt, wenn sie sich mit dem Schnabel wie küssend liebkosen, und ihn wohl auch einmal in spöttischer Laune von einem Liebespaare gebraucht. Nur in einer solchen vorübergehenden Anwandlung kann es auch geschehen, daß man des Capuziners Redensart „den Schnabel wetzen" von Leuten anwendet, welchen „der Schnabel nie still steht", besonders soll dieses „Schnabelwetzen" in Kaffeekränzchen vorkommen, was aber nicht verbürgt werden kann. Die Schweizer heißen „Schnäbeli" ein naseweises, schnippisches, „schnabelschnelles" Mädchen. Eine „Schnabelweide" kann nun sowohl etwas zum Schnabeliren, als zum Schnäbeln seyn, entweder ein Leckerbissen, oder eine „Schnäbelei", ein Liebeskuß.

Es gibt allerlei „geschnäbelte" Thiere und Gegenstände; von den ersten ist am merkwürdigsten und besitzt auch einen wirklichen

Entenschnabel das neuholländische „Schnabelthier". Es hat außerdem kurze Füße mit Schwimmhäuten, wie die Enten, mit welchen es auch in der Lebensart etwas Aehnliches besitzt, nämlich es wühlt mit seinem Schnabel im Schlamme nach Würmern, wie jene. Das Männchen dieser auffallenden Säugethiergattung hat an der Ferse einen hohlen Sporn, welcher, so viel man weiß, mit einem Giftbläschen in Verbindung steht und fast eben so gefährliche Verwundungen hervorbringen soll, als der Biß einer giftigen Schlange. Der „Schnabelfisch" hat eine schnabelförmig verlängerte Schnauze, bewohnt die ostindischen Gewässer und spritzt Wassertropfen an sechs Fuß weit nach den über der Oberfläche oder am Ufer sich aufhaltenden Insecten, um sich ihrer zu bemächtigen, weßhalb er dort zur Belustigung gehalten wird. Auch der „Schnepel", eine Art Lachs in der Nord- und Ostsee (Salmo oxyrhynchus), hat seinen Namen von Schnabel und heißt eigentlich „Schnäbel" oder „Schnäpel"; sein Oberkiefer ist in eine stumpfe Spitze verlängert.

„Schnabelwurz" heißt eine Doldenpflanze, der Haarstrang (Peucedanum officinale), von der mehrere Fuß langen Wurzel, welche außen schwärzlich, innen weiß ist, einen üblen Geruch hat, und wenn man hineinschneidet, einen schwefelgelben Saft ausfließen läßt, der sich bald zu einem Harze verdichtet.

Auf gewerblichem Felde hat man „Schnabeleisen" und „Schnabelzangen", die Perückenmacher gebrauchen derlei zum Haarkräuseln, Metallarbeiter und Chemiker zum Heben der Schmelztiegel. Die „Schnabelschuhe", welche einmal zu einer so unsinnigen Länge gediehen waren, daß Verbote dawider erlassen werden mußten, sind glücklicher Weise längst aus der Mode gekommen. „Schnabelholz" endlich heißen die Winzer Holz, welches aus den letzten Augen des Bogens einer Rebe gewachsen ist.

Viele Vögel ziehen, von einem höchst merkwürdigen, vorahnenden Triebe geleitet, vor Eintritt der Kälte in eine wärmere

Heimath, wo es ihnen auch um diese Zeit nicht an Nahrung gebricht, und während sie bei uns darben müßten, sie wieder leben können „wie der Vogel im Hanfsamen". Dahin gehören die Schwalben, die Lerchen und meisten Singvögel, dann viele Wasser- und Sumpfvögel, als Wildgänse, Störche, Kraniche, welche letztere dort nach des Südens Wärme ziehend in graulichem Geschwader den Ibykus begleiten und später dessen Mörder verrathen. Man findet unsere „Sommervögel" während des Winters theils schon im südlichen Europa, der Türkei und auf den Inseln des Mittelmeeres, theils in Aegypten, am Senegalstrome und andern Gegenden von Africa und Vorderasien. Das sind die „Zug- und Sommervögel" im Thierreiche; unter den Menschen sind es gemeinerhand die Engländer. Die nämlichen Vögel, welche uns im Spätjahre verlassen haben, kehren, nachdem wir derweilen die Kälte mittelst Ofen, Mantel und Pelz überstanden haben, als die Boten des Frühlings und Sommers wieder zurück, eine Art nach der andern. Die am frühesten fortgezogen sind, z. B. die Goldamsel, kommen am spätesten wieder, denn sie sind die erfrorensten; umgekehrt ist die Lerche, welche oft bis in den November bei uns bleibt, im Februar schon wieder da und wirbelt hoch im Azur des Aethers ihre Triller zum Preise des Lenzes. Dieses Kommen und Gehen, dieses Scheiden und Wiederkehren in der „Vogelwelt" erinnert uns an ähnliche Momente aus dem Menschenleben, wie das vor einigen Jahren so viel gesungene Lied voll Sehnsucht sagt:

Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n,
Und die Rosen nicht mehr blüh'n,
Wenn der Nachtigall Gesang
Mit der Nachtigall verklang,
    Fragt das Herz
    In bangem Schmerz:
Ob ich dich auch wiederseh'?
Scheiden, ja Scheiden thut weh!

Das Verkleinerungswort „Vögelein“ oder „Vögelchen“ und lateinisch Avicula ist zum Namen einer Muschelgattung geworden, deren zwei Schalen ziemlich gleich und mit einem geradlinigen Schlosse versehen sind, welches meist sich in Flügel verlängert. Geschlossen sehen sie aus wie ein kleiner Vogel, welcher seine beiden Flügel emporstreckt; sobald man sie aber öffnet und ausbreitet, gleichen sie einem fliegenden Vogel mit längerem oder kürzerem Schwanze. Das kostbarste von diesen Vögelein ist die weltberühmte ächte Perlenmuschel (Avicula s. Meleagrina margaritifera), welche sich vor Allem in dem persischen Meerbusen findet.

Außer dem Zeitworte „vogeln“, welches wohl nirgends vorkommt als in dem oben erwähnten Sprüchworte, gibt es noch eine etymologische Ableitung von Vogel, nämlich „Vogler“, so viel als „Vogelfänger“ oder „Vogelsteller“. Dieses Geschäft, wozu man einen „Vogelheerd“ d. i. einen erhöhten Platz zum Auslegen der Schlingen und Netze bedarf, und welches einst so beliebt und geachtet war, daß jener deutsche Kaiser Heinrich den Beinamen „der Vogler“ führte, ist jetzt bei Weitem nicht mehr so in Schwung und damit auch das Wort „Vogler“ ziemlich veraltet. Es gibt aber noch ein paar Sprüchwörter, welche sich darauf beziehen, z. B. „Wer Vögel fangen will, muß süß pfeifen und nicht mit Knütteln dreinschlagen“, während hingegen eine Vorschrift für einen andern Fall besagt: Wer wilde Katzen fangen will, muß eiserne Handschuhe anhaben. Weiter lehrt ein Praktiker: „Garnstellen fängt nicht Vögel, sondern zuziehen.“ Das feinste Stückchen aber, was ein Vogelsteller oder sonst ein Pfifficus fertig bringen kann, ist „den Alten auf dem Nest zu fangen“! Noch eine oder zwei Redensarten rühren von der „Vogelstellerei“ her, bei welchen man gewöhnlich nicht daran denkt, weil wir sie jetzt abgekürzt zu brauchen pflegen. Wenn uns die Neugier plagt oder eine geheime Absicht antreibt, etwas auszu-

kundschaften, das wir durch eine offene Frage nicht erfahren würden, so sagen wir: „Man muß einmal auf den Busch klopfen"; dieser Ausdruck stammt von dem Sprüchworte her: „Klopf auf den Busch, so fliegen die Vögel heraus". Man könnte auch das sonst ebenfalls leicht erklärliche Sprüchwort hieherziehen: „Mitgefangen, mitgehangen!"; es gibt nämlich eines, das ausführlicher lautet: „Mit welchen Vögeln man fliegt, mit denen wird man gefangen". Wie aber die Vogelstellerei allmählich in der öffentlichen Meinung herabgekommen ist, ersieht man aus dem Reime:

Fischefangen, Vogelstellen
Verdarb schon manchen Junggesellen,

sowie aus dem folgenden Sprüchworte: „Besser Vogelfangen als ganz still sitzen."

Von einzelnen Körpertheilen der Vögel haben folgende eine bildliche Verwendung in der Sprache gefunden: „Vogelauge" heißt man die mehlige Schlüsselblume (Primula farinosa) wegen ihrer zierlichen fleischrothen Blumen mit enger Röhre, an deren Eingange sich kleine Schuppen befinden. Da es die einzige Primelart ist, bei welcher diese Schuppen sich in der Farbe von der Blume unterscheiden, so suche ich darin den Grund, weßhalb man gerade diese mit einem Auge vergleicht, woran die Stelle der Lieder durch die Schuppen vertreten wird. Sie wächst auf Moorwiesen fast nur in den Alpen und Voralpen. „Vogelklaue, Vogelkralle, Vogelpfote oder Vogelfuß" und griechisch-lateinisch Ornithopus ist ein kleeartiges Hülsengewächs, dessen aus mehreren Gliedern bestehende Hülse wie Vogelkrallen einwärts gebogen ist, woher die Pflanze auch „Krallenklee" genannt wird. Es ist ein spannelanges, zottiges Pflänzchen, die 2 bis 4 beisammenstehenden Blumen weiß mit rosastreifigen Fahnen, und wächst auf Sandboden in Kiefernwäldern und auf Schlägen stellenweise durch ganz Deutschland. Sie kam früher in die Apo-

theken auch als herba pedis avis. Die Wortbildung „Vogelfuß“ trifft ganz zusammen mit dem Pflanzennamen Hahnenfuß, wo auch nur eine Hahnenkralle gemeint ist. Eine größere Art aus derselben Gattung wird seit einigen Jahren auch im sandigen Boden versuchsweise als Futtergewächs gebaut unter dem Namen Seradelle. „Vogelzunge“ ist ein bezeichnender Namen für die im gemeinen Leben nicht gerade sehr bekannten Früchte des Eschenbaums; es sind nach dem wissenschaftlichen Ausdrucke Flügelfrüchte von dünner länglicher Gestalt. Außerdem heißen die Schlosser so eine runde, zugespitzte Feile, welche keinen eckigen Durchschnitt zeigt, sondern einen elliptischen, also wieder nach einer etwas andern Anschauung wegen ihrer Form. „Vogelkopf“ heißt eine Pflanze, welche ausdrücklicher Sperlingskopf genannt wird und bei dem Sperlinge angeführt werden soll.

An die vorigen Ausdrücke reiht sich das „Vogelnest“ als Name für mehrere Pflanzen; einmal heißt man so die wilde gelbe Rübe, deren große Dolden, mit der schwarzrothen Blume in der Mitte, sich nach dem Verblühen aufwärts zusammenziehen, so daß eine Vertiefung entsteht wie ein Nestchen. Bei einer zweiten Pflanze befindet sich das „Vogelnest“ unter der Erde, und doch ist es den Augen des Volkes nicht entgangen. Dieses Gewächs rechnet man in die Familie der von den Botanikern sogenannten Orchideen, deren Blüthen auch so auffallende Gestalten zeigen und einzelnen Arten ihre Namen verleihen, als der Spinnen- und Mückenpflanze u. dgl. Hier nun bildet die Wurzel ein Nest von Fasern, welche sich hinwieder um die Wurzeln von Buchen, Erlen u. a. Laubholze schlingen und als Schmarotzer ihre Nahrung daraus ziehen. Die Pflanze ist ganz bleich und hat schmutzig braune Blüthen; sie heißt auch lateinisch nidus avis mit dem Gattungsnamen Neottia. Wirkliche Vogelnester sind die als Leckerbissen und Kostbarkeit berühmten „indischen Vogelnester“, welche von einer Art Schwalbe gebaut werden, und

zwar theils aus Fischlaich, theils aus Meerpflanzen, welche sie verschlucken und mit Speichel und Magensaft vermischt wieder herauswürgen. In Ostindien und China werden sie zu Millionen verzehrt, die Europäer finden jedoch an dem faden, schwach salzigen Geschmacke derselben wenig Behagen.

Auch die höchst seltsame Wortbildung „Vogelmilch“ muß hier eingeschaltet werden für eine Pflanze, welche auch schon bei Dioscorides Ornithogalum heißt; es ist das schon als Milchstern beschriebene, in ganz Europa verbreitete Gewächs mit milchweißen Blumen. Man sagt auch, zusammengezogen aus beiden obigen Namen „Vogelstern“.

Unter den Pflanzen, welche sonst nach den Vögeln benannt sind, ist gewiß am bekanntesten die „Vogelbeere“ oder Eberesche, deren bitter-säuerliche Aepfelchen für den Menschen ungenießbar sind, aber vielen Vogelarten ein willkommenes Futter liefern. Wo dieser Baum an Landstraßen gepflanzt ist, wird er als Merkmal einer unfruchtbaren Gegend scheel angesehen, bildet aber doch, namentlich im Spätjahre, mit seinen mennigrothen „Vogelbeeren“ eine wahre Zierde derselben. „Vogelgras“ oder bestimmter „Vogelknöterich“ heißt die gemeinste Art von Knöterich, welche überall in Straßen und Gassen und vor den Häusern zum Verdrusse der Städter herauskömmt, wenn sie nicht eigens vertilgt wird; der Stengel ist etwa wie dünner Bindfaden, die unansehnlichen stiellosen Blüthen in den Achseln der Blätter weiß oder röthlich. Er ist ein gutes „Vogelfutter“ und heißt auch in der Terminologie Polygonum aviculare. Sonst wird aus dem Grase, wenn man es dörrt, Heu; hier ist es aber anders: „Vogelheu“, deutlicher „Vogelwicke“ oder „Vogelerbse“ ist ein Name für ein ganz anderes Gewächs, eine Art Wicke (Vicia cracca) mit veilchenblauen Blumen, welche als lästiges Unkraut dem Getreide seinen Platz wegnimmt und ganze Flecke überwuchert, aber auch für das Vieh ein gutes Futter und in seinem Samen den Vögeln eine

Speise liefert. Noch allgemeiner „Vogelkraut" nennt man die früher als Hühnerdarm beschriebene Pflanze, welche ebenfalls ein Futter für Hühner und viele im Freien lebende Vögel bildet; auch „Vogelmeier" wird diese und wohl noch eine und die andere gemeine Pflanze genannt und hilft auf solche Weise die Unzahl der süddeutschen Meier vermehren. Richtiger heißt es „Vogelmiere". Mehrere Vögel fressen auch gern die glatten, weißen, steinartig harten Samen einer verbreiteten Pflanze mit weißen Blümchen, welche daher „Vogelhirse" genannt wird, sonst aber Steinsamen; der Kern schmeckt ölig. Da Sperlinge, Goldamseln, Krähen, Kernbeißer u. a. Vögel Kirschendiebe sind, so heißt man die süßen, schwarz oder rothen Waldkirschen, die natürlich gar keinen Schutz genießen, auch „Vogelkirschen"; die Goldamsel wird auch ausdrücklich „Kirschvogel" genannt.

In anderen Verhältnissen zu den Vögeln stehen folgende Gegenstände, worunter sich auch wieder einige Pflanzen befinden: „Vogeldunst" heißt der feinste Schrot, um kleinere Vögel zu schießen; „Vogeltod", ein „Vogelfeind" aus dem Pflanzenreiche, nämlich der gefleckte Schierling, welcher für Vögel, wie beinahe für alle Säugethiere als heftiges Gift wirkt. Eben so nennt man Wolfstod den gelben Sturmhut und Ziegentod den blauen, Schweinetod eine Art Melde u. s. w. Als ein den Vögeln feindliches Thier hat die „Vogelspinne" ihren alten Namen erhalten; es ist die größte Spinnengattung, die Buschspinne, von welcher man erzählte, sie stelle den Kolibris nach, indessen hat sich dieß nicht bestätigt, sie ernährt sich vielmehr, da sie selbst zwei Zoll lang wird, von großen Insecten. Einer der jüngsten Reiseberichte aus Südamercia behauptet aber doch wieder die Wahrheit dieser Erzählungen. „Vogelkien" benennt man das harzige Holz in den Gipfeln der Tannenbäume, weil er an Plätzen sich findet, welche für gewöhnlich nur den luftigen Aufenthaltsort der Vögel bilden. Einige Analogie mit diesem letzten

zeigt der Ausdruck „Vogelseide“ für das Unkraut der Lein- und Hopfenfelder, welches meist Flachsseide, und, wie wir früher einmal gehört, auch Kätzlein genannt wird. Etwas für den Menschen zu dem namhaft gemachten Zwecke Unbrauchbares wird bei der Bezeichnung „Vogelseide“ den Vögeln überlassen; vergleiche Wachtel- oder Kuhweizen u. dgl. „Vogelleim“ heißt gleichsam anticipando die Mistel, jenes auch auf Obstbäumen schmarotzende Gewächs, aus dessen weißen Beeren hauptsächlich der Leim zum Fangen der Vögel bereitet wird. „Vogelriemen“ ist der Name eines bei Vögeln vorkommenden Eingeweidewurmes, der wie ein glattes, kaum gegliedertes Band oder wie ein dünner Riemen aussieht, sonst Riemenwurm (Ligula) genannt; er findet sich ursprünglich in der Bauchhöhle von Fischen und kommt von da auch in den Leib fischfressender Vögel, als Möven, Taucher, Störche und selbst Falken.

Es gibt ferner auf der andern Seite eine große Zahl von Zusammensetzungen, wo Vogel das Grundwort ist. In einem Theile derselben ist das Wort Vogel für Schmetterling als ein kleineres fliegendes Wesen gebraucht, manche andere haben sonst eine bildliche Bedeutung angenommen, wie das schon Eingangs erwähnte „Spottvogel“. Einige Benennungen sind von der Farbe hergenommen z. B. „Lohvogel“ für den Blutfink oder Gimpel von seiner lohrothen Brust; „Rothvogel“ wird auch öfters der Gimpel genannt, oder der Distelfink. Daran schließt sich der Ausdruck „Seidenvögelchen“ für den Weidenzeisig oder Fitis (Sylvia trochilus), von dem seidenartigen Glanze des Gefieders dieses höchst zarten und niedlichen Vogels, welcher oben grünlichgrau, unten gelblichweiß gefärbt ist. Manche heißen nach bestimmten Jahreszeiten und Witterungszeichen: „Maivogel“ nennt man in einigen Gegenden den Kukuk, weil er in diesem Monate oder etwas früher zu uns kommt; „Pfingstvogel“ die Goldamsel, oben als einer unserer zärtlichsten Singvögel aufgezählt; „Schnee-

vogel" mehrere nordische Zugvögel, welche des Winters in unsern Gegenden erscheinen, als den Schneeammer und Seidenschwanz, dann auch das im Winter blendend weiß gefärbte Schneehuhn der Alpen; „Wetter- oder Windvogel" den großen Brachvogel (Numenius arquata), welcher durch sein Geschrei Regenwetter anzeigen soll, und ebenso „Regenvogel" den kleinen Brachvogel; dann „Martinsvogel" nichts Anderes, als die beliebte Martinsgans, von der mir nicht bekannt, wie sie gerade mit diesem Heiligen zusammengekommen ist; endlich das bekannte „Sturmvogel". Diese Sturmvögel, auch „St. Petersvögel" genannt, welche bei währendem oder bevorstehenden Sturme, wovon sie ein sehr feines Vorgefühl besitzen, auf die Schiffe fliegen, um sich vor der Elemente Wuth zu schützen, und so oft noch die Schiffer warnen, haben seit Erfindung der Revolutionen, besonders in den Jahren 1848 und 1849 eine politische Bedeutung erlangt, indem unter ihrem Bilde man die Vorboten von Aufruhr und Staatsumwälzung versteht; zuletzt waren sie unter die Garibaldi'schen Freischaaren eingereiht.

Wieder andere Vögel sind nach ihrem Aufenthaltsorte und Futter benannt: „Moorvogel" heißt das Wasser- oder Bläßhuhn; „Rohrvogel" oder Rohrdrossel keine wirkliche Drossel, sondern ein Rohrsänger (Sylvia turdoides), einer der Rohrsperlinge; „Brachvogel" die oben angeführten, oder auch „Saatvogel"; „Staudenvogel" die kleine Rohrdommel; „Stoppelvogel" die Feldlerche; „Tannenvogel" der Kreuzschnabel; „Weingart- oder Wingertsvogel" die Weindrossel (Turdus iliaca); „Kirschvogel" wieder die Goldamsel; „Tropikvogel" ein bloß zwischen den Wendekreisen oder Tropen vorkommender, mövenähnlicher Vogel; „Reisvogel" der deutlicher sogenannte Reisfink; „Fliegenvogel" der Fliegenschnäpper; „Honig- oder Zuckervogel" sehr kleine, kolibriartige Vögel im heißen America, welche in den schönsten Farben und dem herrlichsten Metallglanze prangen und sich vom

Honigsafte, den sie aus den Blumen saugen, oder vom Safte des Zuckerrohrs ernähren u. s. w. Das Verkleinerungswort findet sich hier in „Laubvögelchen“ für das obige Seidenvögelchen und einige verwandte, dann in „Kohlvögelchen“ für den kleinen Steinschmätzer (Sylvia rubetra), welcher sich gern auf Krautäckern aufhält.

Wenn man den Eichel- oder Nußhäher „Herrenvogel“ nennt, so beziehe ich das auf das herrliche Gefieder dieses, eines der schönsten einheimischen Vögel, welcher mir immer wie ein maskirter Rabe vorkommt; sein Oberkörper ist schön röthlichgrau, auf den Flügeln ein lebhaft himmelblauer Fleck mit weißen und schwärzlichen Querstreifen. In einem andern Sinne als Vögel für die großen Herren heißt man „Herrenvögel“ die Kapaunen, welche noch anzüglicher in Preußen „Superintendentenvögel“ genannt werden.

„Schlottervogel“ heißt der Kiebitz und zwar meiner Ansicht nach von seinem schwebenden, beim Gehen hin und her schlotternden oder schwankenden Federbusche. „Schneidervogel“ wird ein ostindisches Vögelchen genannt, und zwar von der Art, wie dasselbe sein Nest baut; es verfertigt selbes nämlich aus einem Blatte, an das es mit feinen Fasern vermittelst seines dünnen, scharfen Schnabels ein anderes Blatt gleichsam annäht, und den so entstandenen Beutel mit Federn, Pflanzenwolle und Spinngeweben ausfüttert. „Todtenvogel“ heißt der Aberglaube das kleine Käuzchen, wohl auch noch andere Vögel, welche er für Todesboten erklärt, und „Todtenvögelchen“ nennt man den schwarzen Fliegenschnäpper, diesen aber von seiner Todten- oder Trauerfarbe, wegen der ihn auch Temmingk luctuosa nennt. „Trompetenvogel“ ist der Name eines südamericanischen Sumpfvogels, welcher zahm werden kann und eigene dumpfe Töne hören läßt. „Sonnenvogel“ heißt jener Phönix, der über fünfhundert Jahre lang leben und sich hernach selbst verbrennen soll, worauf aus

dessen Asche ein neu verjüngter Phönix hervorwächst und voll frischen Schwunges zur Sonne emporsteigt; jetzt ein beliebtes Symbol von Feuerversicherungsgesellschaften.

Eine ähnliche Wortbildung wie das erwähnte Spottvogel für Spötter ist „Zankvogel" für Zänker, wofür sich gar manchmal zwei Eheleute gegenseitig halten. Bekannt unter den bildlichen Zusammensetzungen ist auch der Ausdruck „Lockvogel", ursprünglich der abgerichtete Vogel auf einem Vogelheerde, jetzt aber auf bezaubernde Schönheiten, dann auf tausend andere verführerische Personen, Gegenstände und Gelegenheiten übertragen. „Unglücksvogel" vorzugsweise wird hie und da eine Art von Neuntödter genannt; außerdem galten schon im Alterthume und gelten jetzt noch bei abergläubischen Leuten verschiedene andere unter gewissen Verhältnissen als Unglücksvögel, z. B. bei den römischen Augurn Raben, die von der rechten Seite, nicht, wie es unsern Begriffen wohl mehr entspräche, von der linken geflogen kamen. Unser frivoles Zeitalter hat aus dem Unglücksvogel eine stehende komische Figur, den „Pechvogel" gemacht. „Mordvogel" nennen die Büglerinnen einiger Gegenden ein Holz zum Spitzenfälteln, sollte damit etwa der geheimnißvolle Ausdruck Vatermörder für Herrenkragen zusammenhängen?

Die zweite Bedeutung, nämlich die von Schmetterling, haben im Allgemeinen die Zusammensetzungen „Sommervogel" und „Maivogel", welche wir schon für wirkliche Vögel gebraucht erwähnt haben, dann auch das seltnere „Violenvogel". Einzelne Schmetterlingsarten heißen: „Butter- oder Citronenvogel", der bekannte Tagfalter von gelber Farbe, „Citronenvogel" auch eine Eule (Xanthia citrago), bei welcher das Gelb der Vorderflügel ins Bräunliche zieht; „Lilienvogel" der allverbreitete Heckenweißling, und zwar ohne Zweifel von der lilienweißen Farbe; „Messingvogel" wieder eine Eule mit messingglänzenden Hinterflügeln (Plusia aurichalcea); „Mondvogel" ein Spinner mit weißlichen

Mondflecken (Pygaera bucephala); „Ringelvogel“ eine Glucke (Gastropacha neustria), welche ihre Eier in Gestalt eines Ringes um die Aestchen der Obstbäume legt; „Segelvogel“ oder Segelfalter ein mit dem schönen Schwalbenschwanze verwandter gelber Tagschmetterling; „Weidenvogel“ oder Weidenbohrer ein Holzspinner, dessen Raupe sich lange Canäle in den Stamm von Weiden u. a. Bäumen gräbt (Cossus ligniperda); „Würfelvogel“ oder Stahlfleck ein Spinner mit schön stahlblauen würfelförmigen Flecken auf gelbem Grunde (Lithosia quadra); „Wimmervogel“ der große, dicke Todtenkopf, weil er allein unter allen Schmetterlingen, wenn er berührt oder gereizt wird, einen wie klagenden Laut hören läßt, welcher durch ein eigenes Organ im Kopfe entsteht.

Ein Beispiel, daß auch ein Insect aus einer anderen Ordnung Vogel genannt wird, liefert das „Roggen- oder Kornvögelchen“, d. i. der aus dem schwarzen Kornwurm kommende kleine Rüsselkäfer, welcher das Korn ausfliegen macht.

Einige Zusammensetzungen sind in beiderlei Bedeutung gebräuchlich, in der eigentlichen von Vogel und in der von Schmetterling. Dahin gehören von den früher erwähnten: „Sommervogel“ auf der einen Seite für einen Zugvogel, auf der andern für einen Schmetterling üblich; „Maivogel“ bald gleichfalls für Schmetterlinge, bald für den Kukuk; dann auch „Todtenvögelchen“ als ein weiterer Name für den eben geschilderten Todtenkopf, und „Citronenvogel“ werden nicht bloß die zwei gelben Schmetterlinge, sondern auch der mehr dem südlichen Europa angehörige Citronenzeisig, welcher dem unsrigen ähnelt, genannt. „Kohlvögelchen“, oben für einen Steinschmätzer angeführt, ist auch der Name des Kohlweißlings, dessen Raupen schaarenweise den Kohl und alle verwandten Pflanzen abfressen.

Jetzt nur noch ein paar kurze, an Sprüchwörter geknüpfte

Betrachtungen über die Vögel. Ein bloß in Reime gebrachtes Kochrecept ist:

> Scharrenden Vogel brat mit Eile,
> Schwimmendem aber laß die Weile.

Die scharrenden Vögel sind bekanntlich die Hühner, die Mistkratzerchen, mit Einschluß der Superintendentenvögel, die schwimmenden aber Enten und Gänse. Dagegen ist schon wieder ein wirkliches Sprüchwort mit sinnbildlicher Bedeutung: „Alte Vögel sind schwer rupfen"; man darf nur etwa an jenes denken: Man muß die Henne rupfen, ohne daß sie schreit. Der Genügsame tröstet sich: „Viel kleine Vögel geben auch einen Braten". Zur Genügsamkeit tritt die berechnende Klugheit und sagt: „Ein Vogel in der Schüssel ist besser als zehn in der Luft" oder „Besser ein Vogel im Netz als zehn in der Weite" und in einem Verse:

> Besser ein Vogel in der Hand
> Als zehn am Strand

oder endlich, indem bestimmte Vögel genannt werden: „Besser ein Sperling in der Hand als ein Kranich auf dem Dach." Noch eine Redensart wo die Sperlinge als einer der gemeinsten Vögel eingeführt werden, gebrauchen wir von dem Unhöflichen, der aus Grobheit oder Stolz den Hut nicht abzieht, sogar ein Mädchen spottet so über ihren schüchternen Anbeter, der das Herz dazu nicht hat: „Er hat gewiß Vögel (oder Spatzen) unter dem Hute, daß er nicht grüßt!"

Die lange Abhandlung über die Vögel mit ihren Federn, Flügeln und Schnabel ist jetzt am Ende; nun soll sie aber auch Leser finden und selbst wenn ich dem Publicum die Pistole auf die Brust setzen und drohen müßte: „Friß, Vogel, oder stirb!"

---

15. Der Adler.

Wie der Löwe als König über die vierfüßigen Thiere herrscht, so verherrlicht man diesen muthigen und gewaltigen Vogel seines stattlichen Ansehens und seiner Stärke wegen als den König der Vögel, und auch seine Erscheinung, wie die des Löwen, setzt alle Bewohner des Waldes, gefiederte und ungefiederte, in Schrecken. Dichterische Freiheit wählt auch wohl einen andern Raubvogel statt des Adlers; Wilhelm Tells ahnungsloser Knabe singt:

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih',
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Es gibt eigentlich mehrere Arten von Adlern, als den Gold- oder Steinadler, welchen man gewöhnlich unter Adler schlechtweg meint, den sehr ähnlichen, etwas gedrungenern Königsadler mit seinem Herrschernamen, den Fischadler, Schlangenadler u. s. w., und ein anderer mehr dichterischer Name für den großen Vogel ist „Aar". Alle können sehr hoch fliegen, und schweben im obern Luftraume in weiten Kreisen fast ohne sichtbare Bewegung der Flügel; aus dieser Höhe späht,

wenn über schroffen Fichtenhöhen
der Adler ausgebreitet schwebt,

ihr scharfes Auge die Beute aus, auf welche sie mit Blitzesschnelle herabstoßen und mit den starken Krallen dieselbe ergreifen. Das helle, durchdringende „Adlerauge" besitzen alle Falken, wozu man in der Naturgeschichte Adler, Habicht, Sperber und Weihen rechnet; man spricht daher auch allgemein von einem „Falkenauge", Beides eigentlich und bildlich, eben so vom „Adler- oder Falkenblick" eines Feldherrn und Gebieters, wie Napoleon. Der Gold- und Königsadler stößt auf junge Hirsche und Rehe, auf Hasen, Gänse, Federwildpret und überhaupt auf Alles, was er bezwingen kann. Nur im Nothfalle geht er auch an Aas, welches vielmehr die regelmäßige Nahrung der eigentlichen Geier bildet, die bei uns zu den Seltenheiten gehören, dagegen in den warmen Ländern sehr nützlich werden, indem sie alles faule Fleisch aufzehren. Die Sprüchwörter, in welchen das Aas als Nahrung vorkömmt, sollten alle den Geiern beigelegt werden, wie es allerdings auch theilweise geschieht, z. B. das biblische „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler" oder „der Adler sieht das Luder wohl, aber nicht den Jäger". Richtig sagt ein andres Sprüchwort: „Adler fängt nicht Fliegen", was sich mit dem Bilde von der Majestät des Adlers wohl verträgt, und worin der Adler einen gewissen Vorzug vor dem Löwen besitzt, welcher, wie wir gehört haben, sich auch vor der Mücke wehren muß. Dann wieder: „Adler brüten keine Tauben" oder „der Adler heckt keine Zeislein", der Gewaltige zeugt keine Schwachen. Beides wird zwar auch von dem Raben gesagt, aber hier beim Adler wird hauptsächlich der Gegensatz zwischen Stärke und Schwäche betont. Bloß im Scherze sagt man: „Ein alter Adler ist stärker als eine junge Krähe".

Der Oberschnabel ist vorn hakenförmig herabgebogen, daher sprechen wir bei Menschen von einer „Adlernase" und finden sie

nicht unschön, wenigstens bei Männern und überhaupt bis zu einer gewissen Gränze; während sie bei uns nur hin und wieder angetroffen wird, kennen wir sie alle sehr wohl als ein häufiges Merkmal der orientalischen Physiognomien, und bildet sie ein charakteristisches Kennzeichen der Indianer oder Rothhäute in America. Sein Nest, hier mit poetischem Schwunge Horst genannt, legt der Adler in großen Wäldern auf hohen Bäumen oder auf Felsen an, und man findet in demselben selten mehr als zwei Junge, welche von den Alten, sobald sie fliegen können, im Rauben unterrichtet werden. Wenn das Nest auf hohe Felsen gebaut ist, so wird es oft ganz unzugänglich, und man läßt sich mit Lebensgefahr an Seilen herab, um die Jungen auszunehmen, wobei man möglicher Weise noch einen Strauß mit den Alten zu bestehen hat. Wer also ein solches Wagestück einmal unternommen, der darf sich kühnlich seines Muthes rühmen, wie es der Schütze im Nachtlager von Granada zugleich mit feiner Galanterie thut, wenn er von sich sagt:

Er fand vom Adlerhorst zu dir die Bahn!

Die Jungen werden von den Alten reichlich gefüttert und gegen solche Angriffe der Jäger, wie oben einer erwähnt, vertheidigt; aber doch wird Niemand Adler als Muster von älterlicher Liebe aufstellen, sondern es ist wieder die Majestät des Königs der Vögel, welche den frommen Liederdichter Paul Gerhardt zu den Worten begeistert:

Wie ein Adler sein Gefieder
Ueber seine Jungen streckt,
Also hat auch hin und wieder
Mich des Höchsten Arm gedeckt!

Seinen vollen Namen hat der Adler einem Fische verliehen, dem „Meeradler oder Adlerfisch", einer Art von Rochen (Raja s. Myliobatis aquila). Derselbe ist glatt und von dunkelbrauner Farbe und hat wegen der breiten Flossen das Ansehen eines fliegenden Raubvogels; schon bei Plinius kommt er unter der Be-

nennung aquila vor, und bei den Griechen führt er gleichfalls den Adlernamen aëtos. Alle Rochen haben einen plattgedrückten, scheibenförmigen Leib mit außerordentlich erweiterten Brustflossen, welche vorn bis zur Schnauze laufen. Man fängt den Meeradler schon an den europäischen Gestaden; sein langer Schwanz ist fischbeinartig und hat einen Stachel, dessen Verwundungen die Fischer dergestalt fürchten, daß sie ihm sogleich, wie er aus dem Wasser gezogen worden, den Schwanz abhauen. Er wird zwei Centner schwer und hat ein zähes Fleisch, nur die Leber ist wohlschmeckender.

Der unüberwindliche Adler war schon im Alterthume als Feldzeichen, später als Wappenthier beliebt, Beides bis auf den heutigen Tag. Marius, der Besieger des Königs Jugurtha von Numidien, soll zuerst mit Abschaffung der andern früher dazu gebräuchlichen Thiere, den Adler als Abzeichen für die Fahnen der Römer eingeführt haben, und nachdem die römischen Adler in der alten Zeit den ganzen damals bekannten Erdkreis besiegt und so das erste Weltreich gegründet hatten, suchte im Anfange unsers Jahrhunderts der große Napoleon, welcher bekanntlich an Vorbedeutungen glaubte, durch ein günstiges Omen den Sieg an seine Fahnen zu fesseln, indem er ihnen ebenfalls den Adler verlieh, welchen sein Neffe, der gegenwärtige Kaiser von Frankreich, bei seiner Thronbesteigung wieder eingeführt hat, und diese kaiserlichen Adler waren, wie wir wissen, bis zur Schlacht von Waterloo so unwiderstehlich als vormals die römischen.

Als Wappenthier und Fahnenschmuck hat er neben seiner einfachen die fabelhafte Gestalt des Doppeladlers angenommen; beide deutschen Großmächte führen ihn in ihrem Wappen, Preußen den einfachen, Oesterreich den doppelten Adler. Noch sind wir Alle davon erfüllt, daß in diesen letzten ewig denkwürdigen Tagen der einfache preußische Adler den österreichischen Doppelaar zu Boden geworfen und aus Deutschland hinausgedrängt hat,

noch schweben wir, die Einen in bangem Zweifel, die Andern in kühner Hoffnung über die Folgen dieses Sieges.

Von der Gestalt des Doppeladlers hat der „Adlerfarren“ oder das „Adlerkraut“ (Pteris aquilina), ein in bergigen Wäldern gesellig wachsendes Farrenkraut, seinen Namen erhalten. Beim schrägen Durchschnitte des Wurzelstockes nämlich zeigt sich auf der Schnittfläche eine durch hellere Bogenlinien ausgezeichnete Figur, die einige Aehnlichkeit mit dem Bilde eines Doppeladlers hat. Ferner führt eine Bohnensorte von einer doppeladlerähnlichen Zeichnung die Benennung „Adlerbohne“. Auch das ostindische „Adlerholz“, bois d'aigle, verdankt ohne Zweifel einer solch entfernten Aehnlichkeit seinen Namen, da das sonst schmutzig gelbe Holz auf dem Durchschnitte weiße Tüpfelchen in bestimmter Anordnung zeigt. Es kommt aus Malakka in Hinterindien von einem sechzig Fuß hohen Baume, welcher von den Botanikern wieder Aquilaria genannt wird. Seit den ältesten Zeiten wird es nach Europa gebracht, auch als Paradiesholz, riecht etwas nach Bisam und wird zu Räucherungen, auch als krampfstillendes Mittel gebraucht.

Der österreichische Adler ist als ein Doppeladler so bekannt, daß man sagt, wenn zwei Leute mit dem Rücken gegen einander liegen oder sitzen, sie machten zusammen einen „österreichischen Adler“. Auch in der Alchymie spielte der Doppeladler seine Rolle; dort hieß man „doppelten Adler“ den Salzburger Vitriol, welcher neben Eisen auch Kupfer, also zwei Metalle enthält.

Anders als mit den vorausgehenden Pflanzen verhält es sich mit der „Adlerblume“, welche auch lateinisch von aquila abgeleitet Aquilegia genannt wird, was hinwieder von der deutschen Zunge zu dem jetzt gebräuchlicheren Namen „Aglei“ umgewandelt worden ist. Die violette Blume besteht aus fünf Blättern, unterwärts in hakige, hohle Sporen verzogen, welche hier mit den gekrümmten Krallen eines Adlers verglichen werden. Sie wächst

wild auf Waldwiesen und in Baumgärten durch ganz Deutschland, gibt aber auch eine schöne Gartenzierde, nimmt hier nicht selten eine weiße, röthliche oder buntgefleckte Farbe an und füllt sich leicht. Die Samen sind giftig oder doch scharf. „Adlerstein" und griechisch-lateinisch Aëtites ist der Name eines Minerals, welches man fälschlicher Weise früher für versteinerte „Adlereier" hielt. Es sind hohle, rundliche oder nierenförmige Stücke thonhaltigen Brauneisensteins von 1 bis 8 Zoll im Durchmesser, welche inwendig mit Sand und Thon angefüllt erscheinen, so daß beim Rütteln ein klapperndes Geräusch entsteht. Man heißt sie deßwegen auch Klappersteine, gewöhnlich aber Eisenniere. Leicht verständlich ist ferner der Name „Adlereule" für den Schuhu oder Uhu als den größten Nachtraubvogel, sowie der Adler der größte unter den Tagraubvögeln ist.

Wenn man „Adlerbeere" statt Arlesbeere sagt, so scheint mir dieß eine ähnliche Verkehrung der Aussprache zu seyn, wie in dem Ausdrucke Elsterbaum für Erle; es ist aber die Frucht des Sperbenbaumes (Sorbus domestica), welche auch Elsebeere, Sperbe u. s. w. genannt und erst, wenn sie morsch geworden, verzehrt wird.

Und nun zum Schlusse einen Spruch aus dem Gedankenkreise des Volkes entnommen und doch voll Schwunges: „Küh' und Schafe gehen mit einander, aber der Adler steigt allein!" Wie viele Männer in unserm Jahrhunderte dürfen sich wohl rühmen, ein solcher Adler zu heißen?

Druckfehler.

Seite	92	Zeile	3	von	unten	statt	, lies .
„	97	„	6	„	oben	„	fleg lies flog.
„	144	„	13	„	unten	„	Maisblümchen lies Maiblümchen.
„	145	„	13	„	„	„	Tenerium lies Teucrium.
„	160	„	11	„	„	„	Fledermäuse lies Feldmäuse.
„	201	„	7	„	„	„	unermüdlichen lies unermüdlichem.
„	204	„	11	„	„	„	. lies ,